5

Digitized by Google



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Digitized by Google



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

43
425
v. 3-4

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

3r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Dritter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1851.

Digitized by Google

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Dritter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Digitized by Google

238077

24

Digitized by Google

Druckfehler.

Band I.

S. 12 Z. 9 v. u. statt er lies: sein Vater.
" 12 " 7 " " " 1526 lies: 1550.
" 30 " 14 ist Ujias zu streichen.
" 44 " 3 lies: Bartholde!
" 61 " 2 statt 1596 lies: 1598.
" 82 " 4 u. 5 v. u. statt: der sein Schwiegersohn seit 1615 war lies: der der Schwager seines Sohnes (des Kurprinzen) seit 1616 war *).
" 101 " 14 lies: Friedensgeschäfte.
" 114 " 10 v. u. lies: die Quitzowe.
" 115 " 8 " " " Peitz.
" 123 " 13 " " " Anché.
" 201 " 6 lies: Fournée.

Band II.

S. 22 Z. 5 v. u. lies: Kirchenstaat.
" 40 " 8 " " " seule.
" 41 " 10 statt von Alten lies: von Ahlden.
" 136 " 13 v. u. ist: im Garten zu streichen.
" 161 " 2 " " lies: Chalesac.
" 192 " 9 " " statt Harms lies: Heems.
" 194 " 14 lies: Lintelo.
" 198 " 4 v. u. lies: ward durch sie Schwager.
" 257 " 5 statt: er wußte lies: wußte er.

---

*) Das wunderliche quid proquo, Schwiegersohn statt: Schwager seines Sohnes, wie im Manuscript stand, involvirt einen unerhörten Raub an England und ist durch ein wunderliches Mißgeschick in den Druck gekommen. Der wohlwollende Leser möge den Unfall bestens entschuldigen. V.

Inhalt.

Der Hof

Friedrich Wilhelm's I.

1713—1740.

Fortsetzung.

Digitized by Google

Digitized by Google

5. Die Hoflustbarkeiten unter Friedrich Wilhelm I. Das Tabacks-Collegium und Gundling. Die Parforcejagden zu Wusterhausen. Musik und Theater. Die Baupassion des Königs.

Der Areopag, in welchem am Berliner Hofe die Angelegenheiten der innern und äußern Politik verhandelt wurden, war das famose Tabacks-Collegium In Berlin, in Potsdam und im Sommer in Wusterhausen war eine Tabacksstube eingerichtet. Die in Berlin — „la chambre rouge avec les nues de tabac, qui composent la moyenne région d'air de la chambre" — wie sie Friedrich der Große in einem Briefe aus Ruppin vom 17. März 1733 an Grumbkow bezeichnete, befand sich in der Nähe des weißen Saales. Sie war auf holländische Art wie eine Prachtküche mit einem hohen Gestell von blauen Tellern eingerichtet und ward zum Andenken des gestrengen Soldatenkönigs mit der großen silbernen Bierkanne, aus der das Bier mittelst eines Hahns in die Krüge und Deckelbecher eingelassen wurde, bis auf die neuesten Zeiten im Stande erhalten. Man zeigte hier auch das Fremden-Willkomm-Buch und darin die Namen des Czaar Peter und Friedrich's des

Großen, der als elfjähriger Kronprinz mit dem merkwürdigen Spruche sich eintrug:

„Alles ist sterblich
Die Tugend aber unsterblich
Der ich nachtrachte
Und nichts achte"

„Spando 24. Juli 1723."

Alle Abende gegen fünf oder sechs Uhr kam das Tabacks-Collegium zusammen und blieb bis neun, zehn, auch elf und zwölf und wie Seckendorf 22. Jan. 1727 an Prinz Eugen schreibt, „oft bis nach zwölf Uhr" versammelt. Es gehörten dazu besonders die Obersten und Generale, welche die tägliche Umgebung des Königs bildeten. Die namhaftesten derselben waren außer Dessau und Grumbkow, dem Unzertrennlichen, folgende:

1. Oberst Christian Wilhelm von Derschau, ein Preuße, höchst einflußreicher Generaladjutant des Königs seit 1715. Derschau war ein tapfrer Mann und strenger Soldat, aber in der Barschheit und Härte trieb er es so weit, daß er bei dem Kriegsgericht über den Fluchtversuch Friedrich's des Großen sogar für dessen Enthauptung stimmte — freilich nach den bestehenden Gesetzen. Er war außerordentlich gefürchtet, besonders auch als Aufseher der Bauten in der neuen Friedrichstadt, wozu ihn der König bestellt hatte. Nach Pöllnitz soll er bei diesem Posten sogar Gelder erpreßt und mehrere Familien ruinirt haben. Er erlebte noch die Thronbesteigung dessen, dem er den Kopf abgesprochen hatte, machte noch den ersten

schlesischen Krieg mit und starb 1742 als Generalmajor und Chef eines Infanterieregiments.

2. General Graf Alexander Dönhoff, ein Sohn des Oberkämmerers unter dem großen Kurfürsten, Generals Friedrich Dönhoff, der jüngere Bruder des Utrechter Diplomaten Otto und Stifter des Hauses Beynühnen. Er war vermählt mit einer Gräfin Blumenthal aus dem 1730 ausgestorbenen älteren Geschlecht dieses Namens. Von ihm wurde 1734 der Dönhoffplatz in Berlin erbaut, auch übertrug ihm der König die Aufsicht über die Hofcomödianten. Er starb unter Friedrich dem Großen 1742, neunundfunfzig Jahre alt und ist der Großvater der bekannten Gräfin Dönhoff, Favoritin König Friedrich Wilhelm's II., Mutter des Grafen Brandenburg, des 1850 verstorbenen Premierministers in Preußen.

3. General David Gottlob von Gersdorf, ein Sachse aus dem Hause Baruth in der Lausitz, als Commandant der Grenadiergarde und Ritter des schwarzen Adlerordens schon unter Friedrich I. aufgeführt. Er war vermählt mit einer Tochter des Geheimen Raths Rhetius unter dem großen Kurfürsten und Schwiegervater des Ministers Baron Vieregg. Gestorben 1732.

4. Egidius Ehrenreich von Sydow auf Zollen in der Neumark, General der Infanterie, Amtshauptmann zu Giebichenstein bei Halle und 1735—1749 Commandant von Berlin. Friedrich der Große decorirte ihn 1741 mit dem schwarzen Adlerorden. Er starb 1749.

„Diese vier: Derschau, Dönhoff, Gersdorf und Sydow, schreibt der östreichische Gesandte Graf Seckendorf an Prinz Eugen 1. Aug. 1726, vermögen mehr, als alle Minister und ich muß mich ihrer am meisten zu gewissen Zeiten bedienen.“

5. Jean Querin de Forcade, aus einer französischen Emigrantenfamilie aus Pau in Bearn stammend, 1714—1729 Commandant von Berlin und — obwohl er kaum seinen Namen schreiben konnte — als Nachfolger von Otto Dönhoff seit 1717 Director der französischen Colonie. Nach den Memoiren der Markgräfin von Baireuth war er eine Hauptcreatur Anhalt's und intriguirte durch die Gouvernante der Markgräfin, Mademoiselle Leti, die Tochter des Geschichtschreibers, die seine Maitresse war. Gestorben 1729 als Generallieutenant.

6. Peter von Blankensee. „Entre l'ame de ce général et celle des bêtes la différence n'est pas grande“ urtheilte der sarkastische Friedrich als Kronprinz in einem Briefe an Grumbkow 24. April 1733. Bei Friedrich Wilhelm aber war Peter Blankensee wegen seiner Buffoniaden gar sehr beliebt; von seinem Sprichwort, das er immer anbrachte: „Ei der Blitz!“ hieß er „der Blitzpeter“ bei Hofe. Er war aber sonst ein ehrlicher und tapfrer Soldat und trug seit 1730 den schwarzen Adlerorden. Er starb 1734 als Herr von Wulkow bei Stargard in Pommern, Generallieutenant der Cavalerie und Gouverneur zu Colberg.

7. Caspar Otto von Glasenapp, ebenfalls ein tapfrer Pommer, der 1735 den schwarzen Adlerorden erhielt und nach achtundsechzigjähriger Dienstzeit unter Friedrich dem Großen 1747, dreiundachtzig Jahre alt, als Generalfeldmarschall, 1729—1735 Commandant und 1735—1747 Gouverneur von Berlin, Prälat zu Camin, Herr zu Wurchow, Grammenz u. s. w. starb.

8. Christoph Adam von Flanz, aus dem Hause Witbrietzen in der Mittelmark, der, wie Glasenapp, ebenfalls achtundsechzig Jahre dem Hause Brandenburg unter dem großen Kurfürsten und den drei ersten preußischen Königen diente; 1740 verlieh ihm der große Friedrich den schwarzen Adlerorden und erhob ihn zum Generalfeldmarschall, er starb 1748, fünfundachtzig Jahre alt, als Gouverneur zu Königsberg. Flanz war der beste Rebhuhnschütze bei Hofe: Friedrich Wilhelm pflegte ihn, wenn er krank war, für sich schießen zu lassen, um der Königin ihr Deputat in die Küche zu liefern.

9. Dubislav Gundomar von Natzmer, der Generalfeldmarschall und Commandant der Gensd'armen, der Stiefvater des Bischofs der Brüdergemeinde, dessen Personalien schon oben mitgetheilt sind.

10. Heinrich Carl von der Marwitz, Sohn Curt Hildebrand's aus dem Hause Sellin, ein Enkel Derfflinger's, der noch von Friedrich Wilhelm 1739 den schwarzen Adlerorden erhielt, unter Friedrich Gouverneur von Breslau, gestorben 1744, vierundsechzig Jahre alt.

11. Friedrich Wilhelm von Rochow, der Oberst, der 1729 nebst dem Kurländer Keyßerling als Gesellschaftscavalier dem Kronprinzen zugewiesen wurde. Er war ein sehr gestrenger Soldat, Friedrich decorirte ihn noch 1746 mit dem schwarzen Adlerorden, er starb als Generallieutenant 1754, fünfundsechzig Jahre alt. Sein Schwiegervater war der Feldmarschall Katt, sein Schwager der unglückliche Katt.

12. Wilhelm Dietrich von Buddenbrock, ein Preuße, geboren 1672 auf dem Stammgute Tilsewirschen in Litthauen. Buddenbrock ist durch seine energische Fürsprache im Kriegsgericht für Friedrich den Großen ausgezeichnet, er erhielt noch von Friedrich Wilhelm 1739 den schwarzen Adlerorden und starb 1757, fünfundachtzig Jahre alt, als Generalfeldmarschall und Gouverneur von Schlesien und Breslau, Oberst über ein Cuirassierregiment, Propst des adeligen Stifts Soest in der Grafschaft Mark und Amtshauptmann der Aemter Neuhaus, Labiau und Zehden.

13. Arnold Christoph von Waldow, wie Buddenbrock ausgezeichnet als Schützer des Kronprinzen gegen den väterlichen Zorn nach dessen Fluchtversuch auf der Rheinreise von Frankfurt nach Wesel, wo Friedrich Wilhelm seinen Sohn persönlich mißhandelte. Waldow erhielt gleich nach Friedrich's Thronbesteigung den schwarzen Adlerorden und starb 1743, einundsiebzig Jahre alt, als Generallieutenant und Gouverneur von Breslau.

Buddenbrock und Waldow standen bei Friedrich Wilhelm, ungeachtet sie von Statur klein waren, wegen ihrer andern Verdienste in Gunst. Ein baumlanger Mann dagegen war der, welcher zuletzt und noch beim Tode des Königs in höchsten Gnaden war:

14. Johann Christoph Friedrich von Haake, Oberst und Generaladjutant seit dem Jahre 1731 und zugleich Hofjägermeister, ein Hofamt, das gewöhnlich mit dem des Generaladjutanten seit Friedrich Wilhelm verliehen wurde. Haake war schon 1715 bei den langen Grenadieren in Potsdam eingetreten und stand beim König wegen seiner langen martialischen Figur und als höchst gestrenger Soldat im vollsten Sonnenscheine der Gunst: der König schenkte ihm und dem alten Dessauer noch auf dem Todtenbette ein schönes Pferd. Früher, 1732, hatte er ihm auch eine reiche Frau geschenkt, Sophie Albertine, die einzige Erbtochter seines Lieblings, des Ministers Creutz, und zwar, wie oben erwähnt worden ist, gegen den Willen des Vaters und der Braut. Haake gelangte dadurch zum Besitz der großen Güter Pencun bei Stettin, Radewitz u. s. w. in der Uckermark, sein Schwiegervater starb schon 1733. Haake erhielt sich auch noch bei Friedrich dem Großen in Gunst, dieser erhob ihn nach seiner Thronbesteigung in den Grafenstand, auch war Graf Haake der Erste, der den von Friedrich dem Großen gestifteten Orden pour le mérite trug. Der von ihm gebaute Haake'sche Markt in Berlin hat sein Andenken erhalten, auch übertrug ihm Friedrich 1750 den Bau der Spandauer

Vorstadt. Aber die durch königlichen Befehl durchgesetzte Ehe mit Fräulein Creutz war ohne Kinder, der Graf Haake starb als der letzte seines Geschlechts, 1754, nur fünfundfunfzig Jahre alt, als Generallieutenant und Commandant von Berlin, seit 1748 mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. *)

Außer diesen Obersten und Generalen wurden zum Tabacks-Collegium noch die Minister und Gesandten eingeladen. Unter letzteren stand in vorzüglicher Gunst nächst dem fast nie in der königlichen Suite fehlenden östreichischen Gesandten Seckendorf der holländische General Ginckel, den der König sehr wohl leiden mochte und ihn 1738 mit der höchsten preußischen Hofauszeichnung, dem schwarzen Adlerorden, auszeichnete, welchen nur noch der russische Gesandte Graf Golofkin, der Gemahl der Gräfin Dohna-Ferrassieres trug. Fremde Fürstlichkeiten, die zu Besuch kamen, und sonstige durchreisende Notabilitäten empfingen ebenfalls Einladungen ins Tabacks-Collegium. So erschien hier wiederholt der ehemalige König von

*) Nach Hellbach's Adelslexikon war er der letzte seines Geschlechts. Das preußische Adelslexikon von Zedlitz schreibt ihm einen Sohn und eine Tochter zu. Die Haake'schen Güter in Pommern wurden 1757 allodificirt und fielen nach dem Tode der Gräfin Haake-Creutz ihrem Sohn zu; vielleicht war es ein Adoptivsohn, oder ein Sohn aus zweiter Ehe, der den Namen der Grafen Haake fortpflanzte, die allerdings noch existiren, ohne daß ich finde, daß eine anderweite Grafung statt gefunden habe. Im Besitz des Erb-Schenken-Amts ist die rothe Linie der Herren von Haake.

Polen, Stanislaus Leszzinsky, und der nachherige Kaiser Franz I. als Herzog von Lothringen, um die Stimme des preußischen Königs für die römische Königswahl zu erhalten.

Alle Bedienung war entfernt, um ganz ungestört zu sein. Gegen 7 Uhr ging der König zur Königin, wo stets ein Couvert für ihn gedeckt war, kam aber bald zurück. Wer von den Gästen speisen wollte, fand auf einem Nebentische kalte Küche, unangeschnittene Braten und Pasteten, die der König vom Mittagstische aufheben ließ. Gegen acht Uhr erschienen die jungen Prinzen und wünschten gute Nacht. Um den Haupttisch im Tabacks-Collegium herum saßen die Herren mit ihren breiten Ordensbändern und rauchten aus langen holländischen Pfeifen, vor jedem von ihnen stand ein weißer Krug mit Duckſteiner Bier von Königslutter im Braunschweigischen und ein Glas. Die nicht wirklich rauchen konnten, wie der alte Dessauer oder Seckendorf, mußten, weil es der König gern sah, wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen und kalt rauchen, Seckendorf war sogar so gefällig, sich durch fortwährendes Blasen mit der Oberlippe den Anschein eines recht wohlgeübten Rauchers zu geben. Es ergötzte den König, der ein Freund der „Schnurren“, der derbsten und stärksten Späße war, höchlich, wenn fremde Prinzen durch das Bier betrunken gemacht werden konnten oder wenn ihnen das ungewohnte Tabackskraut Sterbensübelkeit machte. Er selbst rauchte passionirt; als der König Stanislaus 1736 nach Berlin kam, ebenfalls ein passionirter Raucher,

jeden Abend dreißig Pfeifen. Auf dem Tische lagen die Zeitungen, die Berliner, die Hamburger, die Leipziger, die Breslauer, die Wiener, die Frankfurter, auch holländische und französische. Ein Vorleser war bestellt, der sie vorlesen und was unverständlich war, aufklären mußte. Dieser Vorleser war der hochgelahrte, hochgepriesene und hochgefoppte Jacob Paul Freiherr von Gundling.

Gundling war geboren 1673 und der Sohn eines Pfarrers zu Hersbruck im Gebiet der Reichsstadt Nürnberg, ein Franke. Er kam durch Dankelmann nach Berlin und war Professor früher an der von Friedrich Wilhelm gleich nach Antritt seiner Regierung aufgehobenen Ritterakademie und Rath und Historiograph bei dem ebenfalls aufgehobenen Oberheroldsamte. Der König erhob ihn auf Grumbkow's Empfehlung zum Hofrath und Zeitungsreferenten bei dem Tabacks-Collegium, er erhielt freie Tafel bei Hofe, Wohnung im Potsdamer Schlosse und mußte den König zugleich auf allen seinen Gängen begleiten, um ihm mit seiner Gelahrtheit und instructiven Unterhaltung nahe zu sein. Gundling fehlte bei keiner Einladung, die der König annahm, Grumbkow hatte sogar in seinem Speisesaale einen Catheder bauen lassen, von welchem herab Gundling während der Tafel die Zeitungen vorlas, sie erklärte und mit den Gästen darüber discurirte. Gundling war so in seiner Art ein wichtiger Mann und selbst der russische und der kaiserliche Hof verschmähten es nicht, ihn durch Gnadenketten zu gewinnen. Der kaiserliche Hof that es auf Empfehlung Grumbkow's. „Ich bekomme,

schreibt Seckendorf 25. Oct. 1726 an Eugen, in diesem Augenblicke einen Brief von Berlin vom bekannten guten Freund, darinnen er mir meldet, daß uns Niemand mehr dort Schaden thäte, als ein gewisser Geheimer Rath Gundling, welcher zwar wider seinen Willen einen Narren agiren muß, aber alle Abend in des Königs Gesellschaft ist, auch an seiner Tafel. Diesem wird geglaubet, als einem Orakel in publicis. Sobald nun eine kaiserliche Materie kommt, so wirft er solche über den Haufen und insinuirt dem König falsche principia. Interessirt, wie alle dergleichen Leute sind, ist er mit einer Gnadenkette von etlichen hundert Gulden, daran die Medaille hängt, zu gewinnen. Moskau hat schon dergleichen glücklich practicirt." Eugen wirkte darauf die Gnade beim Kaiser aus, Gundling erhielt eine mit Diamanten besetzte Medaille, wie Eugen 15. Jan. 1727 schreibt, „weil es vor eine weit größere Distinction hier gehalten wird, Medaillen als Ketten zu verleihen, indem letztere sogar an ordinaire Couriere gegeben werden." Um die Gelehrsamkeit, die Gundling wirklich besaß, in ihm recht eclatant lächerlich zu machen, mußte er beim König den Lustigmacher und Hofnarren abgeben. Der König erhob ihn 1717 zu einer bereits abgeschafften Würde, zu der des Ober-Ceremonienmeisters, er schenkte ihm den Anzug des verabschiedeten Besser, den dieser am Krönungs- und Ordensfest getragen hatte: es war ein rother, mit schwarzen Sammet ausgeschlagener Leibrock mit großen französischen Aufschlägen und goldnen Knopflöchern, dazu

eine große Staatsperrücke mit herabhängenden langen Locken von weißen Ziegenhaaren ein großer Hut mit weißen Straußfedern, paille Beinkleider, rothseidne Strümpfe mit goldnen Zwickeln und Schuhe mit den üblichen rothen Absätzen. Der König erhob ferner Gundling — und zwar an des großen Leibnitz Stelle 1718 zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Außerdem steht er noch im Adreßkalender von 1720 als „Geheimer Ober = Appellations=, Kriegs= und Hofkammerrath, auch Hof= und Kammergerichtsrath und Historiograph." 1724 ward er in den Freiherrnstand erhoben, „vorerst nur, wie es im Diplom hieß, da seine großen Verdienste längst meritirt, daß er mit dem Grafenstande beehrt werde."

Der König ertheilte endlich Gundling auch noch 1726 die Kammerherrnwürde. In der Trunkenheit schnitt man ihm aber den Kammerherrnschlüssel einst ab, der König bedrohte ihn nun, ihn wie einen Soldaten zu behandeln, der sein Gewehr verloren habe. Nachdem Gundling acht Tage lang einen fast eine Elle langen vergoldeten hölzernen Schlüssel zur Strafe auf der Brust hatte tragen müssen, ward ihm der verlorene wieder behändigt, er ließ ihn sich nun von einem Schlosser mit starkem Draht an den Rockschoß festmachen. Alle Würden und Chargen erhielt Gundling nur, um ihn und sie damit zu verspotten. So z. B. ernannte der König Gundling auf seinen Vorschlag, Maulbeerbäume in der preußischen Monarchie anzupflanzen, zum „Geheimen Finanzrath" mit der Weisung an den vorsitzenden Etatsminister: „ihn

feierlich in das Collegium zu introduciren, ihn cum voto sessionis anzustellen und ihm das Departement aller seidenen Würmer im ganzen Lande zu übertragen."

Im Tabacks-Collegium belustigte man sich mit Gundling auf die ergötzlichste, wenn freilich auch ausgelassenste, ja oft roheste und derbste Weise. Dem König galten nur die Soldaten etwas, die Gelehrten waren ihm „Pedanten, Tintenkleckser, Schmierer." Man mußte ihnen die soldatische Ueberlegenheit beweisen. Freilich hatte der König recht — die Leibnitze waren selten. Es war, wie gesagt, das Vergnügen des Königs, der selbst stark poculirte, seine Gäste betrunken zu machen, sogar seine Tochter schreibt, daß er ihren Gemahl, den Erbprinzen von Baireuth bei seiner Hochzeit betrunken gemacht habe. Gundling ward gar oftmals so stark zugesetzt, daß er seiner nicht mächtig blieb. Nachdem man solchergestalt den Sieg über die Gelehrsamkeit davongetragen, ward Gundling eine Zielscheibe der massivsten und handgreiflichsten Schnurren und Späße des Königs und seiner Offiziere. Man heftete ihm allerlei Figuren von Eseln, Affen und Ochsen an sein Staatskleid und malte ihm einen Schnurrbart. Man ließ ihn aus den Zeitungen die boshaftesten Artikel über seine eigene Person ablesen, welche der König eigens an die Redactionen hatte schicken lassen. Man setzte einen Affen, der ganz so wie Gundling selbst gekleidet und mit dem Kammerherrnschlüssel geschmückt war, ihm zur Seite, der König

behauptete nun, dieß sei ein natürlicher Sohn von ihm, Gundling mußte ihn vor dem ganzen Tabacks-Collegium umarmen. In Wusterhausen, wo immer im Schloßplatze mehrere junge Bären umherliefen, legte man ihm einige derselben in sein Bett, die ihn mit ihren Umarmungen, obwohl die Vorderfüße verstümmelt waren, beinahe todt gedrückt hätten, mehrere Tage lang mußte der arme Gundling Blut husten. Man nahm die tollsten Dinge mit ihm vor. Einmal im Winter taumelte er schwer geladen in Wusterhausen über die Schloßbrücke nach Hause, da packten ihn auf Befehl des Königs vier handfeste Grenadiere und ließen den schweren Mann an Stricken in den gefrornen Schloßgraben so lange hinunter und wieder herauf und wieder hinunter, bis er das Eis aufgestoßen hatte. Diese besonders komische Scene mußte zu besonderer Ergötzlichkeit des Königs wiederholt und sogar gemalt werden. Einmal war Gundling zu Gaste geladen und ließ sich in einer Sänfte tragen. Auf einmal wich der Boden unter ihn, er rief die Träger sehr laut an, zu halten, aber je lauter er rief, je schneller liefen die Träger und zwangen ihn so, mit ihnen à la Pachter Feldkümmel zu laufen. Mehreremale fand Gundling, wenn er zu Hause kam, sein Studierzimmer zugemauert und mußte, statt sich zur Ruhe legen zu können, die ganze Nacht mit Suchen zubringen. Auch beschoß man ihn in diesem Studierzimmer mit Raketen und Schwärmern.

Der schwergeplagte Mann entfloh endlich zu seinem Bruder, dem berühmten Professor und Kanzler

Nicolaus Hieronymus in Halle. Der König ließ ihn indeß wieder holen, machte Anfangs Miene, ihn als Deserteur zu bestrafen, nahm aber, als er eine ungewöhnliche Stille an ihm bemerkte, wieder zu dem alten Köder, der Eitelkeit, seine Zuflucht. Man ertheilte ihm die ungemessensten Lobsprüche, er erhielt 1000 Thaler Zulage und ward damals, 1724, mit der Ancienniät von sechzehn Ahnen väterlicher und mütterlicher Seite in den Freiherrnstand erhoben. Drei Jahre darauf ließ der König aber einen der stärksten Schwänke an ihm verüben. Auf seinen Befehl schrieb Faßmannn, aus Wiesenthal in Sachsen, der Autor der damals sehr beliebten „Gespräche im Reiche der Todten", sein Rival und Nachfolger, eine der derbsten Satyren gegen Gundling unter dem Titel: „Der gelehrte Narr." Er ward beauftragt, sie Gundling im Tabacks-Collegium zu überreichen. Gundling ward hochroth vor Zorn und kam so in Harnisch, daß er eine der zum Pfeifenanbrennen mit glühendem Torf gefüllten kleinen Pfannen ergriff und sie Faßmann in's Gesicht warf, wovon ihm die Augenwimpern versengt wurden. Sofort setzte sich dieser vor den Augen Sr. Maj. in Avantage, entblößte Gundling die hinteren Kleider und bearbeitete ihn mit der Pfanne so, daß Gundling vier Wochen lang nicht zu sitzen vermochte. Seitdem begegneten sich die beiden gelehrten Herren niemals im Tabacks-Collegium, ohne daß es von Neuem zum Faustkampfe kam. Der König, die Minister, Generale und Gesandten sahen diesen Fußturniren zu. Endlich forderte der König,

die beiden Herren sollten ihre Ehrensache durch ein rechtschaffnes Duell ausmachen. Faßmann forderte Gundling auf Pistolen, Gundling mußte die Forderung annehmen, er mochte wollen oder nicht. Als die Combattanten aber auf dem Schauplatz erschienen, warf Gundling die Pistole weg, Faßmann schoß ihm die seinige, welche blos mit Pulver geladen war, in die Perrücke, die davon anbrannte. Gundling fiel vor Schreck zur Erde und konnte kaum durch einen ganzen Eimer über ihn geschütteten kalten Wassers zu dem Glauben zurückgebracht werden, daß er noch lebe. Gundling beschloß endlich sein hochgelahrtes und auch hochgestelltes, aber auch sehr hochgeplagtes Leben zu Potsdam, achtundfunfzig Jahr alt, 1731 auf seinem Zimmer im königlichen Schlosse. Bei der Section ergab sich, daß er im Magen ein großes Loch hatte, er war vom vielen Trinken geborsten. Nichtsdestoweniger, so ernst dieser Umstand war, ließ der König ihn auch noch im Tode verspotten. Seit zehn Jahren bereits war ein mächtiges Weinfaß zu Gundling's letzter Ruhestätte bestimmt. In dieses Weinfaß ward er statt des Sargs, mit seinem besten Staatskleide angethan, gelegt und so in Bornstädt bei Potsdam — trotz der Reclamationen der Geistlichkeit — wirklich begraben. Faßmann hielt dem preußischen Freiherrn mit der Anciennität von sechzehn Ahnen, dem preußischen Kammerherrn und Historiographen und Präsidenten der Akademie der Wissenschaften und Geheimen Finanz- u. s. w. u. s. w. Rathe die Parentation über seiner Weinfaß-Ruhestätte.

Unter Gundling's Nachfolgern ist außer Faßmann noch Morgenstern zu nennen. Mag. Salomon Morgenstern war ein Sachse und in Pegau geboren. In Halle hatte er zeither den Studenten mit vielem Beifalle bei einer Pfeife Taback und einem Glase Wasser Vorlesungen über Historie und Geographie gehalten. Er hatte eine Staatsgeographie und ein Staatsrecht des russischen Reichs, der Kaiserin Anna und den Grafen Ostermann und Münnich dedicirt, geschrieben und war dafür reichlich beschenkt worden. Er hatte die Absicht, nach Rußland zu gehen, in der Hoffnung und Aussicht, an dem zu Moskau zu errichtenden Gymnasium Anstellung zu finden. Er kam durch Potsdam und gab sich im Thore als Magister legens an. Sein auffallend komisches Aeußere veranlaßte den wachthabenden Offizier, ihn dem Könige zu melden. Er gefiel dem Könige sehr gut und dieser bedeutete ihm ohne Weiteres, er dürfe nicht weiter reisen. Morgenstern schützte seine guten Aussichten in Rußland vor, aber der König schnitt kurz ab, indem er erklärte, was die Kaiserin gebe, könne er auch geben. So ward Morgenstern als Hofrath installirt mit 500 Thalern und freier Wohnung zu Potsdam. Er trat in's Tabacks-Collegium ein und erhielt sich hier in ziemlichem Ansehen.

Der eigentliche Nachfolger Gundling's als vielfach gefoppter Hofnarr ward der unter dem Namen Astralicus am Potsdamer Hofe renommirte Tyroler Graben zum Stein, oder Spottes halber Graf zum Stein.

Er war ein entlaufener Mönch und ward als Vicepräsident der Akademie der Wissenschaften und Ceremonienmeister installirt. Er mußte gewaltig viel leiden, wie Gundling, vertrat aber noch einen besonderen Posten: er war nach Pöllnitz eigentlich ein geheimer Spion Seckendorf's und Ginkel's, Seckendorf hatte ihn zu seinen Aemtern empfohlen. Auf sein Diplom als Vicepräsident, wo dem Astralicus seine Arbeit am Himmel angewiesen wird, komme ich unten zurück.

Morgenstern und der Astralicus sind durch eine drollige Geschichte renommirt geworden, die der stets auf lustige Geschichten und Schwänke bedachte König einmal in Frankfurt an der Oder anstellte. Er ließ hier nämlich seinen Hofrath Morgenstern eine Disputation mit den Professoren anstellen über das Thema: „Gelehrte sind Salbader und Narren."

Der König kam am 10. November 1737 in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern ritt, nach Frankfurt. Am folgenden Tage besah er die Messe, nahm Abends eine Musik, die ihm die Studenten brachten, an und ertheilte selbst den Befehl, was bei tapferem Wetzen der Hieber auf dem Straßenpflaster ausgerufen werden solle, nämlich: „Vivat das königliche Haus, die königlichen Waffen und Herr Morgenstern — Pereat allen Feinden des Königs und dem Astralicus!" Am Dienstag war die Disputation. Den Professoren war durch die Pedelle angesagt worden zu erscheinen und Morgenstern zu opponiren. Der König stellte sich frühzeitig ein mit seinen Offizieren. Es fehlten aber noch viele Professoren.

Der König ließ sie holen und sagte zu den Offizieren: „Morgenstern ist klüger als alle Professoren. Ein Quentchen Mutterwitz ist besser, als ein Centner Universitätsweisheit."

Rector und Ordinarius der Juristen-Facultät zu Frankfurt war damals der berühmte Würtemberger, der Geheime Rath Johann Jacob Moser. Er weigerte sich zu opponiren. Der König äußerte darauf: „Ja, das ist auch so ein Heuchler. Was ist's denn? Jeder Mensch hat seinen Narren, ich habe den Soldatennarren. Einer (er deutete auf Moser) hat den geistlichen Hochmuthsnarren; ein Anderer noch einen anderen Narren. Es ist ja nur erlaubter Spaß." Darauf rief er den Studenten zu: „Scheut euch nicht Jungen, tretet näher und beweist Morgenstern, daß er ein Narr ist!"

Darauf begann ein ungeheurer Tumult. Morgenstern konnte es kaum aushalten. Moser beschreibt seine merkwürdige Kleidung, in der er auf dem Catheder figurirte: ein mit lauter silbernen Hasen gesticktes blausammtnes Kleid mit großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste, eine sehr große, über den ganzen Rücken herunterhängende Perrücke; statt des Degens trug der würdige Mann einen Fuchsschwanz und auf dem Hute statt der Federn Hasenhaare.

Als der Tumult gegen den in die Enge getriebenen Morgenstern nicht enden wollte, mußte der Rector die Ruhe wieder herstellen. Nun begann die Disputation.

Der Professor Roloff, ein gewandter Humanist, Sohn des lutherischen Propstes zu Berlin, der zwei Jahre nachher den König zum Tode vorbereitete, war der erste, der gegen Morgenstern auftrat: er machte diesem tüchtig zu schaffen und brachte durch seine guten Einfälle wiederholt den König zum Lachen. Darauf opponirte noch Professor Fleischer, auch ein aufgeweckter Mann, der eins der liberalsten Kirchenrechte geschrieben hat. Nach einer Stunde ließ der König einhalten, machte Morgenstern ein großes Compliment, drehte sich um, pfiff und klatschte in die Hände. Alle Anwesenden thaten dergleichen.

Morgenstern erlebte noch fast die ganze Regierung des großen Friedrich: er starb erst 1785, bis zu seinem Tode mit den ihm von Friedrich Wilhelm ausgesetzten 500 Thalern vergnügt.

Das Tabacks-Collegium ward nur an Wochentagen besucht. An den Sonntagen wohnte Friedrich Wilhelm Vor- und Nachmittags mit größter Pünktlichkeit dem Gottesdienste bei und den Abend gleich nach der Nachmittagspredigt, in welche der König ritt, ward eine große Cavalcade gemacht, welcher der ganze Hof beiwohnen mußte. Friedrich Wilhelm ließ die Kutschen jedesmal vor seinem Pferde vorbeidefiliren und pflegte dann mit den Vorüberfahrenden zu sprechen oder zu scherzen. Die gewöhnlichste Art, seine gute Laune zu bezeigen bestand in der Pantomime, daß er zwei Finger, wie ein Paar Hörner an die Seite seiner Stirne setzte, ohne weiter ein Wort zu sprechen. „Der Kammerdiener Abt“, erzählt der lustige Rath

Morgenstern, „blökte sodann die Junge heraus und seine Frau machte darauf mit dem freundlichsten Lächeln eine Verbeugung dagegen. Dem Kammerdiener Brandhorst hingegen war diese Adresse jedesmal ein Nagel zu seinem Sarge und seine Frau gerieth darüber immer wie in Ohnmacht."

Den größten Theil des Jahres, Frühling bis Herbst, brachte der König in Potsdam zu, exercirend und jagend. Die Hauptparforcejagden waren im Herbst zu Wusterhausen. Sie dauerten ein paar Monate und waren ungeheuer fatiguant. An einem Tage wurden oft 1500 Dammhirsche und Rehe und 3—4000 Wildschweine erlegt. Für die Jagdspäße hielt der König einen eignen Jagd- und Tafelrath, Johann Erdmann Rossig, der, wie Gundling, durch ein in des Königs jovialer Art verfaßtes Diplom unter dem Namen Rabenpreis im Jahre 1732 baronisirt wurde. Sieben Jahre darauf aber kam er nach Spandau, erst Friedrich der Große entließ ihn 1742 seines Arrestes und er starb, achtundachtzig Jahr alt, zu Kossenblatt. Wie Friedrich Wilhelm in Allem industriös war, mußten ihm auch die Jagden außer dem „Plaisir" noch einen „Profit" abwerfen: den Räthen und Kanzelisten, Kaufleuten und Bürgern wurde die Jagdbeute zugeschickt, und sie hatten, das Stück zu drei bis sechs Thaler, die erlegten Wildschweine abzukaufen. Sogar den Juden wurden sie zugesandt, und sie mußten sie, da sie dieselben nicht selbst essen konnten, weiter verkaufen. In Wusterhausen war es auch, wo der König seine zwei einzigen Festtage

feierte, die das Jahr für ihn hatte, den Jahrestag der Schlacht von Malplaquet, 11. September, und das Fest des heiligen Hubertus, des Patrons des edlen Waidwerks, 3. November. An diesen Tagen ward besonders scharf getrunken und nach der Tafel pflegte der König mit seinen Generalen und Offizieren zu tanzen; die Königin aber zog sich mit ihren Damen unmittelbar nach der Tafel zurück. Bielefeld erzählt, daß er diese Art der Männerbälle noch 1739 in Potsdam gefunden habe: er war erst zum Diner beim Commandanten des großen Potsdam'schen Regiments, Oberst von Weiher, wo ein ganzes Bataillon von Flaschen vortrefflichen Rheinweins geleert wurde, dann zum Kaffee beim Hauptmann, nachherigen General von Winterfeld; als man den Kaffee getrunken, ließ man die Regimentsmusik kommen und tanzte, während Champagner gereicht wurde. Mehrere Herren der Gesellschaft fuhren dann noch Abends acht Uhr in den Salon einer Gräfin: einer setzte sich zwischen zwei Stühlen auf die Erde und konnte nicht wieder aufstehen.

Bei Wusterhausen sowohl als bei Potsdam hatte der König große Parforcegärten, eingehegte Waldungen von einer Menge Schneusen (alleeähnlichen Durchhauen) durchschnitten, mehrere Meilen im Umfange, in denen Wiesenflächen und Seen mit eingeschlossen waren. Zu Unterhaltung dieser Gärten verwendete Friedrich Wilhelm ansehnliche Summen. Zur Parforcejagd waren zwölf Piqueurs angestellt, die gute Jäger,

gute Reiter und gute Waldhornisten sein mußten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach mit grünen Sammetaufschlägen, grüne Westen mit goldnen Borden und gelblederne Beinkleider. Jeder hatte ein besonderes Pferd. Außerdem wurden für die Jagden noch einige dreißig Pferde und mehr als hundert große Jagdhunde gehalten. Bei Förster ist die Beschreibung einer Jagdpartie parforce auf den Hirsch mitgetheilt von einem Augenzeugen: „Wenn das Signal vom Oberjäger im Parforcegarten gegeben ist, schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher nach allem Vermögen läuft und zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich darin drein folgen auch des Königs Majestät. Dicht vor ihnen her aber reitet der Hof- oder auch wohl der Ober-Jägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit und Mattigkeit fällt. Es fügt sich auch wohl, daß er an ein Wasser kommt und durch dasselbe setzt; da denn die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnügter anzusehen. Bei so gestalten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Maj. und die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittage fünf bis sechs Meilen oder auch wohl noch weiter herumjagen; wie denn manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und sich erst des Nachmittags um ein oder zwei Uhr endigt. Gemeiniglich aber ist es in einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen.

Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister den Nickfang. Alsdann löst er ihm die beiden vordern Läufte ab und präsentirt sie dem König auf einen silbernem Teller. Die Parforce-Hörner lassen sich hierbei stattlich hören und es wird zum Zeichen der Victoria-Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig auf den Hut. Den Hirsch legen die Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in dem Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett ist, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, und öfters der ganze Hirsch bis auf die Haut und den Kopf, ist für die Parforcehunde bestimmt und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung gehet es sehr lustig und zwar also her. Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihro Maj. nach Dero Retirade, woselbst sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten ander weißes Zeug anlegen. Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. Die Parforcehunde, mehr als hundert an der Zahl, warten außer dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Wärter bei sich, welche Karbatschen in der Hand haben.

Erscheinen des Königs Maj., so sammelt sich alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhofes und die Hunde werden eingelassen.

Sie eilen nach dem Hirsch zu, werden aber etlichemal um denselben herum und wieder hinausgeführt, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt. Endlich, wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursche den Kopf des Hirsches und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Sie schlagen gewaltig an und bellen. Aber anfallen dürfen sie durchaus nicht. Letzlich, wenn die Haut auf einmal von dem zerlegten Hisch herunter gezogen wird, dient solches zu einem Zeichen für die Hunde, ihre Mahlzeit zu thun, mit der sie gar bald fertig werden. Die Piqueurs müssen auf ihren Hörnern dazu blasen."

Bei der wilden Schweinsjagd wurden die Keuler zu zwei bis drei Hunderten in mit Garnen eingeschlossne Gehege von 6—700 Schritten eingetrieben, wo sie die Jäger zum Fang anlaufen ließen. Bei einer Saujagd in Pommern brach einmal dem Generaladjutant von Haake beim Annehmen eines tüchtigen Keulers auf der Brust desselben das Fangeisen ab. Um sich zu retten, stellte er sich breit, wie der Coloß zu Rhodus, um das Thier durchrennen zu lassen. Es nahm ihn aber mit, und der colossale Mann, verkehrt auf der Sau sitzend, den Bürzel in der Hand, schrie laut um Hülfe. Das Thier lief auf den Oberstlieutenant von Münchow zu, er wollte demselben die Seite durchbohren, traf aber dem Major in die Wade. Endlich packten Hunde den Keuler.

Außer auf Schwarz- und Rothwildpret, liebte der König auch noch besonders auf Rebhühner zu jagen.

Diese Jagd begann schon zu Ende August auf der Feldmark von Machenow bei Wusterhausen. In manchem Herbst schoß der König 4000 Rebhühner. Diese gehörten der Königin, nach einem mit ihr getroffenen Contract, kraft dessen sie ihm Pulver und Blei lieferte. Endlich ward auch noch im Frühling und Herbst in der Nähe von Potsdam die Reiherbeize gehalten, wobei auch die Königin zuweilen erschien. Gewöhnlich sah sie im Wagen zu, einmal, als der Herzog von Braunschweig mit seinem Erbprinzen Carl zu Besuch war, spielte sie mit diesen im Walde unter einem Baume l'hombre.

Das Jagdschloß Wusterhausen hat die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren beschrieben. „Der König hatte mit vielen Kosten und großer Anstrengung einen dürren Sandhügel aufwerfen lassen, welcher die Aussicht so gut begrenzte, daß man das verzauberte Schloß nicht eher sah, als beim Hinabsteigen. Dieses sogenannte Palais bestand in einem sehr kleinen Hauptgebäude, dessen Schönheit durch einen alten Thurm erhöht wurde, zu dem hinauf eine hölzerne Wendeltreppe führte. Das Gebäude war mit einer Terrasse eingefaßt, um die ein Graben gezogen war, dessen schwarzes und fauligtes Wasser dem Styx glich. Drei Brücken verbanden es mit dem Hofe, dem Garten und einer gegenüberliegenden Mühle. Von zwei Seiten war der Hof durch Flügel geschlossen, welche die Herren von des Königs Gefolge bewohnten, auf der dritten Seite durch ein Staket, an dessen Eingang man zwei weiße und zwei schwarze Adler und zwei

Bären — beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, die jedermann anfielen — als Schildwachen angebunden hatte. Mitten im Hofe befand sich ein mit vieler Kunst angelegter Springbrunnen zum Gebrauch für die Küche. Er war mit Stufen umgeben und eine eiserne Brücke führte hinüber. Hier war das Plätzchen, das sich der König des Abends zum Tabacksrauchen auswählte. Meine Schwester und ich, wir hatten für uns und unser ganzes Gefolge nicht mehr als zwei Zimmer, oder vielmehr zwei Dachstübchen. Wie auch das Wetter sein mochte, wir aßen zu Mittag immer im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde aufgeschlagen war. Bei starkem Regen saßen wir bis an die Waden im Wasser, da der Platz vertieft war. Wir waren immer vierundzwanzig Personen zu Tisch, an denen drei Viertel fastete, da gewöhnlich nur sechs Schüsseln mit vieler Oekonomie aufgetragen wurden. Der König saß nie länger bei Tische als bis ein Uhr (die Speisestunde war in der Regel zwölf). Er schlief dann bis 2½ Uhr auf einem Großvaterstuhl im Freien auf der Terrasse, der ärgsten Sonnenhitze ausgesetzt; wir hatten dies Vergnügen mit ihm zu theilen und mußten auf der Erde zu seinen Füßen liegen. In Berlin hatte ich nur die Qualen des Fegfeuers, in Wusterhausen aber die der Hölle zu erdulden."

In dem weniger belebten Potsdam gab der König im Winter einige Assembléen, auch thaten es die Offiziere der Reihe nach. In Berlin Assembléen zu geben, dazu war Friedrich Wilhelm zu sparsam; hier

gaben nur die Generale und Minister auf ihre Kosten für den gesammten Adel der Hauptstadt Assembléen. Der König erschien dabei mit seiner Familie, es ward getanzt, l'Hombre, Piquet und Trictrac gespielt und Taback geraucht. Bei den Diners, wo der König ein freies Gespräch liebte, verbat er sich die Anwesenheit von Damen. Der Hauptgastgeber war Grumbkow. In den Häusern, wo der König speiste, fand er überall in dem dem Speisesaal zunächst gelegnen Zimmer, weil er öfters bei Tisch aufzustehen pflegte, ein Waschgefäß, — auf einem aufgeschütteten Sandhaufen. In den Zipfel des dabei liegenden Handtuchs pflegte er ein Goldstück als Douceur für die Dienerschaft einzubinden. Oefters lud der König sich selbst bei seinen Ministern und Generalen zu Gaste. Ein wegen seiner Knauserei bekannter General entschuldigte sich einst, daß er keine eigne Wirthschaft führe. Der König verwieß ihn in den König von Portugal zum Gastwirth Nicolai und erschien mit großem Gefolge. Es ward vortrefflich gespeist und getrunken. Beim Aufstehen rief der General den Wirth herein und fragte ihn, was das Couvert koste. „Ohne den Wein einen Gulden die Person", erwiederte Nicolai. „Nun wohlan," sagte der General, „hier ist ein Gulden für mich und einer für Se. Maj.; die andern Herren, die ich nicht gebeten habe, bezahlen für sich." „Das ist fein," rief der König aus, „ich glaubte den Herrn zu prellen und er prellt mich." Darauf bezahlte er die ganze Rechnung.

Später wurde die Einrichtung der Assembléen einem herumreisenden Comödianten, einem gewissen Carl von Eggenberg übertragen, als Maître d'hôtel. Dieser Eggenberg, „der starke Mann" genannt, ein Sattlerssohn aus dem Bernburgischen, vom König von Dänemark geadelt, hatte den König wegen seiner bewundernswürdigen Körperkraft, die er in Charlottenburg produzirte, in Erstaunen gesetzt: er hob eine 2000 Pfund schwere Kanone, worauf ein Tambour saß, so lange mit einer Hand in die Höhe, bis dieser ein Glas Wein austrank. Er kam reich nach Berlin und baute ein Haus. 1717 schon hatte er die Erlaubniß erhalten, überall im Lande seine Stärke zeigen zu können und stand beim Könige, dem er unter andern auch Husarenpferde, dänische Hengste, besorgte, in großer Gunst. Dieser bestimmte nun am 7. Januar 1733, daß vierundzwanzig von ihm bezeichnete Generale, Minister und Gesandte für die Assembléen, jeder dreißig Thaler an Eggenberg zahlen solle, wofür dieser die gesammte Ausrichtung übernahm. Diese vierundzwanzig Personen waren: H. v. Seckendorf, der östreichische, H. v. Jaguschinsky, der russische, H. v. Prätorius, der dänische, H. Marquis de la Chetardie, der französische Gesandte; ferner die Herren von Fink, Borck, Grumbkow, Schlippenbach, Görne, Podewils, Schlieben, Viereck, Thulemeyer, Viebahn, Cocceji, Happe, der Oberstallmeister und der Oberforstmeister Schwerin, Marschall, Wülknitz, Broich, Riedel, Geuder und der Baron Vernezobre,

ein reicher Franzose, der bei Gelegenheit des Law'schen Actienhandels nach Berlin gekommen war. Die Eggenbergischen Assembléen fanden Dienstags und Freitags im Fürstenhause statt. Wer sonst noch Antheil nehmen wollte, mußte mit Ausnahme der Offiziere und Hauptleute, acht Groschen Eintrittsgeld, wer spielte, sechzehn Groschen Kartengeld geben. Eggenberg gab Licht, Holz, Spieltische und zwei Chöre Hautbois dazu Kaffee, Thee, Chocolade und Limonade umsonst für die vierundzwanzig Herren. Eggenberg führte aber schlechte Wirthschaft; er und seine Frau, eine Seiltänzerin, betranken sich und begingen Excesse. Sie verloren deshalb die Entreprise. Nun ging es wieder, wie früher, reihum. Für den Winter 1738/39 waren die Assembléen also geordnet: „Den 7. Nov. Freitag, H. Oberst von Thienen (ein Däne). Den 12. Nov., Mittwoch, H. Geh. Rath von Börstel. Den 24. Nov., Montag, H. Graf von Wartensleben (excusiret sich wegen seiner Incommodität). Den 1. Dec. H. Hofmarschall v. Geuder Exc. (Johann Georg, markgräflicher Hofmarschall, aus einer böhmischen Familie stammend, gestorben 1746). Den 15. Dec., Freitag, fehlt, der H. Präsident von Reichenbach kann nicht geben, weil die Gräfin von Truchseß bei ihm logirt. Den 17. Dec., Mittwoch, H. Gen.-Major Graf von Schulenburg. Den 19. Dec., Freitag, H. Geh. Rath von Schmidt. Den 29. Dec., Montag, H. Oberst von Pannewitz. Den 2. Januar, Freitag, H. von Broich (? Hallberg-Broich) Exc. Den 5. Januar, Montag, H. Ritt-

meister von Kamecke. Den 19. Januar, Montag, H. von Cocceji Exc. Den 21. Januar, Mittwoch, H. von Brandt Exc. Den 28. Januar, Mittwoch, H. von Happe Exc. Den 2. Febr. H. Landjägermeister von Schwerin. Den 11. Febr., Mittwoch, H. Präsident von der Osten." Der König resolvirte mündlich, „sollen das nur reguliren, so gut, wie sie können."

Eggenberg brachte auch das unter Friedrich I. eingegangene Theater wieder einigermaßen empor. In den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's hatten nur Seiltänzer, Gaukler, Taschenspieler, Marktschreier, Marionettenspieler und auch herumziehende Schauspieler von Zeit zu Zeit Erlaubniß erhalten, in Berlin Vorstellungen zu geben (anderwärts, namentlich in Halle wegen der Studenten, war ihnen „diese Ueppigkeit und Müßiggang" nicht einmal bei Messen und Jahrmärkten gestattet) nur sollte nichts Aergerliches und Scandaleuses auf der Bühne erscheinen. Der Zettel mußte jedesmal den Tag vor der Aufführung dem Oberschenk von Schlippenbach vorgelegt werden. Eggenberg erhielt darauf, 1732, den Titel eines königlichen Hofcomödianten und die Erlaubniß, nicht nur in Berlin, sondern wo er sonst wolle, mit seiner Gesellschaft von zehn wirklichen königlichen Hofcomödianten Vorstellungen zu geben, nur „keine gottlose, ärgerliche oder dem Christenthume nachtheilige Dinge, sondern lauter innocente Sachen zum honetten Amusement." Diese Hofcomödianten erhielten wöchentlich je neun bis vierunddreißig Thaler

aus den königlichen Cassen und in Potsdam frei Quartier. Die Oberaufsicht bekam der General Alexander von Dönhoff. Sie gaben nun in Berlin, in Königsberg, in Cleve Lustspiele, Possen, Opern. Sie spielten in Berlin auf dem Stallplatze und der breiten Straße; Hauptperson war der Hanswurst; man führte den Dr. Faust, wie er vom Teufel geholt, Hamann, wie er gehängt wird u. s. w. auf. Das Theater ging um fünf Uhr an, der „Premierplatz" kostete acht Groschen. 1732 wurde sogar, weil die Premierplätze immer leer blieben, den Collegien bei namhafter Strafe anbefohlen, „daß täglich einige ihres Mittels der Reihe nach in der Comödie erscheinen sollten." Die Comödien wurden zuletzt sogar in Halle erlaubt. Im Mai 1733 machte die theologische Facultät gegen dergleichen „Gaukel- und Teufelsspiel" Vorstellung, es werde den Ruin Halle's herbeiführen. Der König schrieb an den Rand: „Zu Utrecht und Leyden werden ja Schauspiele geduldet und zweifelt kein Mensch, daß dieß die beiden ersten Universitäten auf der Welt sind." Die Comödien waren dazumal gewöhnliche Beigaben zu den Gastmählern. die man gab. Den 8. Juni 1734, zur Zeit des Kriegs mit Frankreich wegen Besetzung des polnischen Throns, als der König vom Grafen Dönhoff in den Kameckeschen Garten in der Dorotheenstadt geladen wurde, ward der oben erwähnte „mit Schlägen abgefertigte französische Marquis" von Eggenberg mit seinen Hofcomödianten auf einem in dem Garten errichteten Theater aufgeführt. Ebenso war 1731

von einem wandernden englischen Marionettentheater unter Direction des Titus Maas, Durlachschen Hofcomödianten, der Sturz Menzikoffs, des Günstlings Peters des Großen dargestellt worden. Dies Stück ward jedoch aus politischen Rücksichten durch Cabinets-Ordre vom 28. August 1731 verboten.

Sonst war der König den Volkslustbarkeiten sehr abhold, er sah darin nur „Ueppigkeit." Die Scheibenschießen hob er auf 1727 „allermaaßen er das üppige, liederliche Wesen abgestellt wissen wolle." Thee- und Kaffeeschenken verschwanden, nur an zwei Orten verkaufte man Kaffee in Berlin. Den Besuch der Wirthshäuser und Schenken Sonntags verbot er und hob das Verbot nur wieder auf, weil man ihm vorstellte, daß der Sonntag für den Arbeiter der einzige Erholungstag sei. Wer nach neun Uhr Abends sich noch in den Wirthshäusern betreffen ließ, ward von den Patrouillen aufgegriffen. Wenn der König nach der Friedrichsstadt kam, um die Bauten zu besehen, flüchteten die Leute, machten Thüren und Fenstern zu und die Straßen waren leer und öde. Es war überhaupt sehr stille unter Friedrich Wilhelm in der Hauptstadt.

Für nichts in der Welt hatte der gestrenge Soldatenkönig weniger Sinn, als für die Künste. Schon im Jahre 1714 wurden die Einkünfte der Akademie der bildenden Künste von 1000 Thaler auf 300 Thaler gesetzt und außerdem sollte sie auch noch für die ihr eingeräumten Zimmer über dem königlichen Marstalle jährlich 50 Thlr. Miethe entrichten, was

ihr jedoch auf ihre Vorstellung erlassen wurde. Nur die Malerei fand einigermaßen Gnade bei ihm. Er gebrauchte sie zu seinen eigenthümlichen Zwecken. So ließ er z. B. um einen General zu verspotten, einen Hasen malen, auf den mit Kanonen geschossen wurde. Das Bild ward in einem der Zimmer des Schlosses zu Berlin nach dem Lustgarten hin, die der König zu bewohnen pflegte, aufgehangen. Der Hofmaler Pesne, den schon sein Vater angestellt hatte und den die Königin mehrfach verwandte, blieb und es blieb ihm sogar sein Gehalt von 1500 Thlrn. Ein gewisser Degen malte die Schlachten des großen Kurfürsten, bei denen die Pferde erträglich, die Menschen aber alle einander wie Brüder ähnlich sahen. Ein andrer unberühmter Maler Merk malte des Königs Jagdhunde und das von ihm erlegte Wild, desgleichen die in den Gängen des Schlosses aufgehängten langen Grenadiere. Weidemann, Director der Akademie der Künste, dem allein von allen Mitgliedern sein Gehalt von 600 Thalern blieb, malte die Generale des Heers, die in einem besondern Zimmer in Potsdam aufgehängt wurden. Weidemann half auch dem König selbst bei seinen Maler-, oder vielmehr Ausmalerversuchen, denn er zeichnete ihm die Portraits in den Umrissen und der König colorirte sie dann nur. So malte er Gundling als Polichinel. Er malte besonders viel in der Zeit seit 1729, wo die Gicht ihn im Zimmer festhielt. So roh die Arbeiten waren, so ließ er sie doch fleißig aufbewahren, verschenkte sie oder ließ sie von seinen Umgebungen

taxiren und überließ sie ihnen dann nach der natürlich von den Schmeichlern hoch genug gestellten Taxe. Gewöhnlich waren es Bauern, die er portraitirte, darunter stand das Datum und Friedericus Wilhelmus in tormentis pinxit." Damals ward in Berlin das Illuminiren von Augsburger Kupferstichen Mode und das Ausschneiden und Lakiren kleiner Bilder.

Die Musik war am preußischen Hofe unter Friedrich Wilhelm durch einige Genres vertreten. Einmal ließ der fromme Herr aus Holland Glockenspiele kommen, die von den Thürmen Berlins und Potsdams geistliche Lieder spielten. Sodann liebte er Jagdmusik. Und endlich hörte er noch zuweilen und gern Musik auf eine ganz eigenthümliche Art executirt. Er ließ sich nämlich einigemale in der Woche an Winterabenden Arien und Chöre aus heroischen Opern, besonders aus Händel's Alessandro und Siröe auf Blasinstrumenten von den Hautboisten des Potsdamer Garderegiments unter Direction des Kapellmeisters Pepusch vorspielen. Bei diesen Blasinstrument-Conzerten standen die Musiker mit ihren Pulten und Lichtern an dem einen Ende des langen Saals und der König saß ganz allein am andern. Zuweilen, namentlich nach einem copiosen Diner schlief er bei dieser heroischen Musik ein. Eine besondere Kapelle hatte Friedrich Wilhelm nicht: bei Hoffeierlichkeiten versahen die Hautboisten des Garderegiments deren Stelle.

Außerordentliche Freude, so daß er sich den Bauch vor Lachen hielt, verursachte dem König ein ganz extraordinäres von Pepusch bei Gelegenheit einer Geschichte, die im Tabacks-Collegium vorgefallen war, für 6 Fagotte componirtes Conzert, überschrieben: „Porco primo, Porco secondo" u. s. w. Auch Friedrich der Große wollte es hören und hatte dazu, um den Componisten zu verspotten, eine große Gesellschaft geladen. Pepusch wollte ausweichen, mußte sich aber dem Kronprinzen fügen. Er stellte sich darauf nicht mit sechs, sondern mit sieben Hautboisten ein, legte ganz ernsthaft selbst die Noten auf die Pulte und blickte dann im Saale umher. Der Kronprinz kam auf ihn zu und fragte: „Herr Kapellmeister, sucht Er etwas?" „Es wird wohl noch ein Pult fehlen," antwortete Pepusch. „Ich dachte, versetzte der Kronprinz lächelnd, es wären nur sechs Schweine in Seiner Musik?" „Ganz recht Ew. Kön. Hoheit, versetzte Pepusch, aber es ist noch da ein Ferkelchen gekommen — Flauto solo!" Friedrich, der Flötenspieler par excellence erzählte diese Geschichte selbst seinem Lehrer Quanz und setzte hinzu: „der alte Kerl hatte mich doch angeführt und ich mußte ihm noch gute Worte geben lassen, daß er nur nicht noch dazu das Ferkelchen vor meinem Vater produzirte."

Beßre Musik liebte die Königin: es war ihre Lieblingsbeschäftigung und sie wirkte darin auch sehr auf ihren Sohn; der harte Vater aber ließ „dem Querpfeifer" die Flöte wegnehmen. Aufseher der Musik der Königin war noch immer der frühere Kammerherr

von Brand, jetzt ihr Oberhofmeister. Außerdem hatte die Königin wenig Vergnügen. „Im Sommer schreibt der Tourist von Loen, fährt die Königin insgemein gegen Abend nach Monbijou. Ein paar schlechte Kutschen mit sechs alten Pferden bespannt und ein kleiner Mohr zur Seite, das ist gewöhnlich der ganze Aufzug dieser großen Königin.“

Trotz dem Mangel an Lustbarkeiten und dem vorschlagend soldatischen Wesen war der preußische Hof unter Friedrich Wilhelm I. ein Hof, der seine bestimmte Anziehungskraft hatte auch für Fremde: es befanden sich an demselben die meisten gescheiten Leute. „Der König, schreibt der Tourist von Loen, ist gewohnt, von Jugend auf die artigsten und belebtesten Leute um sich zu haben und deshalb muß man es ihm zu gut halten, wenn er die Gelehrten mit weniger Hochachtung betrachtet. Ich kenne unter den preußischen Soldaten verschiedene kluge Köpfe, welche den Wissenschaften mehr Ehre machen, als diejenigen, deren Handwerk es eigentlich ist, Gelehrte zu sein. Der König braucht sie zu den wichtigsten Geschäften und zu allerhand Verschickungen an andere Höfe. Er kann damit mehr ausrichten, als mit einem stolzen Pedanten, der sich auf seine weitläuftige Gelehrsamkeit verläßt und nicht zu leben weiß. — Die Lebensart in Berlin hat mir besser gefallen, als an einem Orte in der Welt. Die französischen Manieren haben sich daselbst mit den deutschen auf das Glücklichste vereinbar und machen zusammen ein solches vernünftiges Temperament, daß man bei Hof weder die aus-

schweifende Lebhaftigkeit der Franzosen, noch das steife und gezwungene Wesen der Deutschen bemerkt, welche meinen, es ließe schön und vornehm, wenn sie sich hochmüthig und schwülstig gebehrden."

"Man kann mit Recht den preußischen Hof die Schule der Höflichkeit nennen: es herrscht an demselben durchgängig eine solche Leutseligkeit und ein solches angenehmes, natürliches Wesen, daß man öfters nicht wüßte, daß ein Unterschied der Stände sei, wenn einem nicht zuweilen ein Ordensband oder ein prächtiges Gebäude in die Augen fiele und diesen Unterschied bemerkte; denn im Umgange sind die Markgrafen, die Prinzen, die Generale, die Staatsminister und sowohl der hohe als niedre Adel überhaupt leutselig und höflich. Man sieht hier keine großen Staatsperrücken mit steifen Köpfen und spreußtigen Mienen. Man macht keine Complimente, die nichts heißen. Man hält nichts auf ein thörichtes Gepränge und große Ceremonien, welche heut zu Tage fast die halbe Welt zu Comödianten machen. Man kommt zusammen, man ißt, man trinkt, man spielt und geht wieder von einander, ohne daß man sich ängstigen darf, wie man das Ceremoniel beobachten und was man für eine Rede halten soll. Die wahre Höflichkeit ist leicht, angenehm und natürlich. Man redet hier bei Hof meistens französisch und dieses so gut als in Frankreich. Demungeachtet glaube ich nicht

zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß auch die deutsche Sprache hier ihren reinsten Geschmack bekommen habe. Was die Lustbarkeiten bei Hof betrifft, so kommen dieselben mit denjenigen des Wiener und Dresdner Hofs in keinen Vergleich. Ja, ich muß sagen, man findet hier gar keine, wenn man solche nicht in einem artigen Gespräch, kleinen Spiel, in einer guten Tafel, in angenehmer Gesellschaft, in angenehmen Spaziergängen, in mittelmäßigen Conzerten, in Künsten und Wissenschaften und dergleichen Dingen zu suchen gewohnt ist."

Diese Schilderung des unpartheiischen und redlichen von Loen läßt am Besten erkennen, welche Uebertreibungen in den Memoiren der eigenen Tochter des Königs in den Urtheilen sich finden — in diesen Memoiren wird der Hof Friedrich Wilhelm's geradehin wie ein Pandämonion geschildert.

Nächst der Soldatenpassion hatte Friedrich Wilhelm noch eine Passion, die zu bauen oder vielmehr bauen zu lassen. Auch hier verfuhr er wieder nach seiner autokratischen Weise. Die Berliner zwang er mit Gewalt zu bauen, um die von seinem Vater angelegte Friedrichstadt emporzubringen. Ein unbemittelter Beamter bat um Verschonung. Der Befehl lautete ganz lakonisch: „Der Kerl ist reich, soll bauen." Acht Personen, darunter die Generale Graf Truchseß von Waldburg und Graf Schulenburg, der Landjägermeister Graf Schwerin, der Minister von Happe und die Geheimen Räthe von Klinggräff und von Nüßler, letzterer Schwiegersohn des

reichen Kanzlers von Ludewig zu Halle, mußten seit dem Jahre 1734 zum Theil prächtige Paläste mitten in der Friedrichstadt, jenseits des Wilhelmsplatzes in einem großen und tiefen Teich und Sumpf, wo tausende von Baumstämmen zu Rosten eingerammt werden mußten, bauen. Der König schenkte den erstgenannten vier Personen und dem Minister von Marschall 40,000 Thaler Baumaterialien dazu und er kam selbst alle Tage, um nachzusehen und munterte nach seiner Weise zur Beschleunigung auf. Wer sich irgend bei ihm insinuiren wollte, mußte auch bauen. So baute denn der General Alexander Graf Dönhoff den Dönhoffplatz 1734, der Minister von Happe 1737 den später Gräflich Reußischen Palast und Garten auf der Leipziger Straße, 1735 der Baron von Vernezobre den nachherigen Palast der Prinzessin Amalie, Schwester Friedrich's des Großen, jetzt des Prinzen Albrecht auf der Wilhelmsstraße; ferner: 1736 der Minister von Marschall den später Gräflich Finkenstein'schen Palast und Garten auf dem Wilhelmsplatze. Von demselben Jahre datirt auch der von Graf Carl Ludwig Truchseß gebaute Palast und Garten des Johanniterordensmeisters an dem Wilhelmsplatze, jetzt das Palais des Prinzen Carl. Der Geheime Rath Piper ward 1736, „weil er ein schön magnifique Haus baut", geadelt. 985 neue Häuser wurden auf diese Weise in den Jahren von 1721 bis 1737 in Berlin gebaut. Die Residenz zählte im Jahre 1740 bereits 98,000 Einwohner.

6. Friedrich Wilhelm und der Adel.

Die Dynastie Hohenzollern hatte im funfzehnten Jahrhundert, als Friedrich, Burggraf von Nürnberg Kurfürst ward, ihre Laufbahn damit begonnen, den übermüthigen Adel der Marken zu Paaren zu treiben, er hatte gegen die Burgen der Herren von Quitzow, von Puttlitz, von Rochow die ersten Kanonen aufgeführt. Sein Urenkel Joachim Nestor I. hatte zur Zeit der Reformation zum zweitenmal den märkischen Adel gedemüthigt. Der große Kurfürst setzte im Herzogthum Preußen die Souverainetät durch: das Beispiel der Execution Kalkstein's schreckte. Friedrich Wilhelm I. vollendete die Beugung des Adels, er setzte die Besteuerung durch. Als im Jahre 1717 der Generalfeldmarschall Graf Alexander Dohna als Marschall der Stände Preußens in seinem Bericht an den König die Phrase gebraucht hatte: „tout le pays sera ruiné", schrieb dieser die merkwürdige Marginalresolution dem Bericht bei: „Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das Kredo, daß die Junkers ihre Autorität Nie pos volam (das polnische Liberum veto) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainetät wie einen Rocher von Bronce." Preußen ist der einzige Staat in Deutschland, dessen energische Monarchen ihren widerhaarigen Adel der mittelalterlichen Taxenfreiheit sich zu begeben zwangen. Preußen und Hannover waren auch die einzigen

Staaten in Deutschland, wo es möglich war, mit einheimischem Adel zu regieren: alle andre deutsche Staaten mußten fremden Adel herbeiziehen, ihm die Hof- und Minister- und Generalstellen anvertrauen, um nur ihren eignen widerspenstigen Junkern die Wage einigermaaßen zu halten. In Preußen geschah das, nachdem seit dem großen Kurfürsten das Regiment der Schlicke und Schwarzenberge aufgehört hatte, seit ihm nur einmal mit den „drei Wehen“ unter Friedrich I. und nicht wieder. Friedrich Wilhelm I. regierte nur mit seinen eingebornen Leuten. In Oestreich mußte schon seit den Tagen Rudolf's II. eine Italienerpartei den Hof steifen, eine Italienerpartei, die im dreißigjährigen Kriege unter den Ferdinanden den verderblichsten Einfluß ausübte. In Sachsen zeugen die Namen Fürstenberg (der Stathalter), Sulkowsky und Marcolini, daß die Regenten den Willen, aber nicht die Kraft hatten, durch fremden Adel den einheimischen zu bezwingen. Dieselbe Thatsache der Herbeiziehung fremden Adels treffen wir in allen andern deutschen Staaten bis auf die kleinsten herunter, wir treffen sie in Baiern, wo noch heut zu Tage der vierte Theil des Adels ausländisch ist, in Würtemberg, wo namentlich mecklenburgischer Adel in Masse herbeigezogen wurde, in Hessen und Braunschweig, wo wir wiederholt Ausländer auf den höchsten Stellen finden u. s. w. Friedrich Wilhelm's Herz neigte mehr zu den Bürgern, als zu den Junkern. Es hing damit

seine tiefe Abneigung gegen steifen und exclusiven Hofprunk zusammen.

Als Friedrich Wilhelm einmal äußerte, daß er „ein wahrer Republikaner“ sei, verstand er darunter, daß er gut bürgerlich gesinnt sei. Das war er wirklich. Er liebte es, unmittelbar mit dem Volke ganz bürgerlich und — freilich auf seine eigenthümliche Weise — leutselig zu verkehren. Er besuchte Gastmähler, Hochzeiten bei Vornehmen und Geringen, nur, wie schon erwähnt, verbat er sich bei Mittagsessen die Anwesenheit von Damen. Selbst bei Hochzeitsschmäusen durften nur die Braut und die Brautmutter zugegen sein. Sehr häufig hat Friedrich Wilhelm im König von Portugal beim Gastwirth Nicolai auf der Burgstraße, ohnweit der langen Brücke, gespeist, dessen Frau ihm sein Lieblingsgericht, Schinken und Grünkohl, so zu Danke, wie Niemand sonst machen konnte. Den Wirth belohnte der König mit seinem Bildniß en miniature, welches dieser dankbare Gasthalter auch bis zu seinem Ende im Knopfloch eingeknüpft mit sich herumtrug. Friedrich Wilhelm wollte populair sein und genoß auch unzweifelhaft eine gewisse Popularität in seinem Volke. Die Hoffahrt seines Kronprinzen war ihm ein Greuel: er warf ihm in einem Billet vom Jahre 1728, auf das ich zurückkomme, ganz ausdrücklich vor, daß er „hoffärthig, recht bauernstolz sei, mit keinem Menschen spreche, als mit welche und nit populer und affabel sei.“

Für eine Zeit, wie die seinige, war dieser König allerdings schon ungemein vorurtheilsfrei. Er stellte keine Müßiggänger am Hofe an, bloß weil sie von altem Adel waren. Der Tourist Pöllnitz, der unter Friedrich Wilhelm's Vater schon Kammerjunker gewesen und auf Reisen gegangen war, wollte wieder als Kammerjunker angestellt sein. Er erhielt eine, wie er selbst sagt, „grobe“ abschlägliche Antwort — „il me fallut essuyer un refus donné assez cruement et j'avois le chagrin qu'on me préferoit des gens qui n'avaient jamais paru à la cour, la plupart d'une naissance très obscure.“ Es war damals eine sehr schlimme Zeit in Preußen für die Herren von Adel. Der König war gar nicht für sie, er tastete nicht nur ihre mittelalterliche Taxenfreiheit an und egalisirte die Junker mit den Bürgern, sondern nach der Berliner Zeitung vom Jahre 1732 wurden sogar zu den im November bei der Vermählung der Prinzessin Friederike mit dem Markgrafen von Baireuth gegebenen Hofbällen außer mehreren Civilbeamten auch Berliner „Kaufleute und andre honette Personen bürgerlichen Standes nebst ihren Eheliebsten“ vom König eingeladen. Eine große Anzahl seiner Räthe waren Bürgerliche, ja selbst Präsidenten und Ministerposten nahmen mehrere Bürgerliche ein. Seinen eignen Kronprinzen stellte er in Cüstrin als Kriegs- und Domainenrath unter einen bürgerlichen Chef, den Kammerdirector Hille, was diesen allerdings stolzen Prinzen nicht wenig verdroß, wie aus Hille's Briefwechsel mit dem

General Grumbkow, den Förster mitgetheilt hat, hervorgeht und worauf ich ebenfalls zurückkomme. Nicht weniger als 11 zum Theil von seinem Vater überkommene bewährte Staatsminister Friedrich Wilhelm's waren Männer des Bürgerstands: Ilgen und Thulemeyer im Departement des Aeußern, Kraut, Creutz, Katsch, Viebahn und Boden im Generaldirectorium, Dankelmann, Bartholdi und Cocceji im Departement des Cultus und der Justiz und der ehemalige Cabinetsrath Samuel Marschall. Bürgerfreundlicher als Friedrich Wilhelm I. ist kein preußischer König gewesen. Es kam dadurch ein ganz anderer freierer Ton in die Hofgesellschaft, ein Ton, den der Tourist Loen in der oben angeführten Stelle als einen sehr wohlthuenden bezeichnet, der sich wesentlich vor dem an anderen Höfen herrschenden ausgezeichnet habe.

Wie unter dem großen Kurfürsten die kaiserliche Baronisirung des Gesandten im Haag, Blaspiel 1678, die kaiserliche Nobilitirung von Franz Meinders 1682; sodann unter Friedrich I. die kaiserliche Baronisirung der sieben Gebrüder Dankelmann 1695, die von Paul Fuchs und dem Negocianten der preußischen Königskrone Bartholdi 1701 anerkannt worden war, wie darauf der neue preußische König zuerst den Cabinetsminister Rüdiger Ilgen 1701, dann den Professor Cocceji, den Vater, 1702, Kraut, den ehemaligen Ladendiener 1703, Katsch, den zeitherigen Generalauditeur 1705 und den Amtmannssohn Creutz 1708 selbst geadelt, den

Gesandten im Haag Samuel Schmettau 1701 und den Gesandten in London Ezechiel Spanheim 1702 baronisirt hatte, so erhob Friedrich Wilhelm I. in die preußische Adelsreihe folgende Bürgerminister: 1718 den Kaufmannssohn Samuel Marschall, 1728 Thulemeyer und Franz Moritz Viebahn, der früher Advocat war und der Nachfolger von Katsch ward und 1739 August Friedrich Boden, der früher Domainenbeamter in Kalbe war, Grumbkow im Ministerium folgte und noch unter Friedrich dem Großen als Finanzminister fungirte. Gundling ward 1724 baronisirt — der Pfarrerssohn und Hofnarr mit sechzehn Ahnen, noch einmal so viel als die Gräfin Lichtenau siebzig Jahre später erhielt. Wie die Minister, waren auch die von Friedrich Wilhelm angestellten Gesandten zum Theil Bürgerliche. Nicht dem altadeligen Grafen Christoph Dohna als Gesandten in Wien, sondern dem bürgerlichen Residenten Christian Friedrich Bartholdi, Sohn des Berliner Bürgermeisters, war 1700 der Abschluß des Kronenvertrags und die Erlangung der preußischen Königskrone geglückt. Deßhalb stellte Friedrich Wilhelm auch Bürgerliche und Neugeadelte, — wie 1732 den Baron Gotter als Gesandten in Wien — auf diplomatischen Posten an. Der Comitialgesandte in Regensburg, Heinrich Pollmann, war ein Bürgerlicher: Friedrich der Große adelte ihn gleich nach seiner Thronbesteigung 28. Juni 1740. Friedrich Wilhelm beförderte selbst, was sein großer Sohn nur ausnahmsweise und höchst selten that, in der Armee

bürgerliche Unteroffiziere zu Offizieren. Unterm 19. Febr. 1717 schrieb er an den Herzog von Holstein: „Ew. Liebden sollen nur von Dero Regiment zehn Unteroffiziers vorschlagen, die capables sind, daß ich sie zu Offiziers machen kann, davon E. L. auch versichert sein müssen, daß sie keine Brandweinsäufer sind.“ Friedrich Wilhelm wies die lächerlichen Rangstreitigkeiten des Adels zuweilen sehr ernstlich in ihre Schranken. Ein Herr von Strunckede in Cleve von altem Adel hatte sich bitter darüber beklagt, daß ein Herr von Pabst von weit jüngerem Adel sich über ihn gesetzt habe — in der Kirche. Der König schrieb eigenhändig auf die Beschwerdeschrift: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Kleve mus keiner sein. wen Pabst über mir sitzet in der Kirche so bleibe doch was ich bin, mein extraction bleibet allezeit.“ Als Friedrich Wilhelm im Jahre 1732 den Titel eines Fürsten von Ostfriesland noch vor dem Aussterben dieser Familie, das erst unter Friedrich dem Großen eintrat, annahm und der Kaiser ihm durch Seckendorf dagegen Vorstellungen machen ließ, schrieb er diesem: „Ich kann in Wahrheit sagen, daß die Annahme des Titels von Ostfriesland keine Malice von mir ist, da ich in Wahrheit geglaubt, daß es ein Bagatell ist, als wenn man einen Baron nennt. (Gundling und Rabenpreis, der Jagd- und Tafelrath waren solche Bagatell-Barone.) Indessen assecuriren Sie dem Kaiser, daß durch solche Lumperei in nichts meine wahre Freundschaft soll alteriret werden.“

Doch befahl Friedrich Wilhelm dem Adel 1739 schlechterdings und pour cause an: „sich nicht zu unterstehen, eines geringen Bürgers oder Bauers Tochter oder Wittwe oder wohl gar eine unehrbare Person zu heirathen“ — er selbst legte in diesem Edicte ein großes Gewicht auf das, was ihm vor Allem wichtig war — Geld. Seitdem die Geldheirathen Mode wurden, seitdem Minister und Generale aus den ältesten Häusern, wie Knyphausen und Haake sich mit den reichen Erbtöchtern der neugeadelten Jlgen und Creutz verheirathet hatten — seitdem beim Adel im achtzehnten Jahrhundert der fortwährende Güterschacher anfing — seit die Handlung die Städter reich machte und ihnen durch diesen Reichthum an Geld dieselbe Unabhängigkeit gab, die dem alten Adel sein Güterbesitz gegeben hatte, seitdem der alte Adel sich durch den Hofluxus ruinirte, herunterkam, verarmte, während zu den neuen reichen Kaufleuten sich nach und nach ganze Schaaren noch reicher gewordnen Lieferanten, Banquiers und Fabrikherrn gesellten, seitdem kam dieser alte Adel in eine ganz neue Stellung. Die größte Veränderung aber brachte der vom Bennsberg in Paris einreißende Cavaliergeist; er setzte den alten, sonst so ehrenwerthen Adel in der Achtung herunter. Wer es nicht verstand, gegen die Leute aus dem Volke „die Canaille“, wie man sie nannte, sein Wort zu brechen, Gläubiger und Mädchen zu betrügen, ungeheure Schulden zu machen, sie nicht zu bezahlen und noch dazu mit der Nichtbezahlung zu prahlen, die

Betrognen noch dazu vollends zu brüsquiren und sie für den Betrug sich bedanken zu lassen, konnte ja nicht für einen ordentlichen richtigen „Cavalier“ passiren.

Solche Exempel, wie sie Friedrich der Große mit dem Baron Pöllnitz statuirte, dem nichts weiter zu borgen öffentlich auf den Straßen Berlins bei Trommelschlag unter hundert Ducaten Strafe ausgerufen wurde — und mit dem Gouverneur von Königsberg, Grafen Dohna, dem durch Cabinetsordre die Pflicht, seinen Schneider zu bezahlen, begreiflich gemacht werden mußte — und mit dem Grafen Frankenberg zu Gröditzberg in Schlesien, dem die Cavalierslust, seine armen Unterthanen in den eisernen Stock zu legen, diese Manier — „une manière des plus cruelles injustes et insupportables“, wie der König in der ihm zugefertigten Cabinetsordre sie bezeichnete — durch diese Cabinetsordre erst gelegt werden mußte — seitdem fiel der Adelsstand tief in der öffentlichen Schätzung. Die Zeiten waren vorüber, die den Schluß der pommerschen Ritterschaft auf dem Landtage zu Stettin 1602 zu Wege gebracht hatten, wo der Adel feierlich schwur, denjenigen, der sich weigern werde, richtige Schulden prompt zu bezahlen für einen Unmann, Schelm und Bösewicht zu halten und mit ihm weder essen, noch trinken zu wollen.

7. Personalien Friedrich Wilhelm's I.

Friedrich Wilhelm war ein deutscher, einfach bürgerlicher Herr, er richtete sich in Berlin und Potsdam ganz einfach bürgerlich ein, wie ein guter deutscher Haushalter. Sobald er seinen Vater zur Erde bestattet und die Staatstrauerkleider ausgezogen hatte, zog er seine einfache, blaue Uniform mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, dazu gelbe Weste und Beinkleider und weiße Leinwand-Stiefeletten an, den Degen trug er stets an der Seite und in der Hand ein tüchtiges Rohr von Bambus.. Dieser Bambus war der Zauberstab, mit dem die Monarchie regiert wurde. Ging der König nicht in Uniform, so trug er einen braunen Rock und eine rothe Weste mit schmaler goldner Borde. In Wusterhausen ward ein grünes Jagdkleid angezogen. Wenn er im Cabinet arbeitete, zog er leinwandne Ueberärmel an und band sogar eine Schürze vor, aus Reinlichkeit und um seine guten Hauskleider zu schonen. Tapeten, Polsterstühle, Teppiche und dergleichen sah man in seinen Wohnzimmern nicht, alle Tische, Stühle und Bänke waren von Holz. Sogar sein Lavoir war von Holz, eine Art Mulde. Statt der Perrücke trug er einen Zopf. Seine Unterthanen folgten ihm hierin nach, sie nahmen ebenfalls den Zopf. Auch die Geistlichen nahmen ihn endlich, aber es machte ungeheures Aufsehen, als der s. g. Zopfprediger Schulz im Dorfe Gilsdorf

bei Berlin zuerst im Zopf auf der Kanzel erschien. Lange hielt man noch eigensinnig an den Perrücken fest, wie man früher sich eigensinnig gegen sie gestemmt hatte. Erst als dem katholischen Clerus verboten ward, Perrücken zu tragen, hatte sie der protestantische angenommen. Die ächt orthodoxen Perrücken der lutherischen Geistlichen waren von ganz schwarzem Bockshaar. Auch sie aber wurden vom Zopfe verdrängt.

Deutsche Ehrlichkeit und Häuslichkeit und holländische Reinlichkeit waren Hauptzüge und Hauptvorzüge in Friedrich Wilhelm's sonst so höchst wunderlichem Wesen. Fleißige Handwerker, reinliche Hausfrauen belobte er sehr. Mit der Reinlichkeit konnte er an seiner Person nicht genug thun, er hatte wiederholten Wäschewechsel und wiederholtes Händewaschen, namentlich bei Tisch, in stetem Gebrauche. An seinem Kronprinzen verdroß ihm das Gegentheil so, daß er ihm in jenem schon erwähnten Billet vom Jahre 1728 ausdrücklich vorwarf: „er sei mal propre an seinem Leibe." Eine fernerweite sehr löbliche Eigenschaft des Königs war Wahrheitsliebe. In der Instruction von 1723 für die Räthe seines Generaldirectoriums schrieb er ihnen eigenhändig vor: „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll Uns allemal die reine Wahrheit sagen." Aber er war ein gar sehr gewaltthätiger Herr und König, zu Zeiten wild und furchtbar, im Zorne aufbrausend und entschieden despotisch. Schon sein Aeußeres war schrecklich. Bielefeld, der ihn 1739, ein Jahr vor seinem Tode, sah,

sagt, daß sein Anblick geradezu fürchterlich gewesen sei: die Farbe des Gesichts habe in Roth, Blau, Gelb und Grün sich schattirt, der dicke Kopf tief in den Schultern gesteckt, die ganze Figur sei kurz und gedrängt gewesen. Friedrich der Große und seine Lieblingsschwester hatten ihm den Spitznamen „le ragotin“ gegeben. Er war zuletzt so dick geworden, daß seine Weste fast vier Ellen weit war.

Friedrich Wilhelm verlangte von Allen und Jeden unbedingten Gehorsam ohne Widerspruch. Kein Unterthan durfte es nur wagen, „zu raisonniren.“ Die Universität zu Halle stellte einmal 1731 beweglich vor, daß ein Studiosus juris von einigen Soldaten eines Abends auf öffentlicher Straße, angefallen und zum Stadtthore hinausgeführt worden sei. Der Bescheid lautete: „Soll nicht raisonniren! Ist mein Unterthan.“

Er wollte nichts in seinem Lande haben, als: „gute Christen, fleißige Bürger und tapfre Soldaten.“ Voltaire nannte ihn nur „den Vandalen.“ Alle seine Gestrengigkeit und Härte entschuldigte er mit der Pflicht. Er äußerte öfters: „Ich bin nur der erste Diener des Staats.“ Den Staat regierte er nun auch eben nach seiner eigenthümlichen Weise mit Gewalt, um ihn zu beglücken. Mit eisernem Tritte verfolgte er diesen Weg der Beglückungsgewalt. Er war sehr gewissenhaft: es ist vorgekommen, daß er einen Beamten, den er in Stettin durch den Henker hatte ausprügeln lassen, als seine Unschuld herauskam, an seiner Tafel speisen ließ, um ihm eine eclatante

Ehrenerklärung zu geben. Aber es kam gar nicht immer so glücklich alles Unrecht heraus, das von ihm ausging. Er selbst glaubte immer streng rechtlich zu handeln. Er handelte aber nur in dem rechtlich, was er selbst für Recht erkannte. Er war sehr religiös, aber nur in dem, was er für sich selbst als Religion gelten ließ: seine starre Rechtgläubigkeit war so bizarr und eigenmächtig, wie sein ganzes Wesen, eine Rechtgläubigkeit ganz nach eignem Recept und Vorschrift. Er war zu Zeiten ungemein scrupulös: zu mehreren Malen war er ganz ernstlich abzudanken gesonnen aus Gewissensscrupeln, weil er ganz ernstlich meinte, seiner Pflicht nicht gehörig Genüge thun zu können. Er hielt sich in vollem Ernst des Wortes für einen Knecht Gottes. So wenig er sonst auf das Alte Testament gab, seine Gesetze waren wie im Alten Testamente. Er hielt streng an das Gebot: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder vergossen werden.“ Auf Todtschlag, auch im Duell, stand unerbittlich der Tod. Er schrieb an Seckendorf, der sich für einen Major von Damitz verwendet hatte: „Würde ich mich gewiß ein besonderes Plaisir machen, seinen Bitten zu deferiren, wenn nicht Menschenblut, wovon ich keinen in der Welt lossprechen kann, noch werde, hierunter wäre.“ Wilddiebe wurden unerbittlich gehangen, ebenso, wer Munition stahl. Gegen einen Wilddieb erkannte das Gericht auf Reinigungseid oder Tortur: der König ließ ihn hängen. Ein Jude war wegen Diebstahl gefoltert worden und behauptete,

fortwährend unschuldig zu sein: der König erklärte, „er wolle den Bösewicht auf sein Gewissen nehmen“ und befahl, ihn zu hängen.

Aus königlicher Machtvollkommenheit cassirte und annullirte er die Urtel, die die Gerichte sprachen und verschärfte sie weit öfterer, als er sie milderte. Sein Wahlspruch, den er bei Verschärfung des Urtheils Katte's, der mit dem Kronprinzen hatte fliehen wollen, aussprach, war: „Fiat justitia et pereat mundus!“ Die Gerichte hielten es für rathsam, die Urtel möglichst zu mäßigen. Das machte den König aber nur noch mißtrauischer. Er haßte überhaupt die Juristen von Grund seiner Seele und hätte sie gern alle ausgetilgt, absonderlich die Advocaten. Er verminderte wenigstens die Anzahl derselben möglichst; auf dem Lande durften sie gar nicht wohnen, um die Bauern nicht prozeßsüchtig zu machen.

Eine gute Seite bei der desperaten Justiz des Königs war, daß vor ihr kein Ansehn der Person galt. Ein Kriegs- und Domainenrath von Schlubhut in Königsberg hatte in den dreißiger Jahren von den zur Einrichtung der Salzburger Emigranten bestimmten Geldern unterschlagen und das Gericht erkannte, da der Verbrecher die Summe erstatten konnte, auf einige Jahre Festung. Der König wollte das Urtel nicht bestätigen und verschob die Sache bis zu seiner Ankunft in Königsberg zur jährlichen Musterung. Er ließ den Kriegsrath vor sich kommen und kündigte ihm an, er werde ihn hängen lassen. Schlubhut war so insolent, sich vernehmen zu lassen: „das sei nicht Manier,

so mit einem preußischen Edelmanne zu verfahren, er werde die fehlende Summe erstatten.“ Der König gerieth in den höchsten Zorn und rief: „Ich will dein schelmisches Geld nicht haben.“ Darauf ließ er einen Galgen vor dem Sessionszimmer der Kriegs- und Domainenkammer errichten und vor den Augen der versammelten Räthe Schlubhut daran aufknüpfen.

Friedrich Wilhelm ließ sich in der Ausübung seiner Souverainetät durch die gewöhnlichen Praktiken und Intriguen des Adels in keiner Weise irre machen. Ein Hauptaugenmerk war von Anfang seiner Regierung für ihn: die Besteuerung der „Junkers“, wie er seinen Adel zu nennen pflegte. Schon bei der Huldigung in Königsberg erließ er an die Stände Preußens ein Verbot: „daß sie sich aller Beschwerden und Mahnungen an alte Verheißungen enthalten sollten.“ Die treudevotesten Stände Preußens stellten dagegen sehr beweglich vor: „Gott, der allmächtige Vater, gestatte doch auch Beschwerden ihm vorzutragen und bleibe demunerachtet allmächtig, mithin werde es Se. Maj. ebenfalls nicht ungnädig deuten.“ Er aber setzte die neue Besteuerung, die Versilberung der Ritterpferde gegen Allodification der Lehngüter durch. Der König stabilirte die Souverainetät, wie er sich ausdrückte, wie einen „Rocher von Bronce.“ Oefters drückte er diesen Felsen seines souverainen Rechts in seinen Cabinetsordres so aus: „Wir sind Herr und König und thun, was wir wollen.“

Ebenso absolut souverain wie die Junkers behandelte er alle seine Unterthanen. Auch mit den Predigern machte er keine Ausnahme. Bei zwei Thalern Strafe befahl er ihnen schon unterm 18. Dec. 1714 an, daß die Predigten nie länger dauern sollten, als eine Stunde. Unterm 10. April 1717 ward dieselbe Strafe gegen die Prediger verhängt, welche königliche Verordnungen auf den Kanzeln „anzapfen" würden. Nach dem Vorgang der für die neuerbaute Petrikirche in Berlin unterm 25. Februar 1733 erlaßnen Instruction, welche eine neue Liturgie anbefahl, setzte er die Abschaffung des Singens der Prediger am Altare, des Gebrauchs von Kreuzen und Lichtern, des Kreuzschlagens, der Chorröcke und der Meßgewänder durch. Alle Proteste halfen nichts. Ein Prediger Brauer im Magdeburgischen, der mit den Worten: „Hier wissen wir Gott sei Dank nichts von papistischen und abergläubischen, sondern nur von uralten, apostolischen Ceremonien," eine feste Weigerung gab, ward im Jahre 1737 cassirt. Der König beharrte dabei, daß er allen Predigern „die difficultirten, zu ihrer Beruhigung die Dimission geben wolle."

Selbst sein „hundsföttisches Cabinetsministerium", wie er es bisweilen im Königszorne nannte, schonte Friedrich Wilhelm nicht. Ja er schonte nicht einmal die königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Eine seiner Töchter, die Memoirenschreiberin, wollte er wegen einer hitzigen Rede über Tafel einmal mit dem Messer erstechen: nur der hinter dem König stehende Jäger, der den Rollstuhl der erzürnten Majestät schnell nach der

Wand drehte, rettete die Prinzessin. Als sein Kronprinz seiner unerträglichen despotischen Behandlung zu entfliehen versuchte, mißhandelte er ihn mit dem Stocke, wollte ihn mit dem Degen durchbohren, setzte ein Kriegsgericht über ihn nieder und ging ganz ernstlich damit um, dem Deserteur das Leben abzusprechen.

Friedrich Wilhelm war ausbündig derb und grob in Reden und in Schriften. Die Ehrentitel: „Hundsfott, Coujon, Hallunke“ schwebten beständig über den königlichen Lippen. Auf Eingaben, die ihm nicht behagten, pflegte er Eselsköpfe und Ohren an den Rand zu malen. In den Instructionen und Resolutionen, die er ausgehen ließ, hieß es fortwährend: „Wofern das und das nicht geschieht, so werde ich es scharf ansehen, man wird den König zum Feinde haben, so wird Lärm werden, so wird der Donner drein schlagen, ehe man es sich vermuthet.“ Die freilich an's Nichtarbeiten als aristokratische Prärogative gewöhnten adeligen Minister commandirte er wie Unteroffiziere. Wenn ein Minister ohne königliche Erlaubniß oder wegen Krankheit eine Stunde zu spät in die Sitzungen kam, zahlte er hundert Ducaten Strafe; wer in der ganzen Sitzung nicht erschien, verlor das erstemal ein halbes Jahr seines Gehalts, das zweitemal erfolgte Cassation. Das neueingerichtete General-Directorium instruirte er 1723 eigenhändig: „Die Herren sollen arbeiten, wofür wir sie bezahlen.“ „Wegen der jährlichen Etats, welche die Räthe entwerfen sollen, werden die Herren sagen, es sei nicht möglich; aber sie sollen die Köpfe daran stecken und

befehlen wir ihnen hiermit ernstlich, es sonder Raisonniren möglich zu machen."

Einer seiner Kammerdiener sollte ihm einmal den Abendsegen vorlesen. Als die Worte kamen: „Der Herr segne Dich!" glaubte der einfältige Mann in seiner gewöhnlichen Unterwürfigkeit: „Der Herr segne Sie!" lesen zu müssen. Der König fiel ihm sofort in's Wort und fuhr ihn an: „Hundsfott, lies recht, vor dem lieben Gott bin ich ein Hundsfott wie Du!" Die Bedienten waren allerdings ihrer Haut nicht bei ihm sicher. Er hatte stets zwei mit Salz geladene Pistolen neben sich liegen: versahen die Bedienten etwas, so feuerte er sie auf sie ab. Einem wurden die Füße grausam verletzt, ein Andrer verlor ein Auge. Und dennoch beschwerte er sich noch, wie ein von Raumer mitgetheilter englischer Gesandtschaftsbericht ausweist, daß man ihn allgemein für einen Tyrannen ausgebe. Schon im Jahre 1725 glaubte man allerdings in Frankreich, er werde wegen Tyrannei und Geistesschwäche abgesetzt werden. Im Jahre 1734, im October, als er sehr krank war, sagte er zu seinem Kammermohren: „Bete nur fleißig, ich sterbe nicht." Dieser Kammermohr hinterbrachte dem Baron Seckendorf, dem Neffen des östreichischen Gesandten Grafen Heinrich, der in dessen Abwesenheit dessen Stelle versah, alles, was im Krankenzimmer vorging, es ging in das nachher publizirte: „Journal secret du Baron L. Ch. de Seckendorf" über. Unterm 27. October 1734 heißt es darin: „Der König ärgert sich über alles, hat den Pagen geprügelt, daß man

geglaubt, es wird ihn der Schlag rühren.“ Unterm 29. October heißt es weiter: „Der König prügelt die Jäger, weil sie Holz gestohlen: die Crisis scheint vorüber.“ Und endlich unterm 2. November heißt es: „Le roi se porte à merveille.“

Der Schrecken ging vor diesem Herrn her. Ein Beamter, welcher unerwartet zu ihm berufen wurde, sank aus Schreck todt zur Erde. Den Corporalstock übte er so ohne Ausnahme gegen Jedermann, daß er damit sogar einmal einen Major, und zwar vor der Fronte, mißhandelte. Dieser zog seine Pistolen, schoß die eine vor die Füße des Pferdes, das der König ritt und die andere sich vor den Kopf.

Einst hatten die Kammergerichtsräthe einen seiner langen Kerle, der ihm besonders gefiel, wegen eines Diebstahls von 6000 Thalern mit gewaltsamen Einbruchs zum Tode verurtheilt, gemäß den Gesetzen. Er ließ diese Kammergerichtsräthe einzeln vor sich kommen und prügelte sie für den Tort, den sie ihm gethan, einen nach dem andern sammt und sonders durch. Der geheime Grund zu dieser eigenthümlichen autokratischen Repressalie war: es war ihm hinterbracht worden, daß dieselben Herren des Kammergerichts einen Kriegsrath kurz vorher freigesprochen hatten, der eine weit bedeutendere Summe, 30,000 Thaler unterschlagen hatte. Solche Prügelabfertigungen waren ganz an der Tagesordnung bei dem König. Er prügelte seinen Hofapotheker, dem er den Geheimen-Raths-Titel für 1000 Thaler verliehen hatte, als dieser ihm einst in den Wurf kam und auf die

gewöhnliche Frage: „Wer seid Ihr?“ geantwortet hatte: „Ew. Kön. Maj. Geheimer Rath N.“ Er bedeutete ihn unter dem Prügelhagelschauer und dem Titelblitze „Hundsfott“, daß er künftig „Ich heiße Geheimer Rath N.“ zu antworten habe.

Friedrich Wilhelm war in seinem Hauswesen sowohl als im Staatshaushalt pedantisch sparsam, wie er denn überhaupt in dem Eindringen in die Specialia und Specialissima bis in's geringste Detail hinunter seine besondere Stärke hatte. Zu Hause war die Küche das Departement, in dem er sein unaufhaltsames Bedürfniß zum Raisonniren ausließ. Er mäkelte an den allergeringfügigsten Küchenausgaben, nur um an etwas zu mäkeln. Wie Grumbkow an Seckendorf unterm 17. August 1737 schreibt, beklagte die Königin sich insbesondere schwer über die „horrible avarice du roi par rapport au manger qui est de jour en jour plus détestable.“ Regelmäßig mußten die Küchenzettel ihm gebracht und bis auf jede einzelne Citrone à acht Pfennige, Milch einen Groschen, eine Mandel Eier zwei Groschen drei Pfennige specificirt werden. Diese Küchenzettel betrugen, wie sie gedruckt vorliegen, manchmal mehrere Octavseiten. So findet sich z. B. einer im Betrage zu einunddreißig Thaler sechzehn Groschen vom Jahre 1735. Es war Mittag- und Abendessen für den König, die Königin, die königliche Familie, deren Gesellschaft und Bedienung, einige Generale und neunzehn Pagen. Der König hatte hinzugeschrieben: „Ein Thaler zu viel.“ Ohne seine ausdrückliche Erlaubniß durfte aus Hamburg

durchaus nichts von Fischen, Fleisch und dergleichen verschrieben werden.

Die Tafel Friedrich Wilhelm's war auf's Einfachste bestellt, zum Theil mit den gröbsten Gerichten, wie Speck mit Erbsen und Schinken mit Grünkohl, seinem Lieblingsgericht. Wie seine Tochter in ihren Memoiren klagt, kamen diese einfachen Gerichte auch gar nicht sehr copios auf die königliche Tafel, sie behauptet, man habe sich kaum satt essen können. Es ist noch ein Schema zu einem Küchenzettel vorhanden, den Friedrich Wilhelm seinem Kronprinzen, der damals noch in Cüstrin war, zum Vorbilde stellte. Es figuriren darin folgende ächt deutsche Gerichte:

„Suppe von Kalbfleisch mit Hechtklösen, Sauerampfer und Körbel.
Rindfleisch mit Weißkohl.
Hammelcarbonnade mit grünen Erbsen.
Spreekarpfen mit Kirschmuß.
Krebse mit Butter.
Fricassée von jungen Hühnern.
Marinirtes Rindsmaul und Füße und
Hammelbraten mit Gurkensauce."

Friedrich Wilhelm liebte besonders Fische, Fluß- und Seefische, namentlich Hummer und Krebse und außerdem kalte Pasteten. Sein Lieblingswein war alter Rheinwein und Ungar.

Bei Grumbkow verschmähte er es gar nicht bonne chère zu machen, er empfing mit großem Danke auch die Geschenke, die ihm Seckendorf von Zeit zu Zeit in die Küche machte; er dankte ihm für

übersandte Lerchen, Krammetsvögel, Ortolane (eine Art Goldammern, es gab besondere Ortolanenfänger damals), Trüffeln, Pasteten u. s. w. Unterm 31. December 1726 kurz nach Abschluß des Wusterhäuser Tractats mit Oestreich schreibt einmal Seckendorf an Prinz Eugen nach Wien: „Könnte die beständige Gegenwart um den König unmöglich in die Länge ausstehn, da bei den Wintertagen fast alle Abende bis Mitternacht soupirt wird, wie denn gestern bei H. Gen.-Lieutenant von Grumbkow, nicht ohne Exceß, bis in die späte Nacht zugebracht worden ꝛc. Es wurde vom König des sonst gewöhnlichen ungarischen Weines gedacht, den man nun verschiedene Jahre nicht gesendet, daher man sich Hoffnung macht, es werde in diesem Jahre geschehen und wo ein extraguter käme, würde es sicherlich nicht unangenehm sein.“

Wie Friedrich Wilhelm zu Hause um die Küchenspesen mäkelte, bei Grumbkow aber es sich wohlschmecken ließ und ihm dafür reichliche Tafelgelder zahlte, so war er auch im Staatshaushalt ungemein knapp, profus dagegen wenn es galt, liebe blaue Kerle zu acquiriren. Für oft wichtige, und was noch stärker ist, nothwendige Staatsbedürfnisse bewilligte er kein Geld.

Berühmt sind seine Marginal-Resolutionen auf Eingaben um Geldbewilligungen. Sie lauten oft sehr lakonisch und drollig. Sehr oft schrieb er nur das Wort: „Oportet“ — die Bedeutung dieses Worts kannte man schon, es hieß soviel, als: „man muß sich zu helfen suchen, so gut man kann.“

Eben so oft hieß es: „Non habeo Pekunia“ oder „Point d'argent“ oder „Ich habe jetzo kein Geld.“ Auch die Marginal-Resolution war gangbar: „Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen! Narrenspossen!“ Selbst auf die Papierersparniß richtete der König sein Auge. Er schrieb an den Rand eines Berichts des Kammer-Collegiums: „Der Quarc ist nicht das schöne Papier werth, sollen schlecht Papier nehmen, das ist mir genug.“ Keine Rechnung durfte ohne sein Vorwissen ausgezahlt werden. Man legte ihm also auch einmal eine Note über eine zerbrochene Fensterscheibe vor. Darunter schrieb er aber doch:

„Aergert mich nicht!

Friedrich Wilhelm.“

Bei Unterstützungsgesuchen verfügte er auf die de- und wehmüthigsten Klagen: „Abweisen.“ „Kehre mich nicht daran.“

Ganz unnachsichtlich wurden alle und jede Cassendefecte bestraft. Auf die Bitten um Erlaß von Seiten der Familie resolvirte er: „Nicht einen Pfifferling erlassen, sollen Alles wegnehmen, an Mobilien und Häusern.“

Sehr anständig war die Königin dotirt: es waren ihr für ihren Hofstaat 80,000 Thaler angewiesen. Die erste Königin in Preußen, die berühmte Charlotte hatte nur 52,000 Thlr. gehabt. Doch mußte Sophie auch die Kleider und die Wäsche für den König und die Prinzessinnen bezahlen.

Außerdem übermachte der König „seinem Fiekchen“ alle Winter ein Winterkleid und jedesmal zu Weih-

nacht erfolgte ein sehr anständiges Cadeau. Im Jahre 1735 war das Weihnachtsgeschenk der Königin eine goldne Brandruthe fürs Camin, die 1600 Thaler am Werthe betrug. Im Cabinete der Königin war sämmtliches Geräth von Gold: Kron- Wand- und Armleuchter, Guéridons, Tafeln u. s. w. Das Weihnachtsgeschenk für den Kronprinzen für 1735 waren sechs Stück Schüsseln; die Kronprinzessin erhielt einen Feuerschirm; die Markgräfin von Anspach einen Caminaufsatz und die Markgräfin von Schwedt einen silbernen Tisch — alle diese vier Stücke für den Kronprinzen, die königliche Schwiegertochter und die beiden königlichen Töchter kosteten je 400 Thlr. Die übrigen Prinzen und Prinzessinnen erhielten silberne Wandleuchter, Schüsseln und Teller, Geschenke zu je 200, 150 und 100 Thalern.

Einen rastlos thätigeren Mann als den König konnte es nicht geben. Er war der ausgeprägte Choleriker, kein Hauch von Pflegma in ihm. „Der König, schreibt Seckendorf unterm 27. Juni 1725, kann allem menschlichen Ansehn nach unmöglich in die Länge die Art zu leben, ohne an Gemüth und Leib zu leiden, continuiren, maßen der Herr vom Morgen bis in die späte Nacht in continuirlichen Mouvement ist, bei sehr früher Tagesstunde das Gemüth mit verschiedenen und differenten Materien, Resolutionen und Arbeiten angreifet, hernach den ganzen Tag mit Reiten, Fahren, Gehen und Stehen sich unglaublich fatiguirt, mit starkem Essen und ziemlichen, doch nicht bis zur Debauche kommenden starken Getränke sich erhitzet,

wenig und dabei sehr unruhig schläft, folglich sein ohnedem vehementes Naturell dermaßen echauffirt, daß mit der Zeit üble Folgen daraus erfolgen dürften."

Friedrich Wilhelm war so passionirt thätig, daß man sich wohl nicht wundern darf, daß es vorgekommen ist, daß er unterweilen einen faullenzenden Berliner Eckensteher, dessen er ansichtig wurde, mit eigenen königlichen Händen abgeprügelt hat. Nicht minder prügelte er einmal den verschlafenen Potsdamer Thorschreiber, als dieser eines Morgens die Bauern vor dem Thore warten ließ, mit den Worten: „Guten Morgen, Herr Thorschreiber!" aus dem Bette.

Sehr mißlich war es, dem König auf der Straße zu begegnen. Wer ihm auffiel, an den ritt er sofort so nahe heran, daß der Kopf seines Pferdes dem Mann an die Brust stieß. Darauf kam die gewöhnliche Frage: „Wer seid Ihr?" oder „Wer ist Er?" Diejenigen, die er für Franzosen nach ihrem äußeren Ansehn hielt, waren sicher, von ihm angehalten zu werden. Einer erwiederte auf die Frage: „Qui êtes vous?" sehr klüglich: „Ich verstehe nicht französisch." Selbst die französischen Prediger wurden angehalten und jedesmal befragt, ob sie Molière gelesen hätten? — um ihnen damit zu verstehen zu geben, daß er sie für nicht viel Besseres als für Comödianten ansehe. Der Sohn des von Friedrich dem Großen so hochgestellten Beausobre antwortete einmal auf die Molière-Frage: „Oui Sire et surtout l'avare." Solche prompte Antworten liebte

der König und es ist nicht zu läugnen, daß durch diese königlichen Straßen-Examina die Eigenschaft, welche die Preußen unter allen Deutschen auszeichnet, geweckt worden sein kann — Geistesgegenwart. Ein Candidat der Theologie ward einmal von dem König angehalten. Er gab sich als „ein Berliner Kind“ zu erkennen. „Die Berliner taugen nichts“, rief ihm der König zu. „Das ist in der Regel wahr, aber Ausnahmen giebt es“. Und diese sind?“ fragte der König. „Ew. Majestät und ich,“ antwortete der Candidatus. Der König beschied denselben sofort aufs Schloß, ließ ihn examiniren und da er wohl bestand, erhielt er die erste Pfarre, die frei ward. Am schlimmsten kamen die weg, die bei den Straßenbegegnungen flohen. Der König prügelte einmal einen Juden, der ihm auf der Straße begegnete und Reißaus nahm, selbst durch, weil er beim Einholen gestand, daß er sich gefürchtet habe. Er prügelte ihn sofort mit den Worten durch: „Lieben, lieben sollt ihr mich, nicht fürchten!“

Merkwürdig und den Aufschluß zu diesen Straßen-Examinationen gebend war des Königs Passion, alle und jede curiose und komische Leute kennen zu lernen. Die Wache in Potsdam hatte Befehl, jedermann, der irgend dem Könige interessant sein könne, sofort anzumelden. So kam Morgenstern, der Nachfolger Gundling's, der sich im Potsdamer Thore als Magister legens angegeben hatten, in des Königs Dienst. Der bekannte Separatist Edelmann verdankte seinem Barte, den er trug, die

Vorstellung beim Könige. Er ward sofort, als er am Thore angegeben hatte, daß er kein Jude sei, vorgelassen: der König empfing ihn sehr leutselig, in der der Mitte seiner Generale sitzend, befragte ihn, weshalb er den Bart trage, worauf der theologische Sonderling sich auf die Gleichheit mit der Gestalt des Heilands bezog; der König ließ dem Bebarteten einen Gulden behändigen, und als dieser deprecirte, ganz treuherzig ihn bitten, ihn „in Gottes Namen" anzunehmen.

Noch auf seinem Todtenbette rechnete der König es sich hoch an, daß er ein musterhaft treuer Ehemann gewesen sei. Galant war er allerdings nicht und es hatte damit seine gute Bewandniß. Daß er aber gar nicht über die Versuchungen, die Jahre lang dauerten, erhoben gewesen sei, davon zeugt seine eigne Tochter, die einmal in ihren Memoiren im Jahre 1731 auf diesen Punkt zu sprechen kommt:

„La reine avait à son cour une Demoiselle de Pannewitz, qui était sa première fille d'honneur. Cette dame était belle comme les anges et possédait autant de vertu que de beauté. Le roi, dont le coeur avait été jusqu'alors insensible, ne put résister à ses charmes; il commença en ce temps-là à lui faire la cour. Ce prince n'était point galant; connaissant son faible il prévit qu'il ne réussirait jamais à contrefaire les manières de petit-maître ni à attraper le style amoureux; il resta donc dans son naturel et voulut commencer le roman par la fin. Il fit une déscription très

scabreuse de son amour à la Pannewitz et lui demanda, si elle voulait être sa maîtresse. Cette belle le traita comme un nègre, se trouvant fort offensée de cette proposition. Le roi ne se rébuta pas, il continua de lui en conter par un an. Le dénouement de cette avanture fut assez singulier. La Pannewitz ayant suivi la reine à Brunswick, où devaient se faire les noces de mon frère, rencontra le roi sur un petit dégré dérobé, qui menait à l'appartement de cette princesse. Il l'empêcha de s'enfuir et voulut l'embrasser, lui mettant la main sur la gorge. Cette fille furieuse lui appliqua un coup de poing au milieu de la physiognomie avec tant de succès, que le sang lui sortit dabord par le nez et par la bouche. Il ne s'en facha point et se contenta de l'appeller depuis la méchante diablesse."

In der That war der König ein merkwürdiges und höchst wunderliches Gemisch der mannichfaltigsten Eigenschaften, von Eigenschaften, die sich geradezu direct widersprachen. Zu Hause war er ein halber Wüthrich. Auf Reisen dagegen konnte er ungemein leutselig, gnädig und herablassend sich bezeigen. Er war sogar da freigebig mit dem Gelde, generös, ja prächtig. Auch gegen Damen, die er in Berlin nicht ansah, die er durchaus aus seinen Gesellschaften verbannte, war er auf Reisen höchst zuvorkommend und galant. Pöllnitz erzählte sogar, daß der Soldatenkönig mit dem Zopfe bei der Zusammenkunft mit

Kaiser Carl VI. in Böhmen zu Kladrub bei Pilsen und zu Prag im Jahre 1732 französisch gekleidet gewesen sei und eine zierliche Perrücke getragen habe: so fügsam konnte er gegen das Reichsoberhaupt, auf dessen „Réconnaissance" er stets rechnete, sich bezeigen.

Bei allem Anschein von Treuherzigkeit eines guten alten Deutschen war der König doch ungemein schlau. Die merkwürdigen Worte in seinem Testamente: „Schatz und Armee sind da und nun bedarf mein Nachfolger weiter keiner Maske" erwähnte ich schon oben. Bei aller aufbrausenden Heftigkeit konnte Friedrich Wilhelm doch zu Zeiten, wenn er seinen „Profit" dabei ersah, ein Vieles über sich ergehen lassen. Am 13. Nov. 1726 war die Mutter seiner Gemahlin Sophie Dorothee, die unglückliche Prinzessin von Alten gestorben, die wegen ihres Verhältnisses mit dem Grafen Königsmark geschieden und gefangen gesetzt worden war. Sie starb sehr reich. Der englische Hof legte keine Trauer um sie an, Friedrich Wilhelm that es. Es ging nun eine große Veränderung in der königlichen Familie vor, über die Seckendorf in einem Briefe an Prinz Eugen vom 22. Januar 1727 berichtet, zwei Monate nach dem Eintritt des Todesfalles: „Jedermann, schreibt er, der den Zustand von dem Hofe ehedessen und die Bescheidenheit, mit welcher die Königin ehedem dem Könige begegnet und die Furcht, so sie vor ihm gehabt, kennt, wundert sich über diese Veränderung. Ihre Hardiesse geht so weit, daß sie alle

diejenigen, so nicht von ihrer englischen oder hannöverschen Partei sein wollen, durch alle nur ersinnliche Drohungen abschrecken und durch viele Verheißungen auf ihre Seite zu bringen sucht. Der von Ilgen wollte mich mit vielen Eidschwüren versichern, daß ihm und den Seinigen dergleichen auf solche Art geschehen, daß, wo sie annoch in Faveur des kaiserlichen Hofes mit dem Könige sprächen, sie und ihre Nachkommen die Ungnade empfinden sollten. Gegen den von Grumbkow ist die Rache der Königin so weit gegangen, daß sie ihm durch den von Wallenrodt (den Hofmarschall), ankündigen lassen: „Sie und ihr Haus würden zwar den Fürsten von Anhalt, aber nimmermehr nicht den von Grumbkow pardonniren, sondern ihn mit allen den Seinigen ewig verfolgen. Um auch öffentlich ihn zu prostituiren, so hat sie kürzlich ihm ein, von ihr gegebenes, großes Portrait, so nebst des Königs seines in des von Grumbkow neu erbauten Hause in die Wand fest gemacht worden, wieder abfordern, und als der General Grumbkow abwesend gewesen, durch einen Kammerlaquaien und Pagen sagen lassen, man sollte es mit Gewalt herausbrechen, welches endlich durch die Domestiken verboten worden, bis der General zurückgekommen, darnach das Portrait ausgebrochen und der Königin geschickt worden ist. Die Ursache, warum der König wider seine Gewohnheit nun alle diese Extravagancen und Hardiesse duldet, soll die Hoffnung der großen Erbschaft wegen ihrer verstorbenen Frau Mutter sein, die sich vielleicht noch auf drei Millionen belaufen soll. Diese

nun in seine Verwahrung zu bekommen, so liebkoset er die Königin auf alle Art und Weise und verträgt alles, welches aber vermuthlich sich mindern dürfte, wenn entweder das Geld erst in die Schatzkammer gebracht ist, oder keine Hoffnung mehr, solches zu erlangen. In Absicht des ersteren hat der König den Geheimenrath Ludwig mit einem Secretarium von der Kammer nebst verschiedenen Domestiken nach Hannover nebst vielen leeren Kisten, das Geld hineinzupacken, geschickt, auch Ordre gegeben, ihm solches zu überbringen. Bis nun zu aber hat die hannöverische Regierung sich zu nichts erklärt, sondern sich excusirt, daß aus England hierüber keine Ordre eingelaufen." Der preußische König ward in seiner Hoffnung auf die ansehnliche Erbschaft betrogen, sein eigner Schwiegervater, der englische König, betrog ihn darum: er verbrannte das Testament seiner Gemahlin, indem er ihr die Fähigkeit zu testiren absprach. Kurz darauf starb er 22. Juni 1727. Und nun ward der preußische König noch einmal von seinem Schwager, dem englischen König Georg II. betrogen, auch dieser verbrannte das Testament seines Vaters, in welchem er seiner Schwester ein sehr bedeutendes Legat ausgesetzt hatte. Friedrich Wilhelm war wüthend, er schrieb seinem Schwager damals, „daß er die Galeeren verdiene." Darauf ward, wie einst zwischen Kaiser Carl V. und Franz von Frankreich ein Duell zwischen den beiden fürstlichen Schwägern verabredet: es sollte auf neutralem Boden des Bischofs von Hildesheim vor sich gehen.

Friedrich Wilhelm reiste an den braunschweigischen Hof nach Salzdahlum, die Secundanten waren schon ernannt, der Generaladjutant Oberst von Derschau für den König von Preußen und General Sutton für Georg II. Mit großer Mühe gelang es dem preußischen Gesandten in London, Baron Borck, die drollige Angelegenheit zu arrangiren. „Borck, erzählt Bielefeld in einem seiner Brife, eilte zu seinem König nach Salzdahlum und da er ihn im heftigsten Zorne fand, wagte er es nicht, ihm Einwendungen zu machen, sondern stellte sich, als billige er Alles und erbot sich, das Ausforderungsschreiben selbst zu überbringen. Nach einigen Stunden kehrte er aber zum König zurück. „Ich bin überzeugt, redete er ihn an, daß E. Maj. Zwist nur durch das Duell entschieden werden kann; aber Höchstdieselben sind eben erst von einer gefährlichen Krankheit genesen. Was würde die Welt, was würde der König von England sagen, wenn Sie vielleicht am Tage vor dem Rencontre einen Rückfall hätten? Wollten E. Maj. die Sache nicht noch vierzehn Tage aufschieben, um sich vorher Ihrer vollen Genesung zu erfreuen? Der König ließ sich, obgleich mit Mühe, überreden, das Ausforderungsschreiben ward noch zurückgehalten und unterdessen gewannen die Minister der beiden Höfe Zeit, die Verdrießlichkeiten auszugleichen und nach Jahr und Tag gänzlich beizulegen."

So einfach bürgerlich Friedrich Wilhelm in seinem Lande sich gebahrte, so eifersüchtig wachte er über sein Ansehn bei fremden Mächten, namentlich über den ihm

wegen der neuen Königskrone gebührenden Rang. „Ohnerachtet der affectirten Demuth und familiären Umgangs, schreibt Seckendorf an den Kaiser, hat er eine solche Hoheit und Respect im Kopfe, daß man in diesen Stücken ihn nicht touchiren muß, maaßen er seine Jalousie nicht bergen kann, wo man ihn im Ceremoniel geringer, als andere Könige, tractiren wollte."

Auf keinen Hof war er eifersüchtiger, als auf den stolzen hannöverischen in London, auf seinen Schwiegervater und Oheim Georg I., der ihn hofmeisterte, „nach seiner gewöhnlichen Manier den Präceptor agirte", wie Seckendorf schreibt, und auf seinen Schwager Georg II., der sich über ihn lustig machte. Wenn ihn dieser Hof bei den Unterhandlungen hinhielt dadurch, daß er keine bestimmte oder nach englischer hoffärtiger Manier gar keine Antwort gab, so konnte er wohl einmal, wie im Jahre 1730 geschah, in seiner Ungeduld schreiben: „Es mag gehen, wie es will, so sollen wenigstens die hannöverischen Länder zuerst total ruinirt werden."

Um sein Ansehn vor der Welt zu erhöhen, verschmähte dieser auf die Wahrheitsliebe so großes Gewicht legende Herr sogar nicht, den Schein zu Hülfe zu nehmen. Als der Czaar Peter im Jahre 1717 von Amsterdam nach Petersburg zurückreiste, wies er 6000 Thaler für die Reisekosten von Wesel bis Memel an und befahl so damit zu wirthschaften, daß das Geld auslange. „Nit einen Pfennig gebe mehr dazu, aber vor der Welt sollen sie von

30 bis 40,000 Thalern sprechen, daß es mir koste."

Friedrich Wilhelm's erste und letzte Sache war Geld. Nächst der souverainen Macht, die die Bajonete ihm schützten, waren die Finanzen sein Hauptabsehen. „Nur daß Geld im Lande bleibt, ist der lapis philosophorum", schrieb er im Jahre 1717 an die Geheimen Räthe. Eine andere Resolution lautete ganz unverhüllt: „Geld ist die Losung." Er brachte die Landeseinkünfte von etwa 4 Millionen bis beinahe auf 7½ **Millionen Thaler**. Und von diesen 7½ Millionen verthat er keineswegs alles. „Der größte Theil der königlichen Einkünfte kommt in die Gewölbe unterm Schlosse," schreibt der Tourist von Loen. Dem Ritter Zimmermann versicherte ein preußischer Minister, daß, wenn man auch nur einige Kenntniß des ältern preußischen Finanz-Etats habe, wovon sich in Wien vor vielen Jahren schon Abschriften sollen gefunden haben, man wissen könne, daß Friedrich Wilhelm in den letzteren Jahren über 1,300,000 Thaler jährlich von seinen Einkünften in den Schatz legte und daß der jährliche Zufluß aus der s. g. Recrutenkasse noch weit größer gewesen sei. Niemand, als der Minister von Marschall und der Geheime Rath Trautzettel, welcher die Schlüssel zur Schatzkammer hatte, habe aber genau die Summe gewußt, die der König jährlich in seinen Schatz legte. Nach den Oeuvres posthumes Friedrich's des Großen fand man nach Friedrich Wilhelm's Tode 8,700,000 Thaler. Der Minister sagte aber zu

Zimmermann lächelnd: diese acht Millionen seien ein Fehler des Abschreibers oder ein Druckfehler; denn die Unrichtigkeit der Summe sei klar und offenbar.

Nächst baarem Gelde verschaffte sich auch Friedrich Wilhelm Domainen. Er kaufte für fünf Millionen Thaler neue Kron-Domainen und für zwei Millionen Ländereien für die nachgebornen Prinzen.

Hauptgeldquelle war die Accise: in dem neuen Tarife für Berlin wurden die alten Ansätze auf das Doppelte bis Zwölffache erhöht. Dem Adel ward sehr geschickt nach und nach die Accisefreiheit, wie die Steuerfreiheit, abmanövrirt. Die Lehne wurden seit dem Jahre 1717 in den Marken allodificirt, gegen eine Abgabe nach Pöllnitz von mehr als 300 Thaler jährlich, dazu kamen die Ritterpferde, je 40 Thaler jährlich. In Preußen dauerte der Widerstand bis 1732. Den längsten, aber auch vergeblichen Widerstand gegen die Allodification machte die magdeburgische Ritterschaft.

Friedrich Wilhelm trieb auch Aemterverkauf. Geringere Stellen in den Collegien wurden an die Meistbietenden verkauft, eben so städtische Aemter. Diese Gelder waren es, die in die Recrutencasse gezahlt wurden. Das dauerte noch fort unter Friedrich dem Großen, der 1746 aber eine Cabinetsordre erlassen mußte, daß „keine Bedienten und Lakaien" mehr in die Kanzleien gesetzt werden sollten. Ein nicht Geringes brachten der Recrutencasse die Titel ein, die verkauft wurden. Ja, der König verkaufte sogar den kleinen Orden „de la générosité", wobei er in seinen Kalender zu setzen

nicht unterließ: „Heut wieder einen Hasen gefangen.“ „Profit“ war ihm die Hauptsache.

Und dazu waren ihm selbst solche Leute willkommen, die mit dem Plusmachen wirklich das Land ruinirten. Zu diesen Leuten gehörte unter andern der s. g. Caminrath Eckhardt, der sich in den letzten Regierungsjahren des Königs einen Namen machte. Er war geboren zu Bernburg im Fürstenthum Anhalt und begann seine Laufbahn als Fasanenwärter in Braunschweig, dann fungirte er als Kapaunenstopfer in Baireuth und darauf als Blaufärber und Marktschreier in Cöthen. Von da kam er nach Berlin, um Camine rauchlos zu machen. In dieser Funktion ward er zuerst dem König von Graf Truchseß gelobt und ihm selbst in Kossenblat bekannt. Er legte hierauf neue Oefen in den Brauereien der Domainen an und bewirkte eine bedeutende Holzersparniß. Der König schickte ihn darauf durchs Land aufs Plusmachen. Eckhardt besorgte eine Untersuchung der städtischen Cassen, welche dem König ein Erkleckliches einbrachte. Seine Instruction lautete: „Gehet geradezu und thut was Recht ist und nehmt auch nicht zu viel Plus!“ 1738 ward Eckhardt vom König geadelt, er schenkte ihm auch den Orden de la générosité und erhob ihn zum Geheimen Kriegsrath. Er gab ihm sogar ein neuerbautes prächtiges Haus in Berlin, das heutige Seehandlungsgebäude. Ueber dem Portal desselben befand sich das Wappen, das ihm der König selbst gestiftet hatte, in Stein ausgehauen: ein brennender silberner Camin, eine Fortuna mit fliegendem

Segel und dergleichen. Friedrich der Große, sobald er zur Regierung gekommen war, nahm aber Herrn von Eckhardt, der 2. August 1740 zu Gumbinnen verhaftet ward, seine Aemter und sein Palais, verwies ihn auf zwanzig Meilen von Berlin und darauf ging er aus dem Lande.

Aus keiner andern Rücksicht, als der des Profits und Plusmachens wurden auch die Universitäten und Gelehrten, die der König sonst gründlich verachtete, unterstützt. Die Akademie der Wissenschaften diente ihm nur zum Spotte. Er gab ihr auf, die Ursache des Brausens des Champagners zu erklären. Sie wich dem Begehr glücklich aus, indem sie sich zu den nöthigen Versuchen funfzig Bouteillen erbat. Er gab ihr ferner auf, laut des ihrem Vicepräsidenten, dem Tyroler Grafen zum Stein, ausgestellten Diploms d.d. 19. Jan. 1732, „darüber zu wachen, daß die Kobolde, Alpen, Irwische, Wassernixen, verwünschte Leute und Satansgesellen ausgerottet würden; wenn der Graf von Stein dergleichen Unthiere todt oder lebendig bei dem König einliefern werde, solle er für das Stück sechs Thaler Belohnung erhalten. Er befahl ihm, die vergrabenen Schätze mit der Wünschelruthe durch Segensprechen, Allrunken und auf andere Art zu heben, wobei er den vierten Theil genießen solle. Er verordnete, daß er die Kalender so einrichten solle, daß die Prognostica glücklich getroffen, der guten Tage so viel als möglich angesetzt, die bösen aber vermindert würden. Der Graf habe ferner Anzeige zu machen, wenn der Thierkreis sich am Himmel verrücke, Mars

einen feindlichen Blick auf die Sonne würfe, oder mit der Venus, dem Saturn und dem Mercurius im Quadrat stünde — ferner sofort, wenn sich begeben sollte, daß ein Wirbel des Himmels den andern nach den Lehrsätzen des Cartesius abschleifen und verschlingen sollte, darüber mit der Societät der Wissenschaften zu conferiren und nicht allein auf Ergründung solcher Unordnung, sondern auch auf Mittel und Wege, wie derselben am besten abzuhelfen, bedacht zu sein."

Friedrich Wilhelm verwarf mit den Pedanterieen und dem Aberglauben der Gelehrten alle Gelehrsamkeit, sie schien ihm völlig überflüssig. Leibnitz, einen der größten Gelehrten seiner Zeiten und aller Zeiten, den Freund seiner Mutter, erklärte er „für einen, selbst zum Schildwachstehen unbrauchbaren, närrischen Kerl."

Die Bibliothek zu Berlin ward höchst stiefmütterlich behandelt. 1722 strich der König die Besoldung aller Bibliothekbeamten. In vielen Jahren ward kein Buch angeschafft, 1734 nur für vier und 1735 für fünf Thaler.

Der damals zu Berlin lebende ehemalige sächsische Minister Graf Ernst von Manteufel schrieb an Wolf in Marburg: „Tout le monde est persuadé qu'on chasseroit tous les savans et aboliroit toutes les universités, si l'on ne s'en promettoit du profit. On n'aime les savans qu'en tant qu'ils peuvent servir à augmenter les revenues des accises."

Manteufel nennt Preußen geradezu „eine Galeere.“ „Tout sujet en ce pays-cy, de quelque condition, qu'il soit, est regardé comme un esclave né, dont le maître peut disposer comme bon luy semble.“ Selbst Grumbkow schrieb einmal 4. Nov. 1732 an Seckendorf: „Le bon Dieu me fera voire une porte, pour sortir de cette maudite galère.“ Manteufel war ein Freund des berühmten Philosophen Wolf. Die Pietisten der Waisenhauspartei in Halle, an ihrer Spitze der Professor der Theologie Joachim Lange, einst selbst Verfolgte, waren Verfolger geworden. Sie wandten sich an zwei Generale in des Königs Umgebung, namentlich an Natzmer. Sie gaben dem König den Rath, Wolf von Halle zu entfernen. Sie stellten, um den König dazu zu bewegen, ihm sehr nachdenklich vor, daß Wolf den Atheismus predige, indem er ein fatum lehre, ein Verhängniß. Um den König an der empfindlichsten Seite zu fassen, machten sie vorstellig, daß eine solche Lehre vom fatum z. B. die großen Grenadiere in Potsdam durchzugehen zwinge, sie, die großen Grenadiere könnten dem fatum nicht widerstehen und der König thue also — so lehre Wolf — unrecht, sie deshalb zu bestrafen. Weil nun dem Könige wirklich damals viele seiner lieben, blauen Kinder durchgegangen waren, zeichnete er im Zorne die berühmte harte Ordre vom 8. Nov. 1723, daß Wolf „als ein Unchrist“ binnen achtundvierzig Stunden bei Strafe des Stranges Halle

räumen solle. Wolf's Bücher wurden bei Karrenstrafe als atheistisch verboten. Später ward Friedrich Wilhelm günstiger und zuletzt sogar ganz günstig gegen Wolf gestimmt, er hatte Lange an der königlichen Tafel von der lieblosen Seite kennen lernen und ein Ausschuß von vier lutherischen und reformirten Theologen hatte ausdrücklich begutachtet, die gefährlichen Irrthümer fänden sich nicht in Wolf's Schriften, die Lange darin gefunden. Er äußerte nun im Vertrauen gegen Manteufel: „Ich wollte Wolfen gern in Halle placiren, aber da würden sich die Kerels gleich wieder bei die Köpfe kriegen." Er bot ihm 5. Mai 1739 eine Professur in Frankfurt an, Wolf schlug sie aus, obgleich ihm der König die Bedingungen zu stellen selbst überlassen hatte. Das konnte Friedrich Wilhelm nicht begreifen, da er kein hessisches Landeskind sei, Wolf war ein Breslauer. Er bot ihm nun das Vicekanzellariat zu Frankfurt an der Oder an mit 1200 Thaler Gehalt, womit der sparsame Herr viel that, aber Wolf kam nicht. Der König empfahl indeß jetzt ausdrücklich selbst nun in einem Erlaß an das reformirte Consistorium März 1739 den Candidaten des Predigtamts, „Wolf's Logik zu studiren". Er selbst sogar las, wie sein Sohn unterm 14. Oct. 1739 an den sächsischen Gesandten von Suhm schreibt, alle Tage drei Stunden in des Philosophen Schriften. Einige Zeit später schrieb Friedrich an der Obersten Camas: „Ich habe in der Gemüthsstimmung des Königs eine merkliche Veränderung

gefunden, er hat von den Wissenschaften als von etwas Löblichem gesprochen."

---

8. Friedrich Wilhelm's religiöse Haltung. Franke und der Pietismus. Lebensart des Königs. Krankheit und Tod.

Bereits im ersten Jahre seiner Regierung gründete der König ein evangelisch-reformirtes Kirchendirectorium. Dieses Directorium stellte für jede Provinz einen oder mehrere Inspectoren an, welche die Aufsicht über das gesammte Prediger- oder Lehrerpersonal in den Provinzen führten. Die Kirchenangelegenheiten der einzelnen Gemeinden endlich wurden von den Presbyterien geleitet: sie bestanden aus dem Prediger und aus Laien, die als Kirchenvorsteher ohne Rangunterschied aus der Gemeinde gewählt wurden. In kirchlichen Angelegenheiten behielten die Gemeinden ihre Selbstständigkeit.

So orthodox Friedrich Wilhelm war, so hielt er doch, wie seine Vorfahren, die Toleranz mit allem Nachdrucke fest. Er duldete alle Religionsparteien, nur die Jesuiten waren ihm im Tod zuwider, „die Vögels, die dem Satan Raum geben und sein Reich vermehren wollen" wie er an Seckendorf zu einer Eingabe nach Wien 1727 schrieb. Schon zu Anfang seiner Regierung erließ er ein Edict, in welchem er den lutherischen und reformirten Religionsverwandten gebot, sich aller Schmähungen gegen

einander zu enthalten und friedlich mit einander zu verkehren. Mit aller Derbheit seines ehrlichen Herzens drückt er sich in einem eigenthümlichen Postscripte zu einem Erlasse d. d. Wusterhausen, 10. Sept. 1726 an den lutherischen Propst Roloff hierüber so aus: „Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk, denn äußerlich ist ein großer Unterschied; wenn man es examinirt, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenwahl als h. Abendmahl. Nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andre. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben am Gerichte Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaftige geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich soll einer den andern dulden und nur Christi Ruhm vermehren, unsere Nächsten lieben als uns selbst, christlich zu leben und christlich zu wandeln und nur auf Christi Verdienst sich zu verlassen. Die werden gewiß selig. Aber es wird nicht heißen: Bist du lutherisch? Bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten oder bist du ein braver Disputator gewesen? Es wird heißen: Weg mit die letzten in's höllsche Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich, den soll die viele Freude willkommen sein. Gott gebe uns allen seine Gnade und gebe allen seinen evangelischen Kindern, daß sie mögen seine Gebote halten und daß Gott die möge alle zum Teufel schicken, die

Uneinigkeit verursachen. Dazu helfe uns Gott der allmächtige Vater unsers Erlösers Jesu Christi durch einen bittern Tod. Amen. Friedrich Wilhelm."

Nachdem August der Starke, Director des evangelischen Körpers am Reichstag, 1697 katholisch geworden war, betrachtete sich der preußische König als oberster Schutzherr der Protestanten im Reich. Zwar konnte er das Directorium Sachsens nicht erlangen, er trat aber überall, wo es galt, höchst energisch für die Interessen der Reformirten sowohl als der Lutheraner auf. Um die Bedrückungen der evangelischen Unterthanen des katholischen Kurfürsten von der Pfalz aufhören zu machen, ließ der König seit 1718 eine Abtei im Halberstädtschen und den Dom zu Minden sequestriren, der Kaiser war darüber sehr ungehalten, behauptete, solche Repressalien gebührten nur dem Reichsoberhaupte, aber er befahl doch Churpfalz, die Evangelischen in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Als das Haupt der Protestanten nahm 1732 der König Friedrich Wilhelm auch den lebhaftesten Antheil an dem Schicksal der Salzburger Emigranten. Er schickte nicht nur ausdrücklich Commissarien zu den Salzburger Bauern, um sie einzuladen, sich in seinen Staaten niederzulassen, sondern er ergriff auch, um den Erzbischof Firmian von weiterer Verfolgung abzuschrecken, von Neuem Repressalien gegen die Katholiken in seinem Bisthum Halberstadt, er drohte die Einkünfte der Klöster daselbst in Beschlag zu nehmen. 20,000 Salzburger fanden damals in Preußen eine

Zuflucht, wo ihr Fuß ruhen konnte, nachdem sie die heimathlichen Berge verlassen. 30. April 1732 traf der erste Zug ein; der König begrüßte ihn in Person am Leipziger Thore und hieß die armen Leute als seine lieben Landeskinder willkommen; von der Königin wurden sie in Monbijou bewirthet.

Seit 1727 hatten böhmische Brüder sich nach Berlin gewendet und es war ihnen ein Theil der Friedrichstadt zum Anbau angewiesen worden. Andre folgten nach und so bildete sich die böhmische Gemeinde, welcher der König eine Kirche bauen ließ und sie auch sonst unterstützte.

Im Jahr 1727 verfiel Friedrich Wilhelm in eine tiefe religiöse Schwermuth. Er wurde so tief hypochondrisch, daß er unaufhörlich davon sprach, die Krone niederzulegen und sich in das Haag, wo ihm aus der Erbschaft König Wilhelm's III. der alte Hof und das Lustschloß Honslardik gehörte, zurückzuziehen. Es war August Hermann Franke, dem Stifter des Waisenhauses in Halle, gelungen, kurz vor seinem Tode 1727, einen bedeutenden Einfluß auf das Gemüth des Königs zu gewinnen. „Dieser Geistliche machte ihm, schreibt die Markgräfin von Baireuth, die unschuldigsten Dinge zur Gewissenssache, er verwarf alle Vergnügungen als verdammlich, selbst die Musik und Jagd, man solle einzig und allein vom Worte Gottes sprechen, alles andere war verboten. Bei Tische führte er immer das Wort und machte den Vorleser wie in einem Refectorium. Der König las uns alle Nachmittage eine Predigt vor, sein Kammer-

diener stimmte einen Gesang an und wir mußten ihn alle begleiten. Meinen Bruder (Friedrich II.) und mich ergriff die Lachlust oft so gewaltig, daß wir ausbrachen, dann ereilte uns aber ein Bannfluch, den wir mit einem reuigen Bußgesicht annehmen mußten, welches wir nur mit Mühe zusammensetzen konnten. Kurz „der Hunde-Franke" machte, daß wir wie in La Trappe lebten."

„Grumbkow, des Königs Hauptrathgeber und Seckendorf, der östreichische Gesandte, legten Friedrich Wilhelm in ihren Unterhaltungen zu wiederholten Malen die Hindernisse dar, welche sich der Abdankung entgegensetzten und wie sehr er es früh oder spät bereuen würde. Alle diese Vorstellungen vermochten aber nichts über ihn, er ward immer bigotter und man durfte nicht mehr um ihn lachen noch lustig sein."

Da nun alle Bemühungen von Seiten Grumbkow's und Seckendorf's, den König aus diesem traurigen Zustande zu ziehen, bisher vergeblich waren, griffen sie es auf eine andere Art an. Sie bestimmten ihn dem Dresdener Hofe, dem Hofe August des Starken, der in Deutschland für den glänzendsten gelten konnte, einen Besuch zu machen. Es gelang endlich den König durch politische Gründe zu der Reise nach Dresden zu bestimmen und er fuhr Mitte Januar 1728 von seinem Lustschlosse Wusterhausen dahin ab, und verweilte vom 14. Januar bis zum 12. Februar, vier ganze Wochen.

„Sobald der König nach Dresden kam, fährt die Markgräfin fort, ward er von Vergnügen zu

Vergnügen fortgerissen, wodurch seine Schwermuth und Frömmigkeit ihn verließen. Die Freuden der Tafel wurden nicht vergessen, der Ungarwein nicht gespart und die Freundschaft der beiden Könige war die innigste. Wie Grumbkow seinen Herrn auf so gutem Wege sah, verzweifelte er nicht, ihn zu Ausschweifungen zu verführen. Zu diesem Endzweck nahm er mit dem König von Polen seine Abrede. Eines Tages, wie man waidlich geschmaust hatte, führte der König von Polen meinen Vater im Domino auf eine Redoute. Immerfort schwatzend ging man von einem Zimmer in das andere, wobei die anderen Gäste und unter ihnen auch mein Bruder, stets nachfolgten; endlich gelangte man in ein großes, schön geziertes Zimmer, in welchem alles Geräth äußerst prächtig war, mein Vater bewunderte alle diese Schönheiten, als plötzlich eine Tapetenwand niedersank und das befremdlichste Schauspiel sich darstellte. Ein Mädchen, schöner wie Venus und die Grazien, lag nachlässig auf einem Ruhebette, in dem Zustand unsrer ersten Eltern vor dem Sündenfall zeigte sie einen Körper, wie Elfenbein so weiß und schöner, als der der mediceischen Venus. Das Cabinet, worin sie sich befand, war von so vielen Kerzen erhellt, daß sie das Tageslicht überstrahlten. Der König von Polen sowohl, wie Grumbkow glaubten, daß diese Angel, die sie dem König zugerichtet hatten, durchaus fassen müsse — allein es ging ganz anders; bei dem ersten Blick nahm der König seinen Hut, hielt ihn dem Kronprinzen vor das Gesicht und befahl ihm, sich zu entfernen

— es war zu spät, der Prinz hatte genug gesehen, um nicht stehen zu bleiben — der König aber wandte sich zum König von Polen und sagte: „sie ist recht schön", worauf er fortging. Noch an demselben Abend sprach er mit Grumbkow und sagte ihm, daß er solche Dinge nicht liebe und er möchte dahin sehen, daß sie nicht wiederholt würden. Damals schrieb der König an Seckendorf unterm 16. Januar: „Sonst ist die hiesige Magnificence so groß, daß ich glaube, sie habe bei Louis XIV. unmöglich größer sein können und was das lüderliche Leben betrifft, so bin ich zwar nur zwei Tage hier, aber ich kann in Wahrheit sagen, daß dergleichen noch nicht gesehen und wenn der seelige Franke lebte und hier wäre, würde er es nicht ändern können, „daher ich auch Ursache habe hier recht vergnügt zu sein." Und unterm 22. Januar: „ich bin in Dressen und springe und tanze, ich bin mehr fatiguirt als wenn ich alle Tage zwei Hirsche toht hetze. Der König tuet uns so vill Höflichkeit, das es nit zu sagen ist." Und unterm 3. Februar: „ich gehe zukommende Mittwoche nach Hause, fatiguiret von alle guthe Dage und wohlleben; ist gewiß nit christlich leben hier, aber Gott ist mein Zeuge, daß ich kein plaisir daran gefunden und noch so Rein bin, als ich vom Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende."

„Mein Bruder", fährt die Markgräfin fort, „war indeß sehr verliebt in die Gräfin Orselska, des

Königs von Polen Tochter und Geliebte. Da derselbe ungeheuer eifersüchtig auf seine Maitresse war und merkte, daß beide in ziemlich gutem Einverständnisse stunden, ließ er, um dasselbe zu stören, Friedrich die schöne Formera, welche die Venus des Cabinets war, anbieten. Mein Bruder nahm sie an und sie war seine erste Maitresse."

„Mein Vater", schließt die Markgräfin, „ging sehr zufrieden von Dresden hinweg. Mein Bruder aber wurde vor Liebe zur Orselska krank. Erst als kurz darauf der sächsische Hof einen Gegenbesuch in Berlin machte, besuchte er die Orselska im Geheimen und ward völlig geheilt." Bei diesem Gegenbesuche zeigte sich der Berliner Hof übrigens stattlich: nach den Lettres historiques hielten alle wirklichen Geheimen Staatsräthe, mit Ausnahme des alten Ilgen (der noch in demselben Jahre, 1728, starb), Mittags und Abends eine Tafel zu zwölf Couverts und die übrigen Geheimen Räthe Mittags eine zu acht. Allen Hofchargen ward angesagt, sich nach ihrem Range mit reichen Kleidern, mit Gold und Silber besetzt, zu versehen, aber nur Stoffe und Galonen von einheimischen Manufacturen und ohne eine andere Mode, als die für immer im Lande eingeführte, zu beobachten.

1733 wiederholte sich die Idee abzudanken bei dem Könige. Seckendorf schreibt darüber unterm 28. Februar an Eugen: „Der General Grumbkow hat mir im größten Vertrauen gesagt, daß der König

in großer Gefahr ist, verwirrt zu werden. Er ist incapable chagrin und disgrâce zu ertragen, spricht nichts als vom Abdanken, will sich nach Verona retiriren. Die Ursache sind die Werbungen, weil er glaubt, man wolle ihm keine großen Kerle mehr zukommen lassen, folglich er die Schande haben würde, sein Regiment nicht im Stande zu erhalten. Die andere Ursache ist, daß er dafür hält, er würde von Kais. Maj. wahrscheinlich bei der Jülich- und Bergischen Erbfolge nichts zu hoffen haben."

Die Lebensart des Königs Friedrich Wilhelm's war außerordentlich einfach. Die Markgräfin von Baireuth beschreibt sie in ihren Memoiren.

Der König stand alle Morgen nach der Jahreszeit um vier, fünf, sechs oder sieben Uhr auf. Regelmäßig las er seinen Morgensegen in Amadei Creuzberg's gottseligen Betrachtungen auf alle Tage des Jahres. Dann erschienen im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr seine beiden Cabinetsräthe, seine Secretaire, wie er sie nannte, mit diesen arbeitete er, indem er Kaffee trank und sich ankleiden ließ, zwei oder mehrere Stunden. Die Eingaben wurden in seiner Gegenwart geöffnet, gelesen und meist ertheilte der König darauf eigenhändige Marginal-Resolutionen. Hatte er die Gicht, so schrieb er mit der linken Hand. Nach der Arbeit mit den Cabinetsräthen kamen Offiziere und Minister und wer sonst ein Anliegen hatte. Zehn Uhr war Wacht-

parade, wo die Fremden vorgestellt wurden. Von der Wachtparade begab sich der König auf den Stall, ertheilte Befehle und ging dann in's Schloß zurück. Zwölf Uhr wurde gespeist. Sehr öfters aber wurde der Morgen mit Exerciren verbracht.

„Die Musterung seines Regiments,“ sagt die Markgräfin, „geschah unter seinen Fenstern, und da ich zu ebener Erde wohnte, konnte ich nicht schlafen, denn man feuerte divisions- und pelotonweise. Ein Soldat, der zu schnell laden wollte, hatte nicht Zeit, den Ladestock herauszuziehen, der Schuß ging los, traf in mein Zimmer und schlug den Spiegel von meiner Toilette herab. — Täglich mußte mein Gemahl, der Erbprinz von Baireuth, um neun Uhr zum König, ich um zehn Uhr zur Königin, wir begaben uns mit ihr in die Paradezimmer, wo nicht im mindesten eingeheizt war und wo wir ohne alle Nothwendigkeit und Ursache bis zu Mittag vor Kälte und Langerweile hätten vergehen mögen. Dann begaben wir uns in des Königs geheimes Cabinet, um ihm guten Morgen zu wünschen, worauf man sich an eine Tafel von vierundzwanzig Gedecken setzte, auf der, so lang und groß sie war, nur zwei Schüsseln standen; ein Gemüse aus dem Wasser gekocht, auf dem ein bischen geschmolzene Butter und gehackte Kräuter oben aufschwammen und eine Schüssel mit Kohl und Schweinefleisch; ihnen folgten zwei andere Schüsseln mit einem Hecht oder Karpfen, von denen jeder eine Nuß groß bekam, der Braten bestand meist aus einer Gans oder einem alten wälschen Huhne. Sonntags

kam, weil es Fest war, noch eine Torte dazu. Ein sehr langweiliger Mann saß mitten an der Tafel, dem König gegenüber und erzählte Zeitungsnachrichten, über welche der König dann einen langen politischen Unsinn ergoß, der einem tödliche Langeweile machte. Nach der Tafel setzte sich der König neben dem Kamin in einen Armstuhl, der so hart war, wie ein Esel, und die Königin mit meinen Schwestern um ihn her, um ihn schnarchen zu sehen. Das dauerte bis drei Uhr, wo er spazieren ritt. Um sechs Uhr kam er zurück und nun malte er oder besudelte vielmehr Papier. Um acht Uhr speiste man sehr mäßig und ohne den Magen zu überladen zu Nacht und dann begab sich der König in die Tabagie. Dieses Leben war so regelmäßig wie Notenpapier und alle Tage sich völlig gleich."

Friedrich Wilhelm starb im hundertjährigen Todesjahre des Vorgängers des großen Kurfürsten, dem für Preußen so verhängnißvollen Jahre vierzig.

Schon den ganzen Winter von 1734 auf 1735 hatte er an der Wassersucht darnieder gelegen, Zimmer und Bett hüten müssen und sein Leben war in größter Gefahr gewesen. Früher noch hatte er an Taubheit und Podagra gelitten, an Blutwallungen und Schlaflosigkeit. Fünf Jahre lang brachte er sich mit der Wassersucht hin. Er erkrankte von Neuem sehr in dem strengen Winter des Jahres 1740 zu Berlin. Er ließ den lutherischen Propst Roloff, seinen dereinstigen Feldprediger im kronprinzlichen Regiment bei den

Rheincampagnen, zu sich kommen, der ihn zum Tode vorbereiten sollte. Er verzieh allen seinen Feinden, endlich auch seinem Schwager, König Georg II. von England, „der ihm doch alles gebrannte Herzeleid angethan habe.“ Er bereuete seine Sünden und zählte sie in Gegenwart vieler Umstehenden so ausführlich auf, daß Roloff ihn bitten mußte, es zu unterlassen. Er drang dagegen auf Sinnesänderung. Dazu war aber der Herr lange nicht zu bewegen. Er führte auf, wie er die Geistlichen immer geehrt, Gottes Wort gern gehört, fleißig die Kirche besucht habe, auch daß er seiner Frau unverbrüchlich treu gewesen sei. Er behauptete, immer recht gehandelt und Alles zu Gottes Ehre gethan zu haben. Roloff widersprach dem und erinnerte ihn unter andern an die Verschärfungen der Todesurtheile, die ungerechten Hinrichtungen, das erzwungene Häuserbauen in Berlin, zum großen Druck seiner Unterthanen. Als Roloff des Königs Verantwortung nicht als vor Gott genügend gelten lassen wollte, äußerte dieser: „Er schont meiner nicht. Er spricht als ein guter Geist und als ein ehrlicher Mann mit mir. Ich danke Ihm dafür und erkenne nun, daß ich ein großer Sünder bin.“ Eine merkwürdige Correspondenz führte damals Zinzendorf, der berühmte Herrnhuter Bischof, mit dem König. Sein erster Brief war vom 24. Febr. 1740. Der König schrieb mit Bleistift darunter: „Obligirt vor den guten Rath, so er Mir geben, Ich stünde mit Gott und Meinem Heiland sehr gut und

unterwürfe solchem Mich und Meine zeitliche und ewige Wohlfahrt, er würde mich zu Gnaden nehmen. Meine Sünden bereuete und würde suchen, solche noch mehr, so viel schwachen Menschen nur möglich ist, abzulegen und suchen Gott dankbar zu werden. Ein Kopfhänger wäre ich nicht und würde es auch nicht werden und glaube nicht, daß es darin bestehe; Meinen Feinden vergäbe ich von Herzen alles, so sie mir gethan." Darauf kam ein zweiter Brief von Zinzendorf unterm 15. März 1740, der von bei Lesung des königlichen Briefes aufgestiegenen dubiis sprach. Der König schrieb darunter: „Soll seine dubia schreiben, soll sich mir expliciren." Darauf schickte Zinzendorf den berühmten Aufsatz „von der Bekehrung auf dem Krankenbette einer hohen Person, auf ihr ernstes und anhaltendes Begehren geschrieben": es ist ungewiß, ob er in des Königs Hände gelangt ist.

Bei Annäherung des Frühlings besserte es sich mit dem König, er ging deßhalb mit seiner Familie am 27. April 1740 nach dem geliebten Potsdam. Als er in den Wagen gebracht wurde, sagte er: „Leb' wohl Berlin, in Potsdam will ich sterben."

Da der König den Corporalstock nicht mehr schwingen konnte, erquickte er sein Gemüth in Potsdam wenigstens noch durch den Anblick seiner lieben blauen Kinder, ein paar Hundert von ihnen mußten vor seinem Krankenbette, wo ihn die Gicht plagte, im Zimmer aufmarschieren. Es wirkte dieß wie eine

Herzstärkung. Er ordnete sein Leichenbegängniß, bei dem sein Leibregiment feuern sollte und rief sehr lebhaft: „Aber gebt Acht, ob die Hundsfötter nicht plackern werden." Er ließ sich in seinen Gichtschmerzen das Lied vorsingen: „Warum sollt' ich mich doch grämen?" Als die Stelle kam: „Nackend werd' auch ich hinziehen", unterbrach er die Sänger mit den Worten: „Nein, das ist erlogen, ich will in der Montur begraben sein." Als der Feldprediger ihm bescheidentlich vorstellte: „Da oben wird es wohl keine Soldaten geben", rief er aus: „Wie? Was Sapperment? Wie so?" Die Antwort, weil man oben keine Soldaten im Himmel brauche, schlug ihn sehr sichtlich nieder.

Im Mai ward sein Zustand schlimmer, er hatte den Hofprediger Cochius und den Feldprediger Desfeld kommen lassen, um ihn zum Tode vorzubereiten. Er fragte sie: „Muß ich, wenn ich in den Himmel kommen will, allen meinen Feinden vergeben?" Als ihm geantwortet ward, daß dieß allerdings unbedingt nöthig sei, wandte er sich zur Königin und sagte: „Nun gut, so schreibe an Deinen Bruder (König Georg II. von England) und sage ihm, daß ich ihm alles Böse, was er mir zugefügt hat, vergebe. Ja schreibe ihm, daß ich ihm vergebe — aber warte bis ich todt bin." Am 27. Mai kam der Kronprinz, der König sprach sogleich und an den folgenden Tagen, immer vollkommen seiner mächtig, mit ihm über die inneren und auswärtigen Angelegenheiten des

Staats. Er hatte sehr große Schmerzen, war oft sehr ungeduldig, faßte sich aber immer. Nach einer der Unterredungen mit Friedrich sagte er gerührt zu den Umstehenden: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben?"

Noch am Tage vor seinem Tode ließ er sich wie in gesunden Tagen zur Parade und in den Stall fahren.

Am Sterbetage, 31. Mai, hatte er in der Nacht sehr viele Schmerzen, er klagte darüber gegen Cochius, dieser tröstete ihn, darauf wurde er merklich milder. Gegen vier Uhr Morgens ließ er sich auf seinem Rollstuhle in das Zimmer der Königin fahren, weckte sie und sagte: „Steh' auf! ich kann nur noch wenig Stunden leben und werde wenigstens das Glück haben, in Deinen Armen zu sterben." Dann nahm er Abschied von seinen Söhnen, dann von allen in Potsdam anwesenden Ministern, Hofbeamten und Offizieren bis zum Hauptmann hinunter. Er ließ sich an's Fenster rücken, von dem er den Marstall übersehen konnte. Er ließ seine Pferde herausführen, um dem Fürsten von Dessau und dem General-Adjutant von Haake noch ein letztes Geschenk mit einem Pferde zu machen. Der Fürst wählte das erste beste. Der König sagte: „Sie wählen gerade das schlechteste, nehmen Sie doch das, das ist gut, ich stehe dafür." Als die Stallbedienten diesem Pferde einen Sattel von blauem Sammet und eine gelbe Schabracke auflegten,

ärgerte sich der König und sagte: „Ach, wenn ich doch gesund wäre, ich wollte die Stallknechte derb abprügeln,“ und sich zu dem strengen Haake wendend: „Gehen Sie doch hinunter und prügeln Sie die Schurken.“ Der Fürst von Dessau war tief gerührt, der König tröstete ihn: „Das ist der Menschen Geschick, wir müssen alle der Natur unsre Schuld bezahlen.“ Er wieß nun den Cabinetsminister von Podewils an, die Regierung dem Kronprinzen zu übergeben, er überlieferte ihm Krone, Scepter und die Schlüssel zum Schatze; während er mit ihm sprach, ward er ohnmächtig und in sein Bett zurückgebracht. Die Dienerschaft hatte auf seinen Befehl die neue Livree, die er ihr hatte machen lassen, angelegt. Wie er aus der Ohnmacht wieder sich erholte, rief er: „Eitelkeit, Eitelkeit und nichts als Eitelkeit.“ Darauf fragte er seinen Leibarzt, Dr. Ellert, ob sein Tod nahe sei. Auf die Antwort, daß er noch eine halbe Stunde leben könne, forderte er einen Spiegel, blickte hinein und sagte lächelnd: „Ich bin recht verändert, ich werde beim Sterben ein garstiges Gesicht machen.“ Er wiederholte die Frage an die Aerzte und da sie antworteten, es sei schon eine Viertelstunde verflossen und sein Puls steige herauf, antwortete er: „Desto besser, so kehre ich in mein Nichts zurück. Des Herrn Wille geschehe.“ Um ein Uhr Mittags fragte er nochmals. Der Leibmedicus zuckte die Achseln und sagte: „Er steht still.“ Da hob der König den Arm, schüttelte die Faust und rief: „Er soll nicht

still stehen.“ Nachdem seine Ohnmachten häufiger geworden, starb er endlich zwischen ein und zwei Uhr 31. Mai 1740 im zweiundfunfzigsten Jahre, wie Friedrich an Voltaire schrieb, „mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht, und mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes.“ Er ward in Potsdam in der Garnisonkirche begraben; bei der Leichenfeier wurden die von ihm selbst ausgewählten Trauerlieder gesungen und beim Trauermahl zwei eigends von ihm dazu bestimmte Eimer alten Rheinweins ausgetrunken.

Außer dem Kronprinzen Friedrich II. hinterließ der König drei Prinzen und sechs Prinzessinnen.

Von den Prinzen war der zweitgeborne August Wilhelm, Vater des späteren Königs Friedrich Wilhelm II. und der mit dem Erbstatthalter von Holland, Wilhelm V. von Oranien, 1767 verheiratheten Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine; er selbst, August Wilhelm, war vermählt mit der Schwester der Gemahlin Friedrich's des Großen, Luise Amalie von Braunschweig, Tochter Herzog Ferdinand Albert's.

Der dritte Prinz war Heinrich, der Held des siebenjährigen Kriegs, vermählt mit Wilhelmine von Hessen-Cassel, starb 1803.

Endlich der vierte Prinz war Ferdinand, Heermeister des Johanniterordens zu Sonnenburg, dessen Sohn der berühmte Prinz Louis, der 1806 bei Saalfeld fiel, war.

Von den sechs Prinzessinnen heirathete 1731 die älteste, Friederike Sophie Wilhelmine, den Markgrafen von Baireuth, Friederike Louise 1732 den Markgrafen von Anspach, Philippine Charlotte 1733 den Herzog Carl von Braunschweig, Sophie Dorothea Marie 1734 den Markgrafen von Schwedt, Luise Ulrike 1744 König Adolf Friedrich von Schweden, Amalie, die Geliebte Baron Trenk's, starb als Aebtissin zu Quedlinburg 1787 unvermählt.

Die Königin Mutter überlebte ihren Gemahl noch siebzehn Jahre; sie starb erst 1757, wenig Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Collin.

Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Digitized by Google

Friedrich II., der Große.

1740 — 1786.

Die sechsundvierzigjährige Regierung Friedrich's des Großen von 1740—1786 war eine außerordentlich wichtige Regierung nicht blos für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Nie, so lange noch eine deutsche Seele athmet, darf Deutschland der Regierung des großen Königs vergessen. Es kam durch sie der große Wendepunkt in unsre nationale Entwicklung, durch den endlich das größte Hinderniß derselben, die deutsche Blödigkeit, Schwerfälligkeit und Unbehülflichkeit in der Gedankenbewegung, die alte mittelalterliche Barbarei und Rohheit in der Sitte und der traurig gedrückte und gebückte Gang in allen Lebensgeschäften, überwunden wurde. An Friedrich's Hofe culminirte zwar jener französische Einfluß, dem Deutschland seit dem dreißigjährigen Kriege beständig unterworfen geblieben war, in den die freigestellten höheren Stände eingegangen waren und

neben welchem immer noch das Volk in der alten banalen Beschränktheit in Folge der von allen Auctoritäten abergläubisch festgehaltenen Gedankendämpfung sich fortbewegt hatte. Friedrich's Regierung aber schaffte dem deutschen Geiste im Volke Luft, indem sie den Geist überhaupt wieder in Freiheit stellte. Sie stürzte die Pedanterie und die Spießbürgerei, sie zerbrach die Fesseln der stupiden, starren und blinden Auctoritäten, durch welche die Deutschen so lange wie Schulbuben gegängelt worden waren. Und damit kam dem Volke als Volk wieder ein weiterer und freierer Horizont, wieder ein Selbstbewußtsein und ein Selbstgefühl, und was das allerwichtigste ist, eine Selbstachtung, ohne welche kein Volk zu etwas Großem fähig wird. Die Griechen und Römer in der alten, die Engländer und Amerikaner in der neuen Welt, sind nur dadurch, daß sie sich selbst fühlten, zur Größe emporgekommen. Die nothwendige Consequenz der inneren Befreiung des deutschen Volks war auch eine freiere, frischere Bewegung nach Außen hin in allen politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen und literarischen Lebenskreisen.

Goethe hat in Wahrheit und Dichtung diese glückliche Wandlung zunächst in Beziehung auf die Literatur mit Entschiedenheit nachgewiesen. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt," sagt er, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie. — — Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen dadurch für ihre

Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können. An dem großen Begriffe, den die preußischen Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, bauten sie sich erst heran und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie Alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte. Schon früher war durch die französische Colonie, nachher durch die Vorliebe des Königs für die Bildung dieser Nation und für ihre Finanzanstalten eine Masse französischer Cultur nach Preußen gekommen, welche den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden; ebenso war die Abneigung Friedrich's gegen das Deutsche für die Bildung des Literarwesens ein Glück. Man that Alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man that's auf deutsche Weise, nach innerer Ueberzeugung, man that, was man für Recht erkannte und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle."

Auf diese von Goethe mit Meisterblick hervorgehobene Weise fiel das Moment des größtmöglichsten Einflusses, den fremde, französische Bildung jemals in Deutschland gehabt hat und das Moment der Befreiung des nationalen deutschen Geistes in der Regierung Friedrich's des Großen zusammen. Der französischen Bildung an Friedrich's Hofe trat eine nationale Bildung aus dem Volke wieder entgegen.

Der so lange von den geistlosesten Schergen unwürdig gefesselt gehaltene Adler des deutschen Geistes stieg zum erstenmal wieder seit der Reformation mit freierem Fluge in die Lüfte, versuchte seine Schwingen, gewann Kraft und ward seiner Selbstständigkeit sich bewußt.

---

1. Friedrich's Jugendleben. Der Fluchtversuch und die Execution Katt's.

Friedrich II. war ein Sonntagskind, er ward am 24. Januar 1712 gegen Mittag zu Berlin geboren. Acht Tage darauf, 31. Januar Nachmittag $3\frac{1}{2}$ Uhr in der Schloßkapelle ließ ihn sein Großvater durch den Bischof Ursinus mit größter Pracht taufen, der Prinz hatte eine kleine Krone auf dem Haupte und trug ein Kleid von Silberstück mit Diamanten besetzt, dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen. Friedrich's Pathen waren: der Kaiser Carl VI., die verwittwete Kaiserin, Gemahlin Joseph's I., der Czaar Peter der Große, die Generalstaaten, die Schweizercantone, der Kurprinz von Hannover Georg I. und die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, die Mutter der Königin, der dritten Gemahlin Friedrich's I. Die Pathen waren alle abwesend, ihre Stellen vertraten der König, die Königin, der Kronprinz und der Fürst von Dessau. „Wie denn", berichtet die Europäische Fama, „in dieser Suite alle

Grandes von Hofe mit waren; inzwischen wurden alle Glocken eine ganze Stunde lang gezogen, die Stücken von den Wällen dreimal herum abgefeuert, die vierundzwanzig Trompeter nebst zwei Paukern thaten auch ihr Devoir, wie denn in der königlichen Kapelle eine vortreffliche und galante Musique zu hören war. Ein Jeder rief diesem getauften Prinzen ein langes Vivat zu und ward bei Hofe splendid tractiret."

Friedrich war engelschön als Kind, er kam mit großen, blauen, strahlenden Augen auf die Welt, Augen, die nachher bei dem Manne so gestreng und durchbohrend wurden. Bis zum Anfang des siebenten Jahres ward er weiblichen Händen überlassen. Unter Aufsicht der Gemahlin des Grand Maître, Frau von Kamecke, und nach Friedrich's I. Tode der Oberhofmeisterin der neuen Königin, der Frau von Sacetot, ward die verwittwete Oberstin Marthe de Rocoulles, die schon seines Vaters Jugendpflegerin gewesen war, ihm zur Gouvernante gegeben. Der König hat ihr seine Liebe und Achtung, bis sie 1741 zweiundachtzig Jahr alt, starb, bewiesen. Eben so lieb ward ihm sein Präceptor Duhan de Jandun. Duhan war der Sohn eines nach Berlin geflüchteten französischen Protestanten, den König Friedrich Wilhelm vor Stralsund als Führer eines Sohnes des Grafen Alexander Dohna kennen gelernt hatte. Beide brachten Friedrich frühzeitig eine entschiedene Neigung für französischen Geschmack und französische Literatur bei. Die Rocoulles sprach nur französisch.

Duhan bekleidete seine Stelle von 1716 bis 1727, wo Friedrich das funfzehnte Jahr zurücklegte. Bei seinem Abgange erhielt er von ihm folgenden Brief, der einen frühen Beweis von der seltenen Liebenswürdigkeit des Prinzen ablegt:

„Mon chèr Duhan.“

„Je Vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main je Vous donnerez annuellement 1400 écus par an et je Vous aimerais encor un peu plus qu'a present sil me l'est possible.

Potsdam, le 20. Juin 1727.

Frédéric, Pr. r.“

Später ward Duhan bei dem Fluchtversuch Friedrich's, 1730, nach Wesel verbannt. Er starb wenige Tage nach dem Besuche Friedrich's des Großen, den er ihm noch am Illuminationsabende des Tages seiner Rückkehr aus dem zweiten schlesischen Kriege abgestattet hatte, 3. Januar 1746.

Als Friedrich sechs Jahr alt war, 1718, erhielt er zwei Militair-Gouverneurs von seinem Vater. Es waren der fast sechzigjährige, gemessen kalte General Graf Albert Conrad Finkenstein, der schon des Vaters Oberhofmeister gewesen war, und der Oberst Christoph Wilhelm von Kalkstein, ein Preuße und heitrer Gesellschafter und, nach Pöllnitz, sehr reicher Mann und dabei vortrefflicher Oekonom. Finkenstein hatte die Königin, Kalkstein Anhalt, der ihn unter den hessischen Truppen in Italien kennen

gelernt hatte, empföhlen: er war nicht der Sohn, wie Pöllnitz sagt, aber ein naher Verwandter des unter dem großen Kurfürsten enthaupteten Kalkstein, die Familie ward auf des alten Dessauers Verwendung durch Friedrich Wilhelm rehabilitirt und der Gouverneur stieg zum Feldmarschall. Nach dem Bericht der Markgräfin von Baireuth hatte Kalkstein bei den Jesuiten seine Studien gemacht und war ihr wohlunterrichteter Schüler. Friedrich ertheilte ihm nach seiner Thronbesteigung 1741 den schwarzen Adlerorden, er ist 1759 gestorben. Unterm 13. August 1718 erhielten diese Gouverneurs von König Friedrich Wilhelm ihre „Instruction und Bestallung", und unterm 3. September 1721 noch ein besonderes: „Reglement, wie Mein ältester Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll."

Die königliche Instruction für den im siebenten Jahre stehenden Prinzen ist in doppelter Rücksicht merkwürdig, sie zeigt des Vaters höchst löbliche Absicht, seinen Sohn so, wie er es vor Gott und Menschen verantworten könne, zu erziehen, zugleich aber giebt sie eins der stärksten Zeugnisse von dem genugsam geschilderten wunderlichen Charakter des Königs, der die besten Intentionen mit der verkehrtesten Praxis zu nichte machte, immer den liberalsten Vorschriften die despotischste Auslegung in der Ausführung gab.

Den Gouverneurs wird vorgeschrieben, dem Prinzen „eine rechte Liebe und Furcht vor Gott als das Fundament zeitlicher und ewiger Wohlfahrt beizubringen, schädliche Irrungen, als Atheist-, Arrian-, Socinianische zu meiden, auch ihm vor die katholische

Religion, als welche mit gutem Fug mit unter denselben gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen, deren Ungrund und Absurdität vor Augen zu legen und wohl zu imprimiren.“ Dabei wird denn besonders auf die Furcht Gottes hingewiesen, „denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveraine Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten.“

Nächstdem soll dem Prinzen beigebracht werden, was er dem König und der Königin „vor Respect und Submission, welche aber nicht knechtisch und sclavisch sein muß, schuldig sei. Gleich wie die allzugroße Furcht nichts als knechtische Liebe und sclavische Effecten hervorbringen kann, so soll sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur dahin arbeiten und ihr möglichstes anwenden, Meinem Sohne wohl begreiflich zu machen, daß er keine solche Furcht, sondern nur eine wahre Liebe und vollkommen Vertrauen in Mich haben und in Mich setzen müsse ꝛc. Sollte aber Mein Sohn wider Verhoffen, sich unartig und diesem nicht gemäß aufführen, so sollen beide sie Ihm bedeuten, es der Königin zu hinterbringen, und müssen sie Ihm mit derselben alle Zeit schrecken, mit Mir niemahlen.“

Den Umgang des Prinzen anlangend, so sollen „alle Offiziers, welche Meinen Sohn frequentiren sollen, wie auch Andere, die bei Ihm kommen können, auf einen Zettel gesetzt werden, da Ich denn schon

sagen werde, welche eingehen sollen oder nicht; denn er muß mit allen Leuten umgehen lernen und gewohnt werden und nicht eingesperrt bleiben." „Er muß einen guten und manierlichen, nicht aber pedantischen Umgang haben."

„Nächst der Gottesfurcht ist nichts, das ein fürstliches Gemüth mehr zum Guten antreiben und vom Bösen abhalten kann, als die wahre Glorie und Begierde zum Ruhme, Ehre und zu der Bravour, weßhalb denn vor allen Dingen sowohl der Oberhofmeister als der Sousgouverneur ihr einziges Augenmerk sein lassen müssen, Ihm von allem aufgeblasenem Stolz und Hochmuth, wie auch allen Deperien (Depensiren), welches sich ohnedem zu leicht einschleichet, auf alle Weise abwendig zu machen, hingegen ihn zur Menage, Sparsamkeit und Demuth anzuhalten und dahin zu sehen, daß er ein guter Wirth werde. Da auch nichts schädlicher als die Flatterie, so habt Ihr allen, welche zu Meinem Sohne kommen, solche bei meiner größten Ungnade zu verbieten. Er ist auch von denen Opern, Comödien und andern weltlichen Eitelkeiten abzuhalten und Ihn so viel möglich ein Degout davor zu machen."

„Was die übrigen Studia und Wissenschaften, so einen Fürsten wohl anstehen, anbelanget, wird der Progreß darinnen mit dem Wachsthum der Jahre gesuchet und dahin gesehen werden müssen, daß das Nöthigste zum Ersten, alles aber ohne Ekel und Verdruß erlernt werden möge rc. wird solches für-

nehmlich auf die Dexterität des Präceptoris Du Han ankommen 2c. Er soll mit den Gouverneurs sich concertiren und dem König berichten, „ob er es approbiren werde.“

„Was die lateinische Sprache anbelanget, so soll Mein Sohn solche nicht lernen und will Ich auch nicht, daß Mir einer davon sprechen soll, sondern sie sollen beide nur dahin sehen, daß er sowohl im Französischen als Teutschen eine elegante und kurze Schreibart sich angewöhne.“

„Die Rechenkunst, Mathematik, Artillerie, Oeconomie muß er aus dem Fundamente erlernen.“

„Die alte Historie kann Ihm nur überhin, diejenige aber von unsern Zeiten und von 150 Jahren her muß Ihm aufs Genaueste beigebracht werden.“ Ueber die alte Historie sprach sich der König in einer spätern Marginalresolution auf eine Eingabe Duhan's noch deutlicher aus: „l'histoire des Grecs et des Romains doit être abolée elles ne sont bonnes à rien.“ Für die neuere Geschichte legte Duhan das bekannte Foliowerk: Theatrum Europaeum zum Grunde.

„Das Jus naturale und gentium, fährt der König in der Instruction von 1718 fort, oder Völkerrecht, wie auch die Geographie und was in jedem Lande remarquable, muß er vollkommen inne haben, absonderlich aber muß Meinem Sohne die Historie seines Hauses sorgfältig beigebracht werden, zu welchem Ende dann die Bibliothek und Archiv ihnen

offen stehen soll, denn ein domesticum Exemplum hat alle Zeit mehr Kraft, als ein auswärtiges. Nebst der Preußischen Historie hat Er auch die Geschichte derjenigen Häuser, so mit denselben vor andern verknüpft sein, zu erlernen, als da seien die Häuser England, Braunschweig, Hessen u. s. f." In der oben erwähnten Eingabe Duhan's wird auch noch Genealogie zu treiben anbefohlen.

„Die französische Sprache, worin Mein Sohn bereits einen guten Anfang gemachet, kann man continuiren, Ihm durch die Uebung im Reden und dann mit der Zeit durch Lesung guter französischer Bücher beibringen."

„Das Studium mathematicum würde auch, sobald des Prinzen Alter es zuläßt, zur Hand zu nehmen und der Anfang mit Zeichnen oder Reißen zu machen sein; nachgehends und wenn die Aufmerkung zunimmt, kann man Ihm, was nöthig von der Fortification, von Formirung eines Lagers und anderen Kriegswissenschaften, nach und nach beibringen, damit Er von Jugend auf angeführet werde, einen Offizier und General zu agiren. Absonderlich haben sie beide sich äußerst angelegen sein zu lassen, Meinem Sohne die wahre Liebe zum Soldatenstande einzuprägen und ihm zu imprimiren, daß gleich wie nichts in der Welt, was einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen und Er als vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht

gleichfalls liebte, und die einzige Glorie in demselben suchte."

Zuletzt kommen noch die guten Vorschriften des Königs für die Gesundheit des Prinzen. Die Gouverneurs sollen alles verhüten „was sie alteriren kann, es sei im Essen und Trinken, oder in denen Gemüthsbewegungen oder in denen Exercitiis Corporis, wann dieselben gar zu violent sein. Sie müssen Ihn aber auch nicht bei Leib und Leben verzärteln oder gar zu weichlich gewöhnen." Reiten, Fechten, gewisse anständige Spiele, „nicht aber von Karten oder Hasard, als welche sich sonst wohl lernen, sondern andere, womit der Esprit aufgemuntert würde, item Spazierenreiten und gehen" werden empfohlen. Vor der Faulheit, „als woraus Verschwendung und Durchbringen entstehen, und eines der größten Laster" soll dem Prinzen der allergrößte Ekel in der Welt gemacht werden. Er soll nie allein gelassen werden, weder bei Tag noch bei Nacht, einer der Gouverneure soll jederzeit bei ihm schlafen. „Da auch oftmals bei herannahenden Jahren das Laster der Hurerei und Br—— einzureißen pflegt, so hat sowohl der Oberhofmeister als auch der Sousgouverneur darauf mit vor allen Dingen Acht zu haben, daß solches verhütet werde, widrigenfalls sie Mir beide mit ihren Köpfen davor haften sollen."

Das Reglement von 1721 für den im zehnten Jahre stehenden Prinzen hatte folgenden Wortlaut — es war eigenhändig vom Vater aufgesetzt — : „Am Sonn-

tage soll er des Morgens um 7 Uhr aufstehen; sobald er die Pantoffeln an hat, soll Er vor dem Bette auf die Knie niederfallen und zu Gott kurz beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können."

„Sobald dies geschehen ist, soll er sich geschwinde und hurtig anziehen und sich propre waschen, schwänzen und pudern und muß das Anziehen und kurze Gebet in einer Viertel Stunde fix und fertig sein, alsdann es ein Viertel auf 8 Uhr ist. Dann soll er frühstücken in sieben Minuten Zeit. Wenn das geschehn ist, dann sollen alle seine Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten, auf die Kniee, darauf Duhan ein Capitel aus der Bibel lesen soll und ein oder ander gutes Lied singen, da es 3/4 auf 8 sein wird. Alsdann alle Domestiquen wieder herausgehen sollen; Duhan soll alsdann mit Meinem Sohne das Evangelium vom Sonntage lesen, kurz expliciren und dabei allegiren, was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas von Catechismo Noltenii repetiren und soll dieses geschehen bis 9 Uhr; alsdann mit Meinem Sohne zu mir herunterkommen soll und mit Mir in die Kirche gehen und essen; der Rest vom Tage ist vor Ihn. Des Abends soll Er um 1/2 10 Uhr von mir guten Abend sagen, dann gleich nach der Kammer gehen, sich sehr geschwind ausziehen, die Hände waschen und sobald solches geschehen ist, soll Duhan ein Gebet auf den Knieen halten, ein Lied singen, dabei alle Seine Domestiquen wieder mit zugegen sein sollen, alsdann

Mein Sohn gleich zu Bette gehen soll, daß er ½11 Uhr gleich zu Bette ist."

„Des Montags um 6 Uhr wird er geweckt und sobald solches geschehen ist, sollen sie Ihn anhalten, daß Er, sonder sich zu ruhen oder nochmals umzuwenden, hurtig und sogleich aufsteht und muß Er alsdann niederknieen und ein kleines Gebet halten, wie des Sonntags früh. Sobald Er solches gethan, soll er so geschwind als möglich die Schuhe und Stiefeletten anziehen, auch die Hände und das Gesicht waschen, aber nicht mit Seife; ferner soll er das Casaquin anziehen, das Haar auskämmen und schwänzen, aber nicht pudern lassen. Indeß daß er sich kämmen und einschwänzen läßt, soll er zugleich Thee und Frühstück nehmen, daß das zugleich Eine Arbeit ist und muß dieses Alles vor ½7 Uhr fertig sein. Alsdann Duhan und alle Seine Domestiquen hereinkommen sollen, und wird alsdann das große Gebet gehalten, Ein Capitel aus der Bibel gelesen, ein Lied gesungen, wie am Sonntage, welches Alles bis 7 Uhr dauert, da die Domestiquen auch wieder weggehen sollen."

„Von 7—9 Uhr soll Duhan mit Ihm die Historie tractiren; um 9 Uhr kommt Noltenius (der Hofprediger), der soll ihn bis ¾11 Uhr im Christenthum informiren. Um ¾11 Uhr soll Er sich das Gesicht geschwind mit Wasser und die Hände mit Seife waschen, sich weiß anziehen, pudern und den Rock anziehen und um 11 Uhr zum Könige kommen; da bleibt Er bis 2 Uhr; alsdann er gleich wieder nach

seiner Kammer geht. Duhan soll alsdann auch gleich da sein, Ihm von 2—3 Uhr die Landcharte zu weisen; dabei sie Ihm sollen aller Europäischen Reiche Macht und Schwäche, Größe, Reichthum und Armuth der Städte expliciren. Von 3–4 Uhr soll Er die Moral tractiren, von 4—5 Uhr soll Duhan deutsche Briefe mit Ihm schreiben und darauf sehen, daß Er einen guten Stylum bekomme. Um 5 Uhr soll Er die Hände waschen und zum Könige gehen, ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was Er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist."

„Dienstag ganz wie Montag, nur daß Vormittags Pentzendorf (der Kadettenfechtmeister) statt Noltenius von 9—½ 11 Uhr kommt; und Nachmittags Arithmethik statt Briefschreiben."

„Mittwoch, wie Montag, ausgenommen von 7 bis ½10 Uhr soll mit Ihm Duhan nichts als die Historie tractiren und Ihm was auswendig lernen lassen, damit die Memorie verstärkt werde. ½10 Uhr soll Er sich geschwinde anziehen und zum Könige kommen. Das Uebrige vom Tage gehört vor Fritzchen."

„Donnerstag Vormittag wie am Mittwoch, Nachmittag wie am Montag Nachmittag statt des deutschen Briefschreibens aber soll Er lernen einen guten französischen zu schreiben und die Rechenkunst.

„Freitag Vormittag wie Mittwoch im deutschen Schreiben und Arithmetica."

„Am Sonnabend soll des Morgens bis ½11 Uhr in der Historie, im Schreiben und Rechnen Alles

repetirt werden, was Er die ganze Woche gelernt hat, auch in der Moral desgleichen, um zu sehen, ob Er profitirt hatt und soll der General Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein mit dabei sein; hat Er profitiret, so ist der Nachmittag vor Fritzen, hat Er aber nicht profitiret, so soll Er von 2—6 Uhr Alles repetiren, was Er in den vorigen Tagen vergessen hat."

„Im Aus- und Anziehen müssen sie Ihn gewöhnen, daß Er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschmöglich ist. Sie sollen auch dahin sehen, daß er sich selbst aus- und anziehen lerne und daß Er propre und reinlich werde und nicht so schmutzig sei." — Diese Instruction war vom König selbst unterzeichnet.

Friedrich hatte schon jetzt seinen eignen Hofstaat, aber das Budget war ungemein kärglich gestellt und betrug jährlich nicht mehr als 360 Thlr., später ward es auf 600 erhöht. Im September 1719 wurde von den Gouverneurs für den Prinzen, der im achten Jahre stand, folgende Extra-Rechnung an den König eingesandt; der Prinz war in Wusterhausen bei demselben zur Jagd gewesen:

		Thlr.	G.
Den 3.	In den Klingbeutel	—	16
	An den Jäger vor den Hund .	2	—
Den 6.	An Ihro Hoheit den Kronprinzen	—	16
Den 10.	In den Klingbeutel	—	16
Den 17.	„ „ „	—	16

	Thlr.	Gr.
Den 17. In das Becken	—	16
Den 21. Dem Jäger, so die Globen nach Berlin gebracht	1	8
Den 24. In den Klingbeutel	—	16
Den 25. An Hammking, der das grüne Kleid gemacht	2	—
Den 27. Bei der Abreise aus Wusterhausen an die Bettmädchen . . .	—	16
Vor die Pfeife zurecht zu machen . . .	—	4
An die beiden Laquaien von S. Maj. dem Könige und der Königin, so aufgewartet haben	1	8
Vor 2 Farbenschachteln	—	16
Vor 6 Pfund Puder	—	12
Vor Stibelettenknöpfe	—	2
Vor 12 Ellen Haarband	1	9
In Mittenwalde	—	2
In die Armbüchse	—	2
An den Bothen, welcher die Hunde von Berlin gebracht	—	12
Vor den Hirschfänger zu schleifen . . .	—	2
Vor weiß Rundschnur zu klatschen . . .	—	4
Dem Menschen, welcher sie bestellt und herausgebracht	—	2
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen	—	4
An einen Musquetier vom 2. Bataillon, so S. Hoheit zu Gevattern gebeten	2	—

	Thlr.	Gr.
Vor eine lebendige Schneppe	—	2
Vor einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen	—	1
Vor Pulver und Trinkgeld an den Canonier, welcher zu Schützendorf gefeuert .	1	8
Vor die Königlichen Knechte zu Bier in Schützendorf	3	—
Vor ein Rothkeligen	—	11
Vor Nagel und Löschpapier, die Globos einzupacken	—	4
Die Schuh auf'n Leisten zu schlagen . .	—	1
An einen Armen	—	2
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht	—	2
An die alte Castellanin zu Wusterhausen .	—	16
Summa .	23 Thlr.	11 Gr.

Graf von Finkenstein. Ch. W. von Kalkstein.

Unter diese Rechnung schrieb der König:

„Mit diese Rechnung bin zufrieden und soll hiermit quittirt sein, aber zukünftig, wenn meine Laquaien, Kutscher und Knechte Fritz aufwarten, sollen sie nichts davor bekommen, denn ich sie davor bezahle, denn Fritz und ich ist einerlei, sonsten bin mit allen zufrieden vor die guhte Haushaltung.

Friedrich Wilhelm.“

Nachdem Friedrich, funfzehnjährig, am Charfreitag 1727 zum erstenmale comunicirt hatte, blieben

die beiden Militairgouverneurs noch bis zum September, dann nahm ihn der König unter eigne Aufsicht. Seine Mündigkeitserklärung erfolgte mit Antritt des achtzehnten Jahres, 24. Januar 1729. Es wurden ihm nun zu Gesellschaftern der heitere lebenslustige und gebildete Major Baron von Keyßerling, ein Curländer, auf den ich zurückkomme, und der gestrenge Oberst von Rochow zugeordnet. Vom Hauptmann, wozu er 1725 ernannt worden war, war der Prinz seit 1728 zum Oberstlieutenant befördert worden.

Um diese Zeit traten die Mißverhältnisse zu seinem Vater ein, die zuletzt zu dem unglückseligen Fluchtversuche führten. Friedrich sollte nach seines Vaters Willen vor allen Dingen ein guter Soldat nach seinem Sinn werden. Er lernte fechten, reiten, exerciren, schon mit fünf Jahren erhielt er eine Compagnie Cadetten. Es war ein Herzensgaudium für den alten Soldatenkönig, als ihn Friedrich an seinem siebten Geburtstage in der Uniform eines Musquetiers vor seinem Zimmer als Schildwacht auf dem Posten stehend überraschte. Friedrich erhielt hierauf, neun Jahr alt, ein Zeughaus mit Kanonen. Dazu nahm ihn der Vater frühzeitig mit zu den Revuen und Jagden. — „Der Kronprinz, schreibt Seckendorf 27. Juni 1725 an Prinz Eugen, sieht von den Fatiguen, die er sich muß gefallen lassen, so ältlich und steif aus, als ob er schon viele Campagnen gethan hätte, ohnerachtet er nur ein Herr von vierzehn Jahren ist. Man merkt augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider seine Inclination und folglich just einen

contrairen Effect mit der Zeit haben wird, maaßen des Kronprinzen Humeur ohnedem mehr auf Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, auch dabei uninteressirt, liberal und barmherzig ist, wie er denn überhaupt sehr viel natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften und sonderlich zur Mathesis und Mechanik hat." Friedrich's feiner, rascher, feuriger Geist fühlte sich durch das pedantische Schlendrianleben, das er führen mußte, das unablässige Exerciren, das Absperren von Musik und Büchern, zu denen ihn seine innerste Herzensneigung hinzog und die der harte Vater ihm beharrlich verwehrte, in einer ungemein gepreßten Lage. In dieser Stimmung reiste er mit seinem Vater zum Carneval nach Dresden 1728 und gerieth hier in die Netze der Gräfin Orselska. Diese Verbindung ward bei dem Gegenbesuche, den der sächsische Hof im Mai 1728 machte, so eng, daß sie von Folgen für die Gräfin war. Ein von derselben gebornes Kind ward bei dem französischen Richter Carrel in Frankfurt an der Oder untergebracht. Es kam nun die wüste Periode in Friedrich's Leben, wo er sich allen Debauchen einer glühenden Jugend überließ. Seine Freunde, der Page Keith und der Lieutenant von Katt nahmen in dieser Zeit eine Hauptstelle ein.

„Keith, schreibt die Markgräfin von Baireuth, Friedrich's Lieblingsschwester, in ihren Memoiren, était un des pages du roi et le ministre de ses débauches; le jeune homme avait si bien trouvé

le moyen de s'insinuer auprès de mon frère, qu'il l'aimait passionnément et lui donnait son entière confiance. J'ignorais ses dérèglements, mais je m'étais apperçue des familiarités qu'il avait avec ce page etc." Katt war der Sohn des Obersten Hans Heinrich von Katt aus einer alten magdeburgischen Familie, der seit 1715 den schwarzen Adlerorden trug und den Friedrich später 1740 zum Generalfeldmarschall und Grafen erhob; sein mütterlicher Großvater war der Feldmarschall von Wartensleben. Sein Vater hatte ihn gute Studien machen lassen und seines ausgezeichneten Genies wegen zum Civildienste bestimmt. Der König, dem das nicht gefiel, hatte ihn in das Militair versetzt. Er ward Capitain der Garde-Gensdarmen. Der häufige Verkehr in dem Hause des französischen Gesandten in Berlin, Generallieutenant Grafen Conrad Alexander von Rothenburg, verschiedene Reisen, Fleiß und Lectüre hatten Katt's Geist und Sitten verfeinert, er war sehr gebildet und besaß dabei einen höchst angenehmen Gesprächston. Zugleich war er sehr häßlich von Gesicht, braun und voller Näthe, die ihm die Kinderblattern zurückgelassen hatten, sein Bart war wild, seine dicken, schwarzen Augenbraunen, die ihm fast die Augen bedeckten und sich über der Nase vereinigten, gaben ihm eine unglückliche Physiognomie. Er war ungeheuer ausschweifend und machte den starken Geist. „Bei ihm, sagt die Markgräfin, verlor mein Bruder alles Christenthum und ließ sich zu den zügellosesten Liederlichkeiten hinreißen. Er behauptete, daß man

sich der Sünde nicht erwehren könne, sobald man für sie vorher bestimmt sei."

Friedrich warf sich mit aller Gluth einer jugendlichen, verlangenden und unbefriedigten Seele mit den französischen Debauchen auch der französischen Philosophie, wie damals Voltaire sie ausgebildet hatte und in die Katt ihn zuerst einweihte, in die Arme. Der Vater, dem die Veränderung in des Sohnes Wesen nicht entgehen konnte, behandelte ihn mit rauher Strenge. Unterm 11. September 1728 findet sich ein Entschuldigungsbrief des sechzehnjährigen Prinzen, den er von Wusterhausen aus an seinen Vater schrieb:

„Mein lieber Papa! Ich habe mich lange nicht unternehmen mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechtern Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa mir gnädig zu sein und kann hiebei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeiget hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, daß meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Hass, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können werde fahren lassen, ich könnte mich sonsten gar nicht drein schicken, da ich sonsten

immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse nun das beste Vertrauen und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich Ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa getreuster und gehorsamster Diener und Sohn Friedrich."

Friedrich Wilhelm war sehr übel auf den Briefsteller zu sprechen, er nannte ihn „den Querpfeifer und Poeten." Friedrich's Mutter hatte ihm heimlich Unterricht auf der Flöte geben lassen, er hatte oft in versteckten Gewölben Conzerte veranstaltet, oder die musicalischen Freunde in den Wald, wenn der König jagte, bestellt: während sein Vater Schweine hetzte, wurden die Flöten und Geigen aus den Jagdtaschen gezogen und im dicken Waldesdunkel conzertirt. Nach dem Besuche des sächsischen Hofes in Berlin im Mai 1728 war der berühmte Flötenspieler Quanz auf Bitten Friedrich's von seiner Mutter mit 800 Thaler Gehalt für einen jährlich zweimaligen Aufenthalt in Berlin engagirt worden. Der König hatte Lunte davon erhalten und den Prinzen überrascht, Quanz wart zwar glücklich in einem Camin versteckt — er erzählte, daß ihm nie eine Pause so schwer zu halten gewesen sei, wie die im Camin — dagegen hatte der strenge Vater andre verbotne Dinge, brokatne Schlafröcke und französische Poesie vorgefunden. Die Schlafröcke ließ er verbrennen, die französischen Bücher

wanderten zum Buchhändler Haude zum Verkauf. Friedrich Wilhelm war wüthend, daß sein Sohn den „Petit-maître“ machte. Allerdings war Friedrich in seiner Jugend von Eitelkeit nicht frei: er rühmte gegen den Tanzmeister, daß er den kleinsten Fuß unter allen Cavalieren am Hofe habe; er war sehr ängstlich gewesen, als ihn 1724 die Pocken überfallen hatten, die jedoch glücklicherweise keine Spur in seinem Gesichte zurückließen; er hatte sich bitter gekränkt, als sein Vater eines schönen Morgens den Hofbarbier Sternemann, der zugleich den Friseur machte, zu ihm geschickt hatte mit Ordre, ihm die schönen langen braunen Seitenlocken abzuschneiden und ihn vorschriftsmäßig einzuschwänzen. Der gutmüthige Mann hatte, als er den Prinzen weinen sah, die Sache so gut gemacht, daß er den größten Theil der Locken mit in den Zopf einband. Friedrich Wilhelm hielt seinen Sohn für weichlich, hartnäckig und stolz. er schrieb ihm folgende Antwort, die ihn leicht hätte zu etwas weit Schlimmeren, zum Heuchler, machen können:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man was er haben will, nit, wenn er dabei stehet, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden mag, der keine mennliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare, wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und

ich alles dieses tausendmal repremandiret, aber alles umsonst und keine Besserung in nits ist. Zum andern **hoffärthig, recht baurenstolz ist**, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit popular und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten; nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eignen Kopf folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Friedrich Wilhelm."

Der Prinz ward ungemein kärglich gehalten. Als Friedrich sich bei seiner Tafel statt der zweizinkigen Eisengabeln dreizinkige silberne gegen den Befehl anschaffen ließ, ward er geschlagen. Der König überließ ihm bis zum Jahre 1729 nur 600 Thaler jährlich und darüber mußte bis auf den Pfennig genauste Rechnung abgelegt werden. Er machte nun Schulden. Als der Vater hinter die Ausschweifungen des Sohns kam, namentlich hinter sein leichtsinniges Schuldenmachen, mißhandelte er ihn wiederholt mit dem Stocke. Dazu verspottete er ihn mit den Worten, die er immer und immer hören mußte: „Du bist ein Prinz ohne Ehre, wäre mir so begegnet worden, ich wäre längst zum Teufel gelaufen." Friedrich sollte zu Gunsten seines Bruders August Wilhelm, der folgsamer und williger und deshalb des Vaters Lieblingssohn war, der Krone entsagen. Friedrich antwortete: „er werde es thun, wenn sein Vater erkläre, daß er nicht sein ehelicher und leiblicher Sohn sei." Durch diese

Antwort wurde der harte Vater, der eheliche Treue als strenge religiöse Pflicht ansah, von Erneuerung seines Antrags abgehalten. Friedrich schrieb seiner Mutter, er könne die grausame Behandlung des Stockprügelns nicht länger aushalten. Er bat den Vater, ihn auf Reisen gehen zu lassen. Es ward abgeschlagen. Die Lage ward ihm unerträglich, wiewohl Friedrich später mit größter Anerkennung einmal es gegen den englischen Gesandten Mitchel heraushob, daß er es für ein großes Glück halte, nicht als Prinz, sondern als Privatperson erzogen worden zu sein — auch sei die große Harmonie, die in seiner Familie herrsche, indirect eine Folge des harten Regiments des Vaters gewesen.

Friedrich ging nun damit um, seiner verzweifelten Lage durch eine Flucht sich zu entziehen „coûte, que coûte", wie er später gegen den englischen Gesandten Mitchel sich äußerte. Im Junius 1730 begleitete er seinen Vater zu dem prachtvollen Lustlager August's des Starken bei Mühlberg. Schon hier suchte er, weil er wiederum mit Schlägen tractirt worden war, durch den sächsischen Cabinetsminister Grafen Hoym Pässe und Pferde zur Flucht zu bekommen, Hoym schlug sie aber ab. Er kehrte hierauf mit seinem Vater nach Potsdam zurück. Kurz darauf ereignete sich die famose Scene des Königs mit dem englischen Gesandten, Ritter Hotham.

Es war damals eine Doppelheirath mit England im Projecte: Friedrich sollte sich mit der Prinzessin Emilie, der Tochter Georg's II., Königs von Eng-

land, vermählen und der Prinz von Wales, Georg's Sohn, mit der Prinzessin Friederike, der ältesten Schwester Friedrich's, der nachmaligen Markgräfin von Baireuth. Die Königin Mutter Sophie Dorothea, Georg's II. Schwester, betrieb eifrig diese Heirath. Hotham war schon am 4. April 1730 in Berlin eingetroffen und hatte die Bereitwilligkeit seines Herrn erklärt, in die Doppelheirath zu willigen. Der preußische Kronprinz sollte Statthalter in Hannover werden und mit seiner Gemahlin eine Zeit lang in England leben. Dagegen aber sollte der König den Minister Grumbkow, als einen Verräther im Dienst und Solde Oestreichs, entfernen — Hotham erbot sich, dies aus aufgefangenen Briefen Grumbkow's an den preußischen Residenten Reichenbach in London zu erweisen.

Grumbkow hatte Hotham's Insinuationen an den König durch Seckendorf, dem dieser fast nichts verschwieg, wieder erfahren und beide boten nun alles auf, um die englische Heirath zu hintertreiben. Seckendorf stellte dem Könige vor, England suche den treuen Minister zu entfernen, um mehr Einfluß am preußischen Hofe zu erhalten, die aufgefangenen Briefe würden, wie die des Betrügers Clement, untergeschobene sein, der Kronprinz als Statthalter von Hannover ganz unabhängig von seinem Vater werden. — Der König schwankte und war ungemein verstimmt.

In dieser Verfassung traf ihn Hotham in der Audienz am 14. Julius 1730. Hotham legte die Briefe Grumbkow's vor und sprach die Zuversicht

aus, der König werde den Verräther sofort entlassen. Aber Friedrich Wilhelm gerieth in solchen Zorn, daß er lebhaft ausrief: „Nun haben wir genug.“ Er warf dem Gesandten Großbritanniens die Briefe ins Gesicht und hob sogar den Fuß auf, als wollte er ihn mit einem Tritte bedienen. Er that dies jedoch nicht, sondern entfernte sich aus dem Zimmer, die Thür gewaltsam hinter sich zuwerfend. Hotham machte sofort dem diplomatischen Corps in Berlin Anzeige, daß er Berlin verlassen werde. Der König erkannte sehr bald seine große Uebereilung, ließ sich durch den holländischen und dänischen Gesandten bei Hotham entschuldigen, daß er ihn nicht habe beleidigen wollen, der Cabinetsminister von York mußte diese Entschuldigung förmlich wiederholen. Dem ohnerachtet bestand der Ritter Hotham auf seine Entlassung und erhielt sie bald darauf. Die Friedrich zugedachte englische Prinzessin Emilie hat sich später nicht vermählt, sie starb 1787, ein Jahr nach Friedrich dem Großen und soll, wie man erzählt, stets dessen Bildniß in einem Medaillon auf ihrem Herzen getragen haben. Ein Briefwechsel zwischen beiden bis zu Friedrich's Heirath bestand, wie glaubwürdige Personen versichert haben. General Grumbkow schreibt 29. Oct. 1732 an Seckendorf, daß Graf Degenfeld, der preußische Gesandte, in London ihn selbst gesehen habe. Sogar ein Heirathsversprechen besaß die Prinzessin von Friedrich, wie die neuerlich herausgekommenen Memoiren des englischen Gesandten Mitchel bestätigen: Friedrich selbst sagte Mitchel, daß er seiner Mutter und seiner

Schwester, der Markgräfin von Baireuth, das ausdrückliche Gelöbniß gegeben habe, niemand anders zu heirathen, als die englische Prinzessin.

Am 15. Juli 1730, dem Tage nach der Scene mit Hotham, verließ der König Potsdam, um eine Rheinreise zu machen. Der Kronprinz begleitete ihn. Der Weg ging über Leipzig, Meuselwitz bei Altenburg, das Gut Seckendorf's, wo dieser sich anschloß, Anspach, Augsburg, Ludwigsburg bei Stuttgart, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt. In Friedrich's Wagen fuhren Rochow, sein Gesellschaftscavalier, und die beiden Vertrauten des Königs Buddenbrock und Waldow. Sie hatten gemessenen Befehl vom König, den Prinzen keinen Augenblick aus den Augen zu lassen. Nichts desto weniger versuchte Friedrich schon in Anspach bei seinem Schwager und dann noch einmal in einem Dorfe bei Heilbronn, Steinfurth, die Flucht. Beide Versuche verunglückten, in Anspach dadurch, daß der Markgraf ihm ein erbetnes Pferd abschlug und in Steinfurth durch die Wachsamkeit seiner Begleiter. In Frankfurt fiel ein Brief Friedrich's an Katt in seines Vaters Hände. Friedrich hatte ihn in Anspach aufgegeben. Er lautete so: „In zwei Tagen bin ich frei, ich habe Geld, Kleider, Pferde, meine Flucht wird unfehlbar gelingen und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster mir eine Freistatt suchen, wo man unter Skapulier und Kutte den argen Ketzer nicht herausfinden soll. Du wirst mir sogleich nachfolgen mit dem, was ich dir anvertraut habe und wenn wir uns auch erst jenseits des Meers wiederfänden:

nimm deinen Weg über Leipzig und Wesel nach Holland, dort wirst du von mir hören." Die Aufschrift hatte Friedrich so gestellt: „An den Lieutenant von Katt. Ueber Nürnberg." In der Eile hatte er „in Berlin" beizufügen vergessen. Der Brief ward vom Nürnberger Postmeister an den preußischen Werbeoffizier Katte in Erlangen geschickt. Dieser sandte ihn mit einer Estaffette sofort an den König. Friedrich Wilhelm war auch schon sonst von dem Fluchtplane seines Sohnes unterrichtet: der unvorsichtige, indiscrete Katt, der überall in Berlin mit der Freundschaft des Kronprinzen prahlte, hatte leichtsinniger Weise geschwatzt.

Die Reise ging von Frankfurt nach Wesel weiter auf einer Rheinjacht. Hier war es, wo Friedrich Wilhelm am 8. August 1730 seinen Sohn bei der Brust und bei den Haaren packte und ihn in seinem Zorne erwürgen wollte. Der General Waldow fiel dem König in die Arme. Dieser war aber in solcher Wuth, daß er mit dem Rohrknopfe seinem Sohne das Gesicht blutig stieß, der mit verbissenem Schmerze in die Worte ausbrach: „Jamais visage de Brandebourg n'a souffert un affront pareil!" Es ward ihm der Degen abgenommen und eine besondere Jacht brachte ihn nach Wesel. Auf dem Wege dahin, in Meurs, mißlang noch ein dritter Fluchtversuch: Friedrich hatte von unbekannter Hand Bauernkleider und eine Strickleiter erhalten. Aber auch hier gelang seine Rettung nicht, die Schildwache rief ihn an.

In Wesel, 12. August, erneuerten sich die Mißhandlungen. Der König fragte den Prinzen, warum er habe desertiren wollen? Dieser erwiederte entschlossen: „Weil Sie mich nicht wie Ihren Sohn sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben.“ „Ihr seid also nichts, als ein feiger Deserteur ohne Ehre?“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie,“ erwiederte Friedrich, „und nur das gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, Sie würden es an meiner Stelle thun.“ Der Vater zog den Degen und wollte in der Hitze den Sohn erstechen. Der Muth des Commandanten von Wesel, General Conrad Heinrich von der Mosel (ein Sachse, gestorben 1733), rettete Friedrich, er warf sich zwischen Vater und Sohn, indem er dem König zurief: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!“

Am 31. August ward Friedrich aus der preußischen Armee gestoßen, am 4. September ward er auf das Schloß von Cüstrin gebracht. Er saß hier beinahe ein Vierteljahr lang in einem schlechten blauen Rocke im Gefängniß. Friedrich Wilhelm ließ zu Cöpnik am 25. October ein förmliches Kriegsgericht von achtzehn Militair- und Civilpersonen unter Vorsitz des alten Generallieutenants Baron Achaz von der Schulenburg (gestorben 1731, Vater des Grafen Adolf Friedrich) über seinen Sohn niedersetzen. In diesem **Gericht** gingen in dem am 1. November abgefaßten **Urtheil** alle Stimmen, auch die einflußreichsten, wie die des Obersten Derschau, auf den Tod, nur die

Generalmajore Graf Dönhoff und Schwerin erkannten auf eine mildere Strafe. Es war nahe daran, daß das Schicksal des spanischen Prinzen Don Carlos und das des Sohnes Peters des Großen sich an Friedrich wiederholte. Daß der König dem desertirten Oberstlieutenant Fritz an den Kopf wollte, um seinem ihm lieberen zweiten Sohne August Wilhelm die Krone zuwenden zu können, ist gewiß und wird selbst von preußischen Schriftstellern nicht in Abrede gestellt. Bis jetzt aber ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt, was den König zu dieser ausnehmend grausamen Strenge bewegte. Die bloße Desertion mit der Capitalstrafe zu strafen, kann Friedrich Wilhelm, der zwar ungemein heftig und aufbrausend war, bei kälterem Blute aber recht wohl sich gar verständig und klug zu fassen wußte, unmöglich in den Sinn gekommen sein. Gewöhnlich nimmt man an, daß das Ziel der Flucht England, via Holland, habe sein sollen, die Flucht Friedrich's nach England aber allein, zum Bruder seiner Mutter, erklärt keineswegs die grausame Strenge der Capitalstrafe, die vom Vater verhängt werden sollte. Auch konnte von Holland aus, wohin er Katt beschied, der Weg nach Wien wohl gefunden werden.

Bekanntlich hat der Ritter Zimmermann in seinen Fragmenten als das wahrscheinliche Ziel der Flucht Wien angegeben. „Friedrich hat", sagt er, nach Wien gehen und dort katholisch werden wollen, um sich mit Maria Theresia zu vermählen." Als seinen Gewährsmann giebt er den Baron von der Horst an, den vieljährigen Staatsminister, Gesellschafter und Correspondenten Friedrich's

des Großen, auf dessen Gute zu Halden in Westphalen Zimmermann im Junius und December 1788 einen zweimaligen Aufenthalt gemacht hatte. Dieser Aufenthalt, schreibt Zimmermann, habe ihm Nachrichten und Aufschlüsse zu Friedrich's Geschichte verschafft, die er nirgends in der Welt gefunden hätte. „Von unzähligen Briefen Friedrich's an den Minister von der Horst habe ich nicht etwa nur gehört, ich habe selbst diese unzählbaren Briefe gesehen, habe viele derselben von mancherlei Art in meinen Händen gehabt und gelesen. Friedrich's letzter Brief an den Herrn von der Horst war vom 10. August 1786, also ungefähr vom letzten Posttage vor dem Tode des Königs." — „Aus dem Munde zweier Männer, die Friedrich's Gesellschafter und Freunde waren, des Grafen von Münchow, nachmaligen Ministers in Schlesien und des Generals von Borck, erinnerte sich der Minister von der Horst noch jetzt ganz deutlich gehört zu haben, daß Friedrich nach Wien gehen und dort katholisch werden wollte, um sich mit Maria Theresia zu vermählen. Und dieß setzte Friedrich Wilhelm in die entsetzlichste Wuth, die auf eine Weile nichts in der Welt schien versöhnen zu können, als das Blut seines Sohnes. Friedrich Wilhelm hielt nach dem Buchstaben des Heidelberger Catechismus die Messe für eine verdammte Abgötterei, hielt fürchterlich steif an der Orthodoxie seiner Väter und hätte geglaubt, sein ganzes Volk, jede protestantische Seele in der ganzen preußischen Monarchie fahre gerade und spornstreichs mit seinem Sohne, wenn dieser in Wien die katholische Religion

angenommen hätte, hinab in die Hauptwache der Hölle. Diese preußische allgemeine Höllenfahrt ward durch die gemachte Entdeckung vermieden." — „Das Sonderbarste", setzt Zimmermann noch hinzu, „wäre, wenn die von Seckendorf an den Wiener Hof abgelieferten Papiere in's Helle brächten, was damals, höchst vermuthlich, die Höfe von Wien und Berlin unter sich beschlossen **völlig zu verschweigen.**"

Die Papiere Seckendorf's, von denen Förster, aus dem, was sich im Meuselwitzer Archiv vorfand, zu seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I. bei weitem nicht alles hat benutzen können, haben zwar die Aufklärung, von der Zimmermann spricht, noch nicht verschafft, aber eine andre sehr kundige Stimme aus Oestreich hat noch etwas mehr Licht über die interessante Angelegenheit gegeben. Diese Stimme ist die des fünfundzwanzigjährigen Wiener Archivdirectors Baron von Hormayr. Nach dessen Zeugniß war es ein Hauptplan des Prinzen Eugen gewesen, die Tochter seines Kaisers, Maria Theresia, mit dem nur fünf Jahre älteren Kronprinzen von Preußen, Friedrich dem Großen zu vermählen. Dieses Heirathsproject scheiterte aber an den Familienzwistigkeiten, die von Berlin her laut wurden und am meisten durch die Gerüchte, die von den unheilbaren Rückwirkungen der jugendlichen Ausschweifungen Friedrich's auf seine Gesundheit und Mannskraft ausgesprengt wurden. „Der Religionsunterschied, sagt Hormayr, wurde in Wien nicht als ein unübersteigliches

Hinderniß angesehen, ja von einigen im Rathe des Kaisers sogar als eine Brücke betrachtet zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils und einer engeren Verbindung gegen Frankreich, mitunter auch gegen verschiedene unbequeme Pläne des englischen Cabinets." Maria Theresia selbst konnte freilich Friedrich nicht ausstehen, bei einem späteren Gespräch über Schlesiens Verlust durch Friedrich, rief sie aus: „Alles besser, als ihn heirathen!"

Die Gefangensetzung des preußischen Kronprinzen machte ein ungeheures Aufsehen in Europa, namentlich am kaiserlichen Hofe und in England. Hierher hatte sich der Page Keith geflüchtet, der wie Katt im Vertrauen war. Er war glücklich aus Wesel nach dem Haag entkommen, wo er sich in den Schutz des englischen Gesandten Lord Chesterfield begeben hatte: dieser hatte ihn nach London gefördert. Der preußische Gesandte in London, Graf Degenfeld, bat unterm 19. September 1730 „ihn von der wahren Beschaffenheit zu informiren, damit er die unbändigen Mäuler dadurch stopfen könnte." Er zeigte unterm 29. September an, „daß die Affaire den englischen Hof sowohl **als sämmtliche gute Protestanten in der Nation** über die Maaßen betrübet und zum höchsten attendriret." Der König ließ dem Gesandten unterm 14. October zu wissen thun: „er werde ihm mit Nächstem speciem facti überschicken, daraus ersehen werden könne, daß es

kein Tour de Jeunesse sei, den der Prinz vorgenommen, sondern daß es eine Sache sei, die er schon über Jahr und Tag vorgehabt und vorher wohl praemeditiret.“

Die Fassung der Worte in der Auslassung des preußischen Gesandten in London ist allerdings von der Art., daß sie die von Zimmermann angedeutete Wahrscheinlichkeit bestätigt. Wenn Graf Degenfeld schreibt: „daß die Affaire den englischen Hof sowohl als sämmtliche gute Protestanten in der Nation über die Maaßen betrübet und zum höchsten attendriret“, so kann man fast nicht anders glauben, als daß es sich um einen sehr wichtigen und sehr bedenklichen Schritt gehandelt habe, wodurch auf irgend eine Weise das Interesse des Protestantismus schwer gefährdet wurde, hätte diese Gefährdung auch nur in der von Hormayr bezeichneten „Brückenstellung zur allmäligen Annäherung des katholischen und protestantischen Reichstheils“ bestanden. Eine solche Brückenstellung, mit der möglicher Weise der Wiener Hof die Unerfahrenheit des preußischen Kron prinzen angelockt haben konnte, war mit hinreichenden Gefahren umgeben, um bei der bekannten intriguanten Jesuitenpolitik des Hauses Habsburg alles für den Prinzen fürchten zu lassen, der sich ihr bei einem Aufenthalte in Wien rücksichtslos hingeben wollte.

Auch die zweite Vermuthung Zimmermann's, daß die Höfe von Wien und Berlin unter einander beschlossen hätten, die ganze Angelegenheit völlig zu verschweigen, hat in neuster Zeit eine Art Bestätigung

erhalten. Kurz vor der Märzrevolution hatte der Bibliothekar des Seckendorf'schen Archivs zu Meuselwitz Dr. Bernhardi eine im Auftrag des damaligen Besitzers von Meuselwitz, des altenburgischen Regierungspräsidenten von Seckendorf, aus den Papieren des Generals ausgearbeitete sehr umfängliche Geschichte zu Stande gebracht und es war im Werke, dieselbe in Leipzig ans Licht treten zu lassen. Das östreichische Cabinet, wahrscheinlich von dem Consul in Leipzig unterrichtet, verfehlte nicht, „im Interesse beider Höfe zu Wien und Berlin“ die nachdrücklichsten Vorstellungen dagegen auf amtlichem Wege zu thun, die so gut anschlugen, daß der Druck wirklich unterblieb; Bernhardi ward, wie verlautete, mit Geld abgefunden und lieferte seine Schätze aus.

Man wird bei diesen Secretirungen unwillkürlich an das erinnert, was Professor Ranke einmal in seiner historisch-politischen Zeitschrift Band 2 Heft 4 sagt: „In der That ist es eine unzulässige Zärtlichkeit für das Gedächtniß gestorbener Fürsten, wenn man Bedenken trägt, ihre Geschichte mit aller möglichen Wahrheit und Evidenz bekannt werden zu lassen. Gewiß, es werden dabei auch Mängel und Menschlichkeiten zum Vorschein kommen, aber sollte man das fürchten müssen? Ein in absichtliches Dunkel verhüllter Name kann dem Menschen weder Verehrung noch Liebe abgewinnen. Die lebendige, kräftige und wohlmeinende Individualität, selbst mit ihren Fehlern, fesselt seine Bewunderung und Anhänglichkeit. Man thut, fürchte ich, sehr unrecht, daß man die

innere Geschichte der großen Continentalmächte so wenig mit wahrem Ernste cultivirt."

Förster hat unter den in seiner Biographie Friedrich Wilhelm's I. aus dem Meuselwitzer Archive abgedruckten Urkunden im dritten Bande S. 11. und ff. Notizen aus Berichten des Grafen Seckendorf an den Prinzen Eugen vom 5. Sept. bis 16. Dec. 1730 — aus der Zeit des Processes Friedrich's — mitgetheilt, darin finden sich folgende Stellen, die deutlich zeigen, daß der Kaiserhof, als Kriegsrecht über Friedrich gehalten werden sollte, mit der Sprache herauszugehen genöthigt wurde, ausdrücklich wird dabei auch der Religionsveränderung gedacht, über die Seckendorf Erklärung zu geben gerathen fand:

"(Der 16. Sept. 1730). Der Kaiser schreibt mir, daß ich mich bei einer so häßlichen Begebenheit als die vorgehabte Flucht des Kronprinzen, gar wohl zu kaiserlicher allerhöchster Zufriedenheit betragen hätte.

(Den 23. Sept.) Ueber den Kronprinzen soll Kriegsgericht gehalten werden.

(Den 2. Oct.) Einsendung eines Entwurfs an den Prinzen Eugen, wie der Kaiser an den König wegen des Kronprinzen zu schreiben habe.

(Den 9. Oct.) Wegen des Kronprinzen: Das angerathene Handschreiben will zurückbehalten, bis gewiß weiß, daß der König den Kronprinzen pardonniren will.

(Den 22. Oct.) Wegen des Kronprinzen, insonderheit des Vaters Wille zur Religionsveränderung.

(Den 31. Oct.) Habe das kaiserliche Handschreiben übergeben und gute Hoffnung, es werde etwas nützen.

(Den 3. Nov.) Man muthet mir zu, nach Cüstrin zu gehen und dem Kronprinzen Pardon anzukündigen.

(Den 21. Nov.) Der König sagt öffentlich, daß der dem Kronprinzen gegebene Pardon der kaiserlichen Intercession zuzuschreiben."

Weiter hat Förster in demselben dritten Bande S. 21. ein „Projet de déclaration du Prince Royal" unterm Datum Cüstrin, 11. April 1731 mitgetheilt, signirt mit den Namen Wolden, Natzmer und Rothwedel, den drei Hauptpersonen des Friedrich von seinem Vater während seines Gefängniß-Aufenthalts in Cüstrin zugeordneten Hofstaats. Dieses Actenstück beweist, daß Friedrich der Große noch nach dem Fluchtversuch die Idee festhielt, mit einer Erzherzogin sich zu vermählen und es ist wenigstens auffällig, daß er in diesem Actenstück ausdrücklich und feierlichst verspricht, die Religion unter keiner Bedingung zu ändern. Das Actenstück lautet also:

„Son Altesse Royale ayant considerée que depuis ses Malheurs Elle avait inutilement tachée de regagner les bonnes grâces du Roi son père, par une soumission aveugle à ses ordres, quoiqu'Elle se soit vu réduite au niveau des particuliers d'une petite ville, tant par rapport à son

entretien, qu'à ses occupations, et croyant qu'il se pourrait, que malgré tout cela et malgré son serment on continuait à douter de la sincerité de ses intentions et supposer qu'Elle éut toujours des vues secrètes et désagréables au Roi, surtout par rapport à son mariage. Elle veut bien déclarer à Mr. le Lieutenant-Général de Grumbkow, que non seulement Elle n'en a point, et que si Elle avait eu, Elle y renonce de bon coeur, mais qu'Elle entrera même dans les vues du Roi, si, comme on a voulu dire, S. M. en avait du côté de la maison d'Autriche, pourvu qu'on ne demande point qu'Elle change de religion et qu'Elle proteste devant Dieu na vouloir jamais faire, pour aucune considération humaine, de quelque importance et nature elle puisse être."

In dem weitern Verlauf dieser Erklärung macht der für sein Alter von neunzehn Jahren mit seltener Klugheit umschauende Kronprinz darauf aufmerksam, daß das Heirathsproject allerdings gar keine unmögliche Sache sei. Ausgehend von der Meinung, daß das Wiener Cabinet sein Absehen nicht mehr auf den Herzog von Lothringen richte, bemerkt er, daß es weiter keinen „papistischen Prinzen" gebe, der die Aufmerksamkeit des Kaiserhofs verdiene, und dieser Hof könne daher, seiner Meinung nach keine bessere Wahl treffen, als in einem Hause, das in seinen eignen Staaten im Religionspunkte eine völlige Toleranz beobachte. Würde England, unzertrennbar von den Niederlanden, durch eine Heirath des Prinzen

von Wales mit der preußischen Kronprinzessin, noch mehr mit Preußen verbunden, als es dies schon sei, so würde die dem Kaiser so am Herzen liegende pragmatische Sanction eine so feste Stütze erhalten, daß man sich um den Widerspruch wenig zu bekümmern haben werde. Um übrigens durch eine Verbindung der östreichischen und preußischen Staaten das europäische Gleichgewicht nicht zu beunruhigen, macht Friedrich sich endlich anheischig, zu Gunsten seines Bruders auf die preußischen Länder Verzicht zu leisten, vorausgesetzt, daß ihm bis zum Ableben des Kaisers ein standesmäßiges Auskommen zugesichert werde.

Merkwürdig ist die Antwort des Prinzen Eugen auf die von Grumbkow ihm mitgetheilte Nachricht von diesem Projecte. Sie ist vom 12. Mai 1731 und an Seckendorf gerichtet:

. . . . . . Das von dem Kronprinzen geschickte Project ist wunderlich und hat Grumbkow gar wohl gethan, die darauf ertheilte Antwort auf solche Art eingerichtet zu haben, gestalten es sehr wahrscheinlich, daß der Kronprinz zu Fleiß mit einem solchen Project hervorgekommen, um aus der Antwort zu sehen, ob der König auf eine Heirath mit einer Erzherzogin seine Absicht habe. So sehr nun hieraus des Kronprinzen Falschheit und aus demjenigen, so er durch Hille an Grumbkow wieder antworten lassen, was maßen er sich bei einem solchen Antrag Gewalt anthun müssen, seine, dem Erzhaus annoch wenig zutragende Lieb anzunehmen (erhellet), so sehr erhellet doch aus diesem neuen

Project, was vor weit aussehende Ideen dieser junge Herr habe und wiewohl selbige annoch flüchtig und nicht genug überlegt sein, so muß es ihm doch an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er so gefährlicher seinen Nachbarn mit der Zeit werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Principien nicht abgebracht wird, so außer der Bevern'schen Heirath schwer oder gar nicht zu hoffen" u. s. w.

Man ersieht aus diesem Briefe Eugen's, daß schon damals das Heirathsproject mit Maria Theresia in Wien aufgegeben und dagegen das mit der Nichte des Kaisers, der Prinzessin von Braunschweig-Bevern als Auskunftsmittel angenommen war. Unter den mehreren Ursachen dieser Wandlung, deren Hormayr Erwähnung thut, hat er vielleicht die Hauptursache unerwähnt gelassen: die, daß Prinz Eugen eingesehen haben mochte, daß Prinz Friedrich ein zu kluger Kopf sei, als daß auf den Bestand einer Conversion, wie er sie vielleicht früher zugesichert haben mochte, nur mit einiger Wahrscheinlichkeit gebaut werden könne.

Nimmermehr, das ist mit Bestimmtheit anzunehmen, wäre Friedrich, hätte auch das Project sich realisirt, katholisch gesinnt geblieben, wahrscheinlicher hätte er Oestreich im Gegentheil wieder zum Protestantismus zurückgebracht. Der Jüngling mag übrigens aus Nothdrang einen großen Fehler mit dem ernstlich gewiß nicht gemeinten Conversionsversprechen gemacht haben, tausendmal hat der Mann diesen Fehler wieder gut

gemacht: Friedrich allein ist es zu danken, daß der letzte Conversionsplan scheiterte, den Oestreich mit Deutschland vorhatte. Ich komme auf diesen höchst wichtigen Punkt unten zurück und nehme jetzt die Geschichte des Processes gegen Friedrich wieder auf.

Die Untersuchung war unterdeß ihren Gang fortgegangen. Friedrich's Gefängniß war sehr hart. Zwei große Vorlegeschlösser lagen vor seinem Zimmer, das alle Tage dreimal von zwei Offizieren visitirt werden mußte, die „bei größester Ungnade“ nicht mit dem Gefangenen sprechen durften. Sein Essen „aus der Garküche Mittags vor sechs Groschen und des Abends vor vier Groschen“ mußte ihm vorher entzwei geschnitten werden, Messer und Gabel waren verboten, ebenso Dinte und Feder, Bücher und Flöte. Niemand sollte sich länger als vier Minuten bei ihm aufhalten. Statt der in der Rechnung auf den Monat September, die zweiunddreißig Thaler betrug, aufgeführten Wachslichter mußten Talglichter auf königlichen Befehl substituirt werden. Um acht Uhr Abends hatte der wachthabende Offizier Befehl, die Lichter auszulöschen. Er erinnerte den Prinzen zu Bette zu gehen und als dieser, ohne darauf zu merken, fortlas, löschte er die Lichter aus. Friedrich gab ihm eine Ohrfeige. Der Offizier erschoß sich am andern Morgen. *) Friedrich hatte wohl in allem Betracht Recht, als er später dem

*) Anecd. und Characterzüge. Berlin 1788. Sammlung 12. S. 97.

englischen Gesandten Mitchel gestand, daß er in seiner Jugend étourdi gewesen sei. Fouqué kam den andern Abend mit zwei großen Wachsstöcken, löschte die Lichter aus, zündete aber die Wachsstöcke an. Bei den Verhören benahm Friedrich sich gefaßt, stellte sich sogar, wie Seckendorf schreibt, „lustig und fröhlich an und fragte auch immer, ob die Commissarien nichts mehr wissen wollten?“ Grumbkow, der sich überzeugt hatte, daß die Königin und die Prinzessin Friederike die wichtigsten Papiere weggebracht hätten, drängte den Prinzen zu Aussagen über einige Punkte. Friedrich antwortete ihm mit stolzer Verachtung. Grumbkow drohte nun mit der Folter. Darauf sagte der Prinz: „Ein Henker, wie er, könne nur mit Vergnügen von seinem Handwerke reden, er habe Alles gestanden, bereue es jedoch, weil er nicht nöthig habe sich zu erniedrigen und einem Schurken wie Grumbkow zu antworten.“ Es ergab sich durch die Untersuchung, daß Friedrich zur Flucht 15,000 Thaler aufgeborgt habe. Auch ein Liebesverständniß mit der Potsdamer Cantorstochter, der schönen Doris Ritter, ward dem Prinzen zur Last gelegt, weil er mit ihr Musik gemacht und sie Geschenke von ihm angenommen habe. Der König befahl, sie ewig nach Spandau in's Spinnhaus abzuführen. Der Vater verlor sein Amt. Vorher ward das sechzehnjährige Mädchen am 7. September vor dem Rathhause, vor ihres Vaters Hause und dann an allen Stadtecken ausgepeitscht. Erst nach drei Jahren kam sie aus dem Spinnhause los und heirathete den

Berliner Fiakerpachter Schomer. Rochow, Friedrich's Wagenbegleiter auf der Rheinreise und Baron Kayserling mußten zu ihren Regimentern abgehen. Duhan, des Prinzen Lehrer, ward wegen seiner atheistischen Grundsätze nach Wesel verbannt.

Das schrecklichste Schicksal hatte der unglückliche Katt. Er war in Berlin arretirt worden: er hatte mit der Flucht gezögert, wie Friedrich später einmal an den englischen Gesandten Mitchel als Muthmaßung mittheilte, weil er ein Mädchen hatte, das ihn hielt. Das Kriegsgericht hatte Katt nur zu Ausstoßung aus der Armee und lebenslänglicher Festung verurtheilt. Der König verschärfte das Urtheil auf die Todesstrafe. Am 6. Nov. früh sieben Uhr wurde der zweiundzwanzigjährige Mann vor dem Schlosse von Cüstrin vorbei, wo Friedrich gefangen saß, zum Schaffot auf den Wall geführt. Friedrich öffnete das Fenster und rief mit lauter Stimme: „Pardonnez moi, mon chèr Katt!“ Katt erwiederte: „La mort est douce pour un si aimable prince!“ Damit ging er muthig zum Richtplatz, wo sein Kopf fiel. Friedrich fiel in Ohnmacht und blieb dann unbeweglich bis zum Abend am Fenster stehen, den Blick unverwandt auf die Richtstätte geheftet.

Keith, der mit Chesterfield's Hülfe sich nach England gerettet, ward sofort von dem König reclamirt, der englische Hof schickte ihn mit einer Pension nach Irland und von da, um den König nicht zu sehr zu erbittern, nach Portugal, wo er Militairdienste nahm. 1741, nach der Thronbesteigung Friedrich's, kehrte er

zurück, bekam den Titel als Oberstlieutenant und wurde Stallmeister und mit Graf Gotter und Redern Curator der Akademie. Ein dritter Vertrauter, der Lieutenant von Spaen bei der großen Garde in Potsdam, kam mit Cassation und einem Jahre Festungsarrest in Spandau durch, ging nachher in holländische Dienste und ward General. Nach dem siebenjährigen Kriege wohnte Friedrich 1763 auf einer Reise nach Cleve bei ihm, war sehr gnädig und zutraulich, erinnerte ihn an ihre Jugendgeschichten, erwähnte aber nie des Jahres 1730, weshalb General Spaen zu sagen pflegte: „Der König habe ein vortreffliches Gedächtniß bis 1730."

Friedrich hatte von Katt noch ein in den beweglichsten Worten abgefaßtes Bekenntniß der Reue über seine Lebensgrundsätze erhalten. Er ward dadurch tief erschüttert. Er gab nun die Erklärung, daß er sein Unrecht einsehe, an den Feldprediger Müller vom Regiment Gensd'armen ab, den der König an Katt geschickt hatte, um ihn auf seinem Todeswege zu begleiten, und dem zugleich der Auftrag gegeben worden war, den Kronprinzen zur bußfertigen Unterwerfung zu bringen. Am 10. November kündigte ihm darauf Müller die königliche Begnadigung an. Gegen das vom Kriegsgericht unterm 1. November gefaßte Todesurtheil des Prinzen hatten der Fürst von Dessau, Buddenbrock, des Königs täglicher Gesellschafter und der alte fromme Feldmarschall Natzmer energisch sich verwendet. Auf Seckendorf's

Vorschlag, den er dem König unterm 31. October 1731 schriftlich ertheilt hatte, legte nun eine königliche Commission, aus sieben Generalen und Obersten und dem Geheimen Rath Thulemeyer zusammengesetzt, Friedrich einen Eid vor, kraft dessen er bei Verlust der Krone und Kur versprechen mußte, künftig „blindlings den väterlichen Willen und Ordres zu befolgen.“ Er leistete den Eid am 19. November früh neun Uhr. Darauf ward er auf freien Fuß gestellt, durfte aber ohne Erlaubniß des Gouverneurs von Cüstrin die Festung nicht verlassen. Er erhielt ein besonders eingerichtetes Haus in der Stadt und für seinen kleinen Hof jährlich 2700 Thaler für die Menage, den Stall, die Wohnung, Holz, Licht, Wäsche und Kostgeld für acht Domestiquen. Dieses Budjet ward 1732 auf 6000 Thaler erhöht. Zum Hofmarschall bestellte der König einen pommerschen Edelmann, den Geheimen Rath von Wolden, und zu den zwei Gesellschafts-Cavalieren den Sohn des Feldmarschalls von Natzmer und von Rohwedel.

---

2. Friedrich's Leben in Cüstrin und Ruppin und seine Heirath. Die Correspondenz mit Grumbkow.

Seckendorf hatte gerathen: „weil der Kronprinz beständig von Organisationen spreche“ ihn in der Cüstrin'schen Kriegs- und Domainenkammer arbeiten

zu lassen, damit er die Wirthschaft praktisch erlerne. Er trat nun in diese Kammer als jüngster Kriegs- und Domainenrath ein. Der Chef dieses Collegiums, der Kammerpräsident von Münchow, war angewiesen, ihn wie ein gewöhnliches Mitglied anzusehen und zu beschäftigen. Das geschah, aber man übersah es, wenn der Prinz in den Sessionen seine kleinen französischen Bücher las oder seine Herren Collegen mit Attributen abconterfeite, den einen mit Hörnern, den andern reitend auf einem Weinfaß, den dritten mit Karten u. s. w. Präsident Münchow nebst seiner Familie nahm sich liebevoll Friedrich's an. Er hatte bereits sein Gefängniß erleichtert, indem er, da er über Friedrich im Schlosse wohnte, durch die Decke von dessen Zimmer ein Loch machen und ihm leibliche und geistige Nahrung hatte zukommen lassen. Münchow suchte ihm durch Feste und Bälle in seinem Hause Erholung zu verschaffen. Ein scherzhaftes Document aus jener Zeit, vom 18. December 1730, ist noch erhalten, worin Friedrich der Tochter des Kammerpräsidenten, der verwittweten Landräthin von Manteuffel sein Bedauern zu erkennen giebt, daß sie Cüstrin verlassen wolle: „Friedrich, Königl. Hoheit. Unserm gnädigsten Kronprinzen und Herrn wird so eben unterthänigst vorgetragen, daß die Frau Landräthin von Manteuffel wider ihr Versprechen, sich dennoch unterstehen wolle, ihren Stab fortzusetzen und von hier nach Pommern zu gehen. Wie nun höchstgedachte S. K. H. an solchem strafbaren Unternehmen nicht anders als Mißfallen bezeigen können, da Sie der

Frau Landräthin Gegenwart höchst ungern entbehren wollten; So protestiren Sie wider die intendirte Desertion nicht allein hierdurch auf's Feierlichste, sondern werden auch bei dem Gouvernement Alles wider solche vorzunehmende Echapade dienliche anzuwenden nicht ermangeln. Welches Sie der Frau Landräthin nicht verhalten wollen, der Sie übrigens, wofern Sie sich eines bessern besinnt, mit Gnaden gewogen bleiben." In des Präsidenten von Münchow Hause sah Friedrich gern und oft die schöne Tochter seines Unter-Chefs und vom Vater ihm für's Finanzfach besonders bestimmten Lehrers, des Kammerdirectors Hille, den er übrigens als Bürgerlichen nicht gern auf seinem Directorial-Posten sah: er sprach sogar sein Mißfallen aus, daß adelige Räthe unter ihm dienen müßten. So verging der Winter: er brachte eine vollständige Revolution in des Prinzen Charakter hervor.

Von der schrecklichen Execution Katt's an ward Friedrich ein anderer Mensch. Von Natur weich, ward er nun mit einem Male fest und hart. „Pour l'extérieur, schrieb der Kammerdirector Hille am 5. Juni 1731 an Grumbkow, V. Exc. le trouverait fort changé; il a la démarche ferme et aisée et je ne lui trouve plus cet air de Marquis, qu'il avait cydevant." Ueber das Cüstriner Leben, das sehr einförmig und trist ward, schüttete der Hofmarschall Wolden in einem Briefe vom 28. April 1731 sein Herz an Grumbkow aus: „Il serait bien nécessaire, que Sa Maj. donnât un peu plus

d'occupation au Prince Royal. La chambre ne luy en fournit pas assez, ayant appris tout ce qu'on peut apprendre dans l'économie par la Theorie, et je défie même Mr. le Président, qu'il sache faire un meilleur Anschlag, que notre illustre auscultateur."

„Pour nous autres du Couvent nous crêverons, si ce train de vie continue encore quelque temps. L'esprit est toujour agité et inquiet wegen der großen Verantwortung, et le corps en souffre également. Il est quelque temps, que nous avons consulté Mr. Stahl (den großen Arzt in Halle) sur l'état de notre santé, qui pour toute consolation nous a envoyé de Helleborum nigrum, remède qu'on donne ordinairement aux gens à qui la tête tourne, ce qui est de très mauvais augure pour nous, si Mr. Stahl a agi par une espèce de pressentiment; néanmoins nous nous remettons entièrement à la Providence, espérant qu'elle soutiendra notre bonne cause, que nous jugeons telle, par rapport à l'obéissance aveugle, avec laquelle nous nous soumettons aux ordres de Sa Maj."

Im October 1731 sah der 1741 bei Mollwitz gefallene General Graf Adolf Friedrich Schulenburg den Kronprinzen zu Landsberg an der Warthe, Friedrich speiste bei ihm. Schulenburg schrieb über dieses Diner an Grumbkow: „Nous nous mîmes à une heure à table et y restâmes jusqu'a quatre. Il ne parla que de choses très indifférentes etc.

Il ne mange pas beaucoup, mais je remarque qu'il aime les petits plats et les haut-goûts; il ne se soucie pas depois son, et quoique j'avais de fort bonnes truites, il n'en mangea pas; il ne mange point de Soupe au bouillon, il ne parait pas qu'il aime le vin, il goûte de tous les vins, mais pour l'ordinaire il aime celui de Bourgogne avec de l'eau. Je lui présentai les officiers, qui se trouvent ici de mon régiment; il les reçut en Roi. Il est certain qu'il sent, ce qu'il est, et que si jamais il le devient il s'en prévaudra. Je vois qu'il n'aime pas les conseils et il ne se plait qu'avec des gens inférieurs à son esprit; il cherche d'abord à trouver le ridicule de chacun, et il aime la raillerie."

Nur in einem Punkte veränderte Friedrich sich nicht, in den Debauchen. Nach einem von Förster mitgetheilten Briefe des Generals, Grafen Schulenburg an Grumbkow vom 4. October 1731 erklärte er sich auf die Vorstellungen des Grafen „de craindre Dieu, de devenir chrétien et le maître de ses passions, mit leichtestem Blute: „qu'il était jeune et qu'il n'était pas le maître de cela, que Dieu était bon et que c'étaient des pecadilles, que pour le Roy, il ne se mettait guère en peine de luy, ou ses états, qu'il se moquerait s'il gagnerait la vérole et que tant d'honnêtes gents l'avaient eue et qu'on pouvait s'en faire guérir et que le Roy même avoit aimé le sexe pendant sa jeunesse." „Sein größter

Confident," schreibt Seckendorf an den Prinzen Eugen aus Berlin, 29. März 1732, „ist der Natzmer, welcher sich zu allen verbotenen Handlungen und vornehmlich Liebesgeschäften gebrauchen läßt. Dieses ist die stärkste Passion, so man allerdings bei dem Kronprinzen noch zur Zeit remarquiret, deswegen viele Unordnung zu befürchten, wenn es zur Wissenschaft des Königs kommen sollte. Man hält aber dafür, daß die Kräfte des Körpers die Neigung des bösen Willens nicht genug secundiren, folglich der Kronprinz in seinen Galanterien mehr einen eitlen Ruhm sucht, als eine sündliche Neigung. In der geheimen Relation finden Sie, wie ich mich gegen den Prinzen wegen der Geldhülfe betrage. Daß er aller Orten schuldig, ist sicher, daher im Geheimen zu Abtragung seiner Schulden mich erboten, allein da er den flüchtigen Natzmer mit in das Geheimniß ziehen und das baare Geld in Händen haben will, so wäre allzugefährlich, solches zu wagen, weil die um den Kronprinz seienden Domestiken seinen Vorrath von Geld würden gemerkt und dem Könige davon Nachricht gegeben haben, maaßen seine Kammerdiener, Lakaien und Pagen bei Verlust Leib, Leben, Ehre und Reputation angewiesen sind, dem Könige von dem, was sie von dem Kronprinzen sehen und erfahren, Rapport abzustatten. Dabei ist zu fürchten, er verschenket das, was man ihm giebt, an die Maitressen."

Friedrich war der Aufenthalt in Cüstrin äußerst zuwider. Er verzweifelte fast bald in „dieser Galeere." Sein Vater hatte ihm unterm 3. Mai 1731 zum

erstenmale wieder aus Potsdam geschrieben: „Die verfluchten Leute, die Euch inspiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden 2c. haben Euch die Probe gemacht, daß alle Eure Klugheit und Weisheit ist zu nichts und zu Quark geworden, wenn Ihr Euch bekehrt oder wenn Ihr Euch gleich nicht bekehrt, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, wird Euer Gewissen Euch immer überzeugen, daß alle Meine Vermahnungen, die Ich Euch von der kleinsten Kindheit bis zuletzt gethan habe, Euch an der Seele vor der Coquetten Welt, vor Meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind; da Ihr aber in allen Occasionen schnur gerade dawider gehandelt, könnet Ihr die bösen Leute, die wider Euer eigenes Bestes geredet und Euch Meine Verfassung sowohl als Meine Person odieux gemachet, jetzt am Besten erkennen, ob dieselben redlich mit Euch umgegangen, oder nicht, denn Ihr sollet persuadiret sein, auf alle chapitres, was passiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habet bei der Commission ausgesaget, also sollet Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falschheit in der Welt nichts hilft, und nichts so klar gesponnen, es kommt alles wieder an die Sonnen; also hättet Ihr besser gethan, wenn Ihr hübsch die Wahrheit ausgesagt, wie alles gewesen; dadurch hätte ich noch gesehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falsches Herz durch Euren Arrest möge vollkommen gebessert werden und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammte, gottlose,

praedestinatische Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blute abwaschen." Der Prinz war von diesem Briefe, wie der Geheime Rath von Wolden, der Hofmarschall, an Grumbkow 3. Mai 1731 schreibt, aufs Innigste gerührt, Wolden sah ihn als „das letzte Zeugniß des gerechten Zorns S. Maj." an. Unterm 25. Mai erhielt Wolden ein Schreiben des Königs, darin er ihn anwies, „seinem Sohne zu sagen, daß er bedenken solle, was er gethan habe und an Gott denken. Er sollte sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen, denn, schreibt der König, wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tod schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun, das französische und englische Wesen aus dem Kopfe schlagen und nichts als Preußisch, seinem Herrn Vater getreu sein und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen ꝛc. Er sollte auch wissen, daß seine ältere Schwester sich verheirathen würde ꝛc. und wofern ich es à propos finde, sollte er auch heirathen und zwar eine Prinzessin, die nicht aus dem englischen Haus, doch sollte er von etlichen alsdann die Wahl haben, welches Ihr ihm sagen könnet." Friedrich entschloß sich, seinen Frieden mit Grumbkow zu machen, um dadurch seinem Vater wieder nahe zu kommen. Dieser sah an seinem Geburtstag 15. Aug. 1731 seinen Sohn in Grumbkow's und Derschau's Begleitung auf der Rückkehr von einer Reise nach

Preußen. Der König ließ den Prinzen ins Gouvernementshaus zu Cüstrin, wo er abgetreten war, holen, dieser fiel ihm zu Füßen. Der Vater sagte ihm damals: „Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch sechzig und siebzig Jahr alt wärest, so solltest Du mich nichts vorschreiben. Da ich mich bis dato gegen Jedermann soutenirt, so wird es mir an Mitteln nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen.“ Als der König noch an demselben Tage wieder fortfuhr, küßte ihm der Prinz in Gegenwart vieler hundert Menschen die Füße, worauf ihn dieser umarmte.

In der Instruction, die der Geheime Rath von Wolden darauf aus Potsdam 21. Aug. 1731 vom König erhielt, wurde folgendes vorgeschrieben:

„Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich dreimal auf die Kriegs- und Domainen-Kammer gehen; der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und zu fahren, zu dem Ende S. K. M. ihm Pferde und Wagen schicken werden. Der pp. von Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust machen, die permittirel ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingehet, reitet oder fährt, einer von Sie drei bei Ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit Niemanden allein sprechen kann, und derjenige soll sodann davor responsable sein, daß er bei keine Mädgen oder Frauens-Mensche kommt und soll derselbe auch jeder-

zeit bei ihm schlafen. Der Kronprinz soll mit keinem correspondiren, als mit des Königs und der Königin Majestäten, an welche Er schreiben kann, ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonst wird dem Kronprinzen permittiret, alle Mahlzeiten zwei Gäste zu bitten, wehm Er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaste zu gehen; Es muß aber der pp. von Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen ist, sondern lauter Mannspersonen; französische Bücher, auch deutsche weltliche Bücher und Musik bleibet so scharf verboten, wie jemals gewesen; ingleichen Spielen und Tanzen und soll bei Leib und Leben von alle Dehm, so hierin verboten, nichts statuiret werden, und soll der pp. von Wolden den Kronprinz jederzeit auf solide Sachen führen 2c."

„Der Kronprinz soll auch bereisen die Aemter Quartschen, Himmelstädt, Carzig, Mossin, Lebus, Gollow und Wollup, weiter aber nicht. Es soll aber bei Sr. K. M. jederzeit um permission angehalten und geschrieben werden, wo der Kronprinz hingehen will; und soll von der Kammer jederzeit einer mit ihm gehen, der ihm von der Wirthschaft den nöthigen Unterricht geben kann und da er jetzt die Theorie nun gelernt, so soll der Kronprinz nunmehro sich bemühen, die Wirthschaft practisch zu erlernen, zu dem Ende ihm alles gesagt werden muß, wie die Wirthschaft geführet wird, wie gepflüget, gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden muß, dabei zugleich der Unterschied von der guten und

schlechten Wirthschaft und Bestellung gezeiget werden muß und daß er solches selbst kennen und beurtheilen lerne; wie ihm denn auch von der Viehzucht und Brauwesen aller nöthige Unterricht zu geben und zugleich zu zeigen, wie das Brauwesen muß tractiret, gemeischet, das Bier gestellet, gefaßt und überall dabei verfahren, auch das Malz zubereitet werden und beschaffen sein muß, wenn es gut ist. Es soll auch auf solche Weise bei Bereisung der Aemter fleißig mit ihm von allem raisonniret und gezeiget werden, warum dieses oder jenes geschehen, auch ob es nicht könne anders und besser gemachet werden, wie die Pächter es machen, daß sie können die Pachtgelder bezahlen, wie sie alles können zu Geldt machen und was sie vor Verkehr dabei machen müssen. Es soll der pp. von Wolden insonderheit den Kronprinzen dahin anführen, daß er selbst nach allen Sachen fraget und sich selbst von allem gründlich informiret" 2c.

Trotz aller Instuctionen aber, trotz aller Vorkehrungen des Königs, ihn zu beschäftigen und seinen Umgang auf Männer zu beschränken, dauerten doch die Debauchen fort. Friedrich hatte namentlich ein neues Verhältniß mit der schönen und geistvollen Eleonore Luise von Wreech angeknüpft, die seit 1723, damals noch nicht vierzehnjährig, Gemahlin des Obersten Adam Friedrich Wreech war, einer Enkelin des brandenburgischen Generals, nachherigen sächsischen Generalfeldmarschalls von Schöning, Erbin des Schlosses Tamsel bei Cüstrin. Der Oberst von Wreech war ein Sohn des berühmten Generals Joachim

Friedrich unter dem großen Kurfürsten. Er starb vor seinem königlichen Rival, der ihn 1741 mit dem schwarzen Adlerorden decorirte, 1746 als Generallieutenant. Die Wrech zählten zu den reichsten Herren der Monarchie. Der General Graf Adolf Friedrich Schulenburg, der den Prinzen im October 1731 im Hause der Frau von Wrech mit ihr — „qui était dans son beau, un teint de lis et de rose“ — zusammentraf, machte ihm Vorstellungen wegen seines galanten Lebens. Er gab ihm damals die oben mitgetheilte Antwort, daß es sein Vater in der Jugend auch nicht besser gemacht habe, ehrte aber später den General, indem er ihm sogleich nach seinem Regierungsantritt den schwarzen Adlerorden verlieh, den er nicht lange tragen sollte, indem er, wie erwähnt, 1741 bei Mollwitz fiel. Friedrich war mit der schönen Dame, wie Seckendorf an Eugen 23. Febr. 1732 schreibt, „connivendo aller derjenigen, so um ihn sind, in solche debauchen verfallen, daß er sich nicht Zeit gab, eine so wichtige Sache, wie der Vater mit ihm vorhat, zu überlegen.“ Diese wichtige Sache war die Verheirathung Friedrich's. Die Wahl des Königs war, nachdem die englische Heirath sich zerschlagen, auf eine Nichte der Kaiserin Elisabeth, Gemahlin Carl's VI., des letzten Habsburgers, die Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern gefallen. Der König hatte volle Kenntniß von seines Sohnes Verhältniß mit Frau von Wrech. „Il m'a dit en confidence, schreibt Grumbkow an Seckendorf 20. Aug. 1732 (fünf Monate nach der Verlobung), que le P. R. avoit

fait .... à la Wréch, femme d'ùn Colonel, et que le mary disoit ..... qu'il ne le reconnoitrait pas pour .... Cela luy fit plaisir, espérant qu'il en feroit autant à la Bevern." Die den 27. Mai 1732 geborne Tochter der Frau von Wrech heirathete 1752 zu Tamsel den Grafen Stanislaus Gerhard von Dönhoff zu Dönhoffstädt, den Sohn des Stifters des Hauses Dönhoffstädt und Enkel des gemeinschaftlichen Stammvaters Grafen Friedrich. Er starb 1758 und sie heirathete darauf in zweiter Ehe den Geheimen Legationsrath Baron Dodo von Knyphausen. Frau von Wrech starb 1784 in Berlin zwei Jahre vor Friedrich, vierundsiebzig Jahre alt. Ihr Sohn, „der große Wrech" wegen seiner Länge genannt, war Hofmarschall des Prinzen Heinrich; eine zweite Tochter, verwachsen aber gescheit und intriguant, hieß die Fee Carabosse bei Hofe. Ein Enkel der Frau von Wrech ward noch von Friedrich Wilhelm II. 1786 gegraft, mit ihm starb das Geschlecht aus und Schloß Tamsel kam an die Grafen Dönhoff.

Ein Vierteljahr nach der obenerwähnten Zusammenkunft des Prinzen mit seinem Vater an seinem Geburtstage zu Cüstrin, am 23. Nov. 1731, ward Friedrich aus seiner Galeere abgeholt und erschien zum erstenmal wieder in Berlin zum Hochzeitsfest seiner geliebten Schwester, der Prinzessin Friederike mit dem Markgrafen von Baireuth, gleichsam um ihn auf seine eigne vorzubereiten. Allein schon diese Hochzeit erschien Friedrichen gar nicht plausibel, er

hatte an den Kammerdirector Hille, der ihm die erste Eröffnung davon gemacht hatte, geäußert: „Voilà ma soeur fiancée à quelque gredin et malheureuse pour toute sa vie.“ Friedrich erschien in Berlin in seinem hechtgrauen Civil-Kleide auf einem den Neuvermählten zu Ehren drei Tage nach der Hochzeit 23. Nov. gegebenen Hofballe. Als er mitten in einem Menuet eintrat, ward er, als er sich durch die Menge der Hofleute drängte, in seinem seltsamen Anzuge kaum erkannt. Er stellte sich hinter den Stuhl der Königin, die beim Spiel saß. Auch hier stand er lange unerkannt, endlich küßte er ihr die Hand. An einem von Seckendorf 30. Nov. gegebenen Gastmahl erhielt er Erlaubniß, wieder in der Uniform des Goltzischen Regiments zu erscheinen. Der König war mit ihm zufrieden, nur befahl er Wolden, „darauf zu sehen, daß der Kronprinz sich den wackelnden Gang abgewöhne und nicht beständig auf den Zehen wippe.“ Bei der Rückkunft nach Cüstrin schrieb Friedrich seinem Vater unterm 8. Dec. 1731: „Ich erkenne die Gnade, die mir mein Allergnädigster Vater gethan, mir wieder zum Offizier zu machen, wie ich soll und muß. Finden Sie eine falsche Ader in mir, die Ihnen nicht gänzlich ergeben, so thun Sie mir in der Welt, was Sie wollen.“

Den Brautwerber für den preußischen Kronprinzen ließ der preußische König den östreichischen Gesandten Seckendorf machen. „Dem Kronprinzen, schrieb dieser 19. Juni 1731 an Eugen, habe drei Prinzessinnen zur Heirath vorschlagen lassen: die

Gothaische, Eisenach'sche und Bevernsche. Er ist resolvirt zu heirathen, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche à condition qu'elle n'étoit pas ni sotte, ni dégoutante, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte. Uebrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen „il étoit musicien, moraliste, Physicien, Méchanicien. Il ne sera ni général ni guerrier, ne se voulant mêler d'aucun détail de ses affaires, rendre son peuple heureux et choisir des bons ministres et les laisser faire."

Mit einem merkwürdigen Briefe d. d. Potsdam, 4. Februar 1732, setzte Friedrich Wilhelm seinen Sohn von seinen väterlichen Absichten hinsichtlich der Heirath persönlich in Kenntniß:

„Mein lieber Sohn Fritz,

„Es freuet Mir sehre, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein lieber Sohn, daß, wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee, als

auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education haben. Da hat sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. Ich habe das Haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur und das Gouvernementshaus (das jetzige Königs-Palais) werde lassen zurecht bauen und Alles meubliren und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön, Ihr sollt keinen Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann, indessen werde sehen, Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles und comportable so wohl mit Euch als mit den Schwiegereltern, Gott gebe seinen Segen dazu und segne Euch und Eure Nachfolgers und erhalte Dich als einen guten Christ und habet Gott allemal für die Augen und glaubet nicht die verdammliche Particular-

Glauben und seid gehorsam und getreu, so wird es Dich hier zeitlich und dort ewiglich gut gehen und wer das von Herzen wünschet, der spreche Amen. Dein getreuer Vater bis in den Tod.

Friedrich Wilhelm."

„Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen. Adieu. Gott sei mit Euch."

Auf diesen treuväterlichen Brief wendet sich der Kronprinz an Grumbkow, den preußischen Minister im österreichischen Solde. Er schreibt ihm unterm 11. Februar 1732: „Je ferai tout ce qui sera en mon pouvoir. Mais cependant, en faisant mes conventions avec le Duc de Béveru, que le corpus delicti, soit élevé chez la grande mère.*) Car j'aime mieux être cocu, ou à servir sur la fontange altière de ma future que d'avoir une bête, qui me fera enrager par des sottises et que j'aurais honte de produire. Je vous pris de travaillur à cette affaire. Car quand on hait tant, que je le fais les héroïnes des romans, alors on craint les vertus farouches et j'aimerais mieux la plus grande p — — — de Berlin, qu'une dévote, qui aura une demi-douzaine de cagots à ses mines etc. Monsieur, encore une fois, que l'on fasse apprendre

*) Der Herzogin von Blankenburg, einer gebornen von Oettingen, einer renommirten galanten Dame.

Digitized by Google

à cette Princesse l'école des maris et des femmes par coeur, cela lui vaudra mieux que le vrai Christianisme de feu Jean Arndt. Si encore elle voulait danser sur un pied, apprendre la musique NB. et devenir plutôt plus libre que trop vertueuse, ah! alors mon cher général, alors je me sentirais du penchant pour elle, et un Eternel ayant épousé une Eternelle, le couple serait accordant, mais si elle est stupide, naturellement je rénonce à Elle et au diable. Tout dépendra d'elle et j'aimerais mieux épouser Mlle. Jette (Hille's Tochter?) sans avantage et sans ayeuls, que d'avoir une sotte princesse pour compagne. L'on dit qu'elle a une soeur, qui du moins a le sens commun; pourquoi prendre l'ainée, la seconde vaut autant qu'elle et peut-être plus, sapienti sat. Il y a aussi la Princesse Marie d'Eisenach qui serait tout à fait mon fait et dont je voudrais bien tâter etc. Si vous me déguisez vos pensées, alors je ne vous prendrais pas pour mon ami, car la fausseté marque une grande haine pour ceux envers qui on la met en usage. Je vous prie de rester toute ma vie sur le pièd oû vous êtes et de dire un chat un chat et Rollet est un fripon. Il ne faut point flatter, car l'esprit humain se flatte assez de soi même et chacun a besoin d'un habile censeur qui soit fidèle et sache vous convaincre de votre tort ou de vos irrégularités, non en se ridant le front, mais en badinant. Je croirai être au comble de mes félicités, si

nous pourrions voyager ensemble, si j'y peux contribuer, faites moi, mon chèr Maitre, le plaisir, de me le dire, mais je crains fort, que le Roi ait trop à faire de Vous et qu'il ne puisse se passer de vos conseils.

Friedrich wußte recht gut, daß die Maus unter den Händen „der Katze" verrathen und verkauft sei. Fünf Tage darauf, am 16. Februar 1732 schreibt er wieder dem falschen Manne, den er schonen mußte, weil das Herz seines Vaters in seiner Hand war und doch nicht schonte, weil er seines eignen empörten Herzens nicht mächtig werden konnte: Mon très cher général! Je vous en croirais sur tout au monde hormis sur le sujet des femmes, quoique je sache bien que vous les avez frequentées jadis, je vois néanmoins qu'une personne pour l'autre est plus heureuse, préférablement avec cette marchandise; pour ce qui regarde le reste, je persiste ferme dans mon sentiment et il faudrait être grand philosophe pour me prouver qu'une femme coquette n'a pas beaucoup d'avance envers une dévote." Und drei Tage darauf, 19. Februar 1732 schreibt er ihm nochmals, aber in einem ganz andern Tone, der den ganzen Jammer seines Herzens erkennen läßt: „Pour l'amour de Dieu que l'on détrompe le Roi sur son sujet et qu'il se resouvienne bien que les sottes pour l'ordinaire sont les plus laides. Aussi il y a quelques mois qu'il ecrivit une lettre à Wolden, où du moins il voulut me donner le choix de

quelques princesses, je n'espère qu'il se donnera le démenti etc. il n'est ni espoir du bien, ni raison, ni fortune qui puisse me faire changer de sentiment, et malheureux pour malheureux, cela est égal que le Roi pense seulement, qu'il ne se marie pas pour lui et que c'est pour moi etc. En bon chrétien qu'il réfléchisse, si cela est bien fait de vouloir forcer les gens, de causer des divorces et d'être l'auteur de tous les péchés qu'un marriage mal-assorti nous fait commettre. Je suis déterminé plutôt à tout au monde, et puisque les choses sont ainsi, vous pouvez faire savoir d'une certaine façon au Duc, arrive, ce qui peut, que je ne la prendrai jamais. J'ai été malheureux toute ma vie, et je crois que c'est mon destin de le rester, il faut se patienter et prendre le temps comme il vient, peut-être qu'une fortune si soubite qui suivra tous les chagrins, dont j'ai fait profession, depuis que je suis au monde, m'aurait enorgueilli. Enfin, arrive ce qui veut, je n'ai rien à me reprocher, jai assez subi pour un crime d'égarement et ne veux pas m'engager à étendre mes chagrins jusqu'au temps futur, j'ai encore des ressources et un coup de pistolet peut me délivrer de mes chagrins et de ma vie, je crois que le bon Dieu ne me damnerait pas pour cela et ayant pitié de moi en échange d'une vie miserable, m'accordera le salut. Voilà ce que le désespoir peut faire penser à une jeune personne, dont le

sang n'est pas si rassi que celui d'un septuagénaire etc. S'il y a des honnêtes gens dans le monde, ils doivent penser à me sauver d'un pas des plus périlleux où jamais j'aie été. Mon Dieu, le Roi n'a-t-il pas encore assez vu, ce que c'est qu'un mariage mal assorti, ma soeur d'Anspac et Mr. son mari qui se haissent comme le feu, il en a mille chagrins tous les jours" etc.

Ehe dieser letztere Brief in Grumbkow's Hände gelangte, war die Sache bereits in Potsdam entschieden worden. Friedrich hatte einen Brief an seinen Vater abgehen lassen, worin er sich ohne Rückhalt und Einschränkung gehorsamen zu wollen, erklärte. Den Brief hatte der König dem Herzog von Bevern, der unterdeß mit seiner Gemahlin und Tochter in Potsdam eingetroffen war, gezeigt, und man hatte die Angelegenheit als abgemacht angesehen. „Je n'ai jamais vu le Roi si content", schreibt Grumbkow unterm 20. Februar 1732 an den Kronprinzen. „Nous allâmes l'après-midi à la maison hollandaise du parc où la Reine donna le Café, il n'y avait que la Reine, la Duchesse, la Princesse Charlotte et la Princesse de Bevern, et j'avoue qu'elle a changée beaucoup à son avantage et que plus qu'on la voit, plus qu'on s'y accoutume et plus qu'on la trouve jolie et une couche de la grand-mère et si l'embonpoint vient et la gorge, qui se montre déjà, alors elle sera appétissante."

Ende Februar fand das erste Zusammentreffen des Kronprinzen mit der Prinzessin statt. „Ihr waren," schreibt Seckendorf den 23. Februar, „die rothen Flecken von den Blattern, die sie gehabt, noch nicht vergangen." Nichts desto weniger fügte sich Friedrich in das Unvermeidliche. Am 29. Februar ward er zum Obersten des von der Goltzischen Infanterie-Regiments wieder ernannt. Dieses Regiment hatte auf der Uniform Gold, Friedrich bat um Silber. Das Gesuch ward bewilligt und hierauf fand die drollige Scene auf der Wiese bei Ruppin mit dem Umtausch der neuen Uniformen gegen die alten statt. Die Offiziere fanden einen brennenden Holzstoß, es wurden ihnen Erfrischungen gereicht. Als Alles guten Humors war, begann Friedrich: „Nun, meine Herren, da wir hier alle versammelt sind, so dächte ich, wir erzeigten der Goltzischen Uniform die letzte Ehre." Dabei zog er Rock und Weste aus und warf sie in's Feuer. Die Offiziere thaten desgleichen. Nun schnitt aber der Prinz mit einem Federmesser das Oberzeug der Beinkleider auf und warf es ebenfalls in's Feuer. Lange zögerten — viele aus Grund — die Offiziere, endlich brach alles in lautes Gelächter aus; darauf wurden die neuen Uniformen herbeigebracht und vertheilt. Am 10. März war die Verlobung. Friedrich hatte eingewilligt in der einzigen Perspective, mehr Freiheit zu bekommen. Er hatte seinen Entschluß gefaßt: „je me marierai, mais après, voilà qui est fait et bon jour Madame et bon chemin. Vive la liberté." Er hatte zu Grumbkow geäußert, als dieser

ihn fragte, „wie es mit seiner amour stände“: „Je n'ai aucune aversion pour la Princesse, c'est un bon coeur, je ne luy veux aucun mal, mais je ne la pourrai jamais aimer.“ Der gute Christ Grumbkow hatte ihm noch am 27. Februar, ehe er nach Berlin kam, geschrieben: „Monseigneur, vous pouvez avoir tout l'esprit du monde, mais vous ne raisonnez pas en homme de bien et en chrétien, et hors de cela point de salut. V. Altesse veut que je me tourne dans des affaires, qui me pourraient coûter ma tête. Non Monseigueur, la chemise m'est plus près que le just au corps. Je ne suis pas obligé à me perdre et ma pauvre famille. Je me souviendrai toujours, ce que le Roi m'a dit à Wusterhausen, qnand V. Alt. était dans le chateau de Custrin et quand je voulais prendre son parti. „Mein Grumbkow denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände kommt.“ J'ai frémi à ses paroles et le Roi me les répéta deux fois, et cela est vrai ou je ne veux jamais voir la face de Dieu ni avoir part au mérite de notre Seigneur. Salomon dit: „Ein verständiger Mann siehet das Unglück und verbirget sich, aber ein Narr geht blindlings durch.“ Et je crois qu'après avoir passé cinquantetrois ans, le rôle du deruier ne me conviendrait pas. Je souhaite à V. Alt. beaucoup de joye et de prier Dieu, qu'il la conduise par

son esprit etc. il faut que nous soyons conduits par la crainte de Dieu."

Wie die deutschen Worte in diesem Briefe des guten Christen hatten wirken sollen, beweist ein Brief des Prinzen Eugen an Seckendorf d. d. Wien 16. April 1732: „Ew. Exc. habe ich aus Ihro Kais. Maj. allerhöchstem Befehl annoch beizufügen, daß, wie Ew. Exc. gar wohl selbsten begreifen, daß das scharfe Schreiben, so Grumbkow wegen der Prinzessin von Bevern, bevor noch der Kronprinz in Berlin angekommen, an selben abgelassen, nicht nur gegen Grumbkow selbst, als sonsten mehr ander Wege Ew. Exc. gefährliche Wirkung mit der Zeit nach sich ziehen dürfte, dieselbe dem Grumbkow ernstlich zureden, damit er auf alle mögliche Weise suche, das Schreiben in originali wieder zurück zu bekommen, widrigenfalls man aus denen darin enthaltenen deutschen Worten über Kurz oder Lang Anlaß nehmen könnte, nach des Königs Tode vorzuwenden, der Kronprinz habe gezwungener Weise und ob metum mortis in die Heirath gewilligt, nachdem zuförderst Ew. Exc. nicht unbekannt sein wird, daß es Leute an dasigem Hofe gäbe, daß auch nach erzeugten Kindern die Ehe wäre getrennt worden und ist Ew. Exc. nicht minder bekannt, auf was Weise sich der Kronprinz nach gewechselten Ringen herausgelassen. Sehr gut ist es sonsten, daß Ew. Exc. versichert zu sein vermeinen, daß England kein Ihriges vorzeigen könne, oder etwas in Händen habe, wodurch man Sie überzeugen könne, daß Ew. Exc. der Stifter der

Bevern'schen Heirath gewesen, folglich man den Robinson (englischen Gesandten in Wien) so klärer in Sachen wird sprechen können, allein ist in alle Weise behutsam mit denen Briefen umzugehen, besonders mit denen, die über die hannöverschen und kursächsischen Poststationen laufen."

Darauf schreibt Seckendorf an Eugen unterm 2. Mai 1732: „Wegen des von Grumbkow an den Kronprinzen erlassenen Schreibens dient Ew. Hochfürstl. Durchl. zur Nachricht, daß er die Originalien alle verbrennt und der Kronprinz nie eines behalte, hingegen aus des Grumbkow an mich gemachten Relation erhellt, wie wegen der Heirath dem Kronprinzen noch ein beständiger Haß beiwohnt, doch denke, es soll sich mit der Zeit alles geben, wenn nur die Vollziehung erst erfolgt; obwohl des Kronprinzen große Falschheit sattsam daraus erhellt, daß er in so obligeanten terminis an Grumbkow schreibt und so vertraulich mit ihm umgeht." Von dieser Vertraulichkeit giebt volle Bestätigung die funfzig Briefe umfassende Correspondenz, die Förster im dritten Bande seiner Geschichte Friedrich Wilhelm's I. aus den Seckendorf'schen Papieren mitgetheilt hat, die ihm in Meuselwitz, dem Familiengute des Feldmarschalls, durch den herzoglich sächsischen Präsidenten Freiherrn von Seckendorf zur Benutzung überlassen wurden. Die Correspondenz umfaßt die Zeit vom 11. Februar 1732 bis 18. October 1733: Friedrich betitelt darin den falschen Mann, den er recht wohl durchblickt, mit den Titeln: „mon très cher ami, très cher et très

généreux Cassubien," aber er schraubt ihn fortwährend. Zu Michaelis 1732 schickt er ihm den Schlüssel zum Räthsel. „La clef, à quoi vous pouvez connaître, quand c'est vrai et point de complimens, alors ce que je dis paroit naturel et est écrit sans contrainte, mais quand c'est cérémonie, alors je fais un grand galimathias et des complimens, selon les modèles ordinaires, je sais que vous êtes un peu soupçonneux c'est pourquoi je vous préviens et je vous prie de croire, que quand je vous prie de croire, que quand je vous dis, que je vous aime de tout mon coeur, que c'est bien sincèrement, avec bien de l'éstime, étant votre parfait content et fidèle ami et serviteur." Ein andresmal, zu Weihnacht 1732, schreibt er ihm: „Adieu, mon très cher ami, je suis à vous (comme le Pape au Diable) avec toute l'estime imaginable etc." Beim Michaelisbrief ließ Grumbkow tout de bon sich dupiren, er schickte ihn den 4. October an Seckendorf mit den Worten: „Vous verrez cy-joint deux lettres du Prince Royal, la dernière est très spirituelle."

Nach der Verlobung Friedrich's mit der braunschweigischen Prinzessin, 10. März 1732, ward ihm Ruppin ohnfern Wusterhausen zum Aufenthalt angewiesen. Das Jahr, das er hier bis zu seiner Vermählung — die erst den 12. Juni 1733 vollzogen wurde — verlebte, ward für die Entwicklung seines inneren Menschen das allerwichtigste seines Lebens. Man kann diese Entwicklung eben an der angeführten

Correspondenz mit Grumbkow verfolgen, die für das psychologische Interesse unschätzbar ist. Man erkennt mit Staunen, wie des großen Mannes Geist und Charakter zur Reife sich emporhoben. Er hat es mit einem Manne zu thun, von dem er weiß, daß er grundfalsch ist, und herzlos, wie nur irgend jemand es sein kann. Er zwingt aber dem Heuchler mit der Ueberlegenheit seines Genies Achtung ab. Er ist rücksichtslos aufrichtig gegen ihn. Er läßt ihm wohl merken, daß er ihn durchblickt, aber er läßt ihm Luft, daß er sich so im Sattel richten kann, daß er, Friedrich, ihn im guten Lichte erblicken könne. Er spornt ihn selbst dazu an, sich vor ihm in diesem guten Lichte zu zeigen. Der ganze Ton, den er mit Grumbkow einschlägt, der ihn immer in Zweifel läßt, ob er es ernstlich mit ihm meine oder ob er ihn nur raillire, ist ganz darauf berechnet, ihn so zu stellen, daß er ihm Schande halber den Respect geben muß, der dem Kronprinzen gebührt, in dem der Vater nur einen Unterthanen und mit des Günstlings voller Uebereinstimmung erblickt. Friedrich's Haltung in allen seinen Briefen an Grumbkow, trotz seiner vom Vater und dem den Vater beherrschenden Günstling ganz abhängigen Lage ist ganz die, die er sich selbst schuldig ist, er vergiebt dem Kronprinzen nichts. Aber er hat seine delicate Stellung nach allen Seiten hin begriffen, er fügt sich in sie, und er zeigt Grumbkow fortwährend, daß er sich in sie füge und zwar mit dem vollen Bewußtsein, nicht aus äußerem Zwang, aus freiem, innerem Entschlusse. Er, der aufbrausende

Jüngling, von dem der Vater sich immer „eines neuen Streiches" versehen zu müssen bisher geglaubt hat, er, der Heißblütige, der noch selbst kurz vorher Grumbkow geschrieben hat, daß er mit einem Pistolenschusse seinem armseligen Leben ein Ende machen werde, ist mit Einemmale ein Mann geworden, der sich zu fassen gelernt hat, der die volle Besonnenheit und die volle Selbstbeherrschung zeigt. Auch von dieser Seite, der Seite der Charakterfestigkeit, dringt er Grumbkow Anerkennung ab.

Ueber sein Leben in Ruppin giebt Friedrich selbst in einem Briefe vom 11. Sept. 1732 Rechenschaft an Grumbkow. „Nous sommes, schreibt er, ici dans une paix profonde et je ne souhaiterais de n'être toute ma vie ni plus heureux ni moins, je me contentrais volontiers de mon sort etc. Je n'estimerais pas les sottises dans lesquelles le monde fait consister sa vanité, et quel tort n'a-t-on pas de ne se point contenter d'un juste-milieu, qui est à mon avis l'état le plus heureux, car le trop de grandeur est à charge et fatigue infiniment, et l'indigence rabaisse trop une certaine noblesse, qui se trouve ordinairement pour base de nos caractères. Mais je m'estime heureux dans la situation où le ciel m'a bien voulu mettre, je trouve que j'ai plus que je ne mérite et je fais consister mon plus grand bonheur dans la connaissance que j'en ai. Néanmoins je n'oublie pas mes bons amis qui contribuent à m'assurer ma sécurité et je vous prie par conséquent de faire bien mes assurances

d'amitié au Comte de Seckendorf tout avant qu'il est, je suis fortement persuadé qu'il n'oublie pas ses amis. J'espère bien, que s'il va en Danemarc entre ci et Hambourg, il me fera le plaisir de vouloir bien prendre un repas chez moi, tout ce que j'ai de delicieux sera servi en abondance et je n'épargnerai ni perdrix ni chevreuil et le champagne rouge coulera; enfin je ferai tous mes efforts, pour bien reçevoir un bon ami, et le meilleur plat que je lui pourrai présenter sera la bonne volonté de l'hôte. Je suis persuadé qu'il s'en contentera et j'espère qu'il en sera persuadé. Je ne bouge quasi pas de chez moi, je me divertis avec les morts, et ma conversation muette m'est plus utile que toute celle que je puisse avoir avec les vivants; ensuite je me récrée par la musique et tantôt j'ai recours à la douce lyre, dont Apollon daigne m'inspirer, mais plus discret en ma verve, je retiens le tout pour moi et j'offre les productions d'Apollon à Vulcain qui les résout. Telle est ma vie et les occupations qui me la diversifient."

Zwischen diese ernsthaften Beschäftigungen fielen aber auch eine Menge lustige Streiche, die Friedrich mit dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, Kayserling, Buddenbrock, Gröben und andern jungen Offizieren seines Ruppiner Regiments verübte. Unter derselben figurirte besonders das Fenstereinwerfen und mit Schwärmern Aengstigen unterschiedlicher Pastoren und die Fensterattentate bei der schönen Glaserstochter

in Ruppin, die von dem mütterlichen Eifer, wenn der Prinz den Kopf in's Fenster steckte und einzusteigen Miene machte, jedesmal mit den derbsten Correctionen zurückgewiesen wurden. Nach dem siebenjährigen Kriege machte sich diese resolute Frau eigends auf den Weg nach Potsdam, „blos um ihren gnädigsten König zu sehen," der sich jetzt ihr sehr interessant gemacht hatte; der König empfing sie mit den Worten: „Nun Mutter, seid Ihr immer noch so böse, wie sonst?" Er wollte sie beschenken, sie ließ sich aber nichts aufdringen.

25. Sept. schreibt Friedrich: „Jaime le monde néanmoins et j'avoue que le tempérament vif, que la nature m'a donné, me porte avec impétuosité vers tous les plaisirs, dont la jeunesse est folle; néanmoins le malheur m'a appris à mitiger cette fougue, et quoique je suis bien loin d'être maître de moi-même, ni d'abjurer le monde comme font les quiétistes, néanmoins j'ai appris à raisonner juste, et j'espère qu'avec le temps je serai en état de suivre les préceptes que la raison me dicte. Vous me ferez en attendant toujours un grand plaisir de me montrer le bon chemin et vous verrez que je ne suis pas ingrat, me sentant déjà avec une vive reconnaissance et une parfaite estime" etc.

Zwischen diesen französischen Brief und den vorhergehenden fällt ein deutscher Brief Friedrich's an seinen Vater vom 19. September, den ich des Contrastes wegen einschalte: er ist ganz östlich gehalten und

bespricht auch ganz gemüthlich eine östliche Sache, den Menschenfang.

„Allergnädigster König und Vater,

„Ich habe die Gnade gehabt aus meines allergnädigsten Vaters Schreiben in aller Unterthänigkeit zu sehen, daß mein allergnädigster Vater zu wissen verlangt, in was vor einem Dorfe sich der Schäfer aufhielt, da ich meinen allergnädigsten Vater von geschrieben, so heißet dieses Dorf Bressegarren und ist unter einem Schwerin'schen Amt" (in Mecklenburg), „der Amtmann aber ist des Kriegsrath Cramer sein Schwager und könnte es wohl angehen, daß ihn selbiger uns in die Hände spielet, dieweil der Kerl dann und wann hier drei Meilen von der Grenze seine Schafe hüten geht und sich des Nachts bei seiner Heerde aufhält, sechs Wochen oder zwei Monat Zeit müßte man wohl haben, alsdann die Sache gewiß angehen kann, ich erwarte hierauf in aller Unterthänigkeit meines allergnädigsten Vaters gnädigste Ordre und verbleibe ꝛc."

Der König resolvirte eigenhändig auf diesen Brief:

Decr. an den Kriegsrath Cramer, „sein Schwager wäre da unten, soll suchen, den Kerl habhaft zu werden, wenn es nicht anders wäre, soll suchen, ihn an der Grenze zu kriegen und stillschweigend ohne Lärm wegnehmen lassen."

23. Oct. schreibt Friedrich weiter an Grumbkow: „Dieu sait que je suis si retiré à présent que l'on

peut être; je m'applique aux affaires du Régiment, beaucoup d'éxercices, ensuite les commissions économiques que le Roi m'a données m'occupent; après le temps du manger, après la parole, ensuite, si je ne vais pas voir quelque village, je me divertis à lire ou à la musique. Vers les sept heures je vais dans la compagnie des officiers, qui s'assemblent, ou après des capitains, ou après de Bodenbrug, ou après des autres. Je joue avec eux. A huit heures je mange; à neuf heures je me retire, et voilà comme se passe régulièrement un jour comme l'autre, hormis quand la poste d'Hambourg vient (von Hamburg kamen die Austern, Hummern ꝛc.), alors j'ai uue compagnie de trois ou quatres personnes dans ma chambre, et nous soupons seuls, parceque ma dépense ne s'étend pas à rassassier dix personnes de denrées si chères. Tout le divertissement que j'ai, est de me promener sur l'eau ou bien de jetter qnelques fusées dans un jardin qui est devant la ville. Voilà tout au monde qui se fait, et je ne vois pas, comme dans un endroit sédentaire, comme celui ci, l'on peut passer son temps autrement. Je souhaiterais pourtant de tout mon coeur de pouvoir détromper le Roi sur tout cela. Selon moi, il n'y a rien de si innocent que cela et je ne vois pas, comment je pourrais être plus retiré. Entre nous soit dit, l'on a mis en tête à la reine, que j'étais débauché à tout excès et il parait qu'elle le croit. Je ne sais d'où vient que tout

le monde parle de moi sur cela, car à dire vrai on a de la chair, et je ne nie point, que quelquefois elle soit faible, mais pour quelque petit péché l'on est réputé pour le plus grand débauché de la terre. Je ne connais point qui ne fasse pas tant et il y en a tant qui font pis, que je ne sais d'où cela vient, que personne ne parle d'eux. J'avoue que cela me chagrine beaucoup et que si je pouvais, je serais bien faché contre les pendards qui vont sémer de telles nouvelles, quoique pourtant tout se passe sous main. Vous voyez mon cher ami que je suis fort sincère, car je vous dis tout comme je le pense et comme cela est, sans vous déguiser rien. Je sais que vous avez compassion pour mes faiblesses et que vous savez bien (ou du moins que vous espérez) que le temps me rendra sage. Je fais tout mon possible pour le devenir, mais je ne crois pas, que Caton fut Caton comme il était jeune. Conservez moi en attendant, je vous en prie instamment, mon très cher et généreux ami votre precieuse amitié et votre assistance. Continuez à me tirer de mes peines, comme vous avez commencé si dignement et comptez sur toute l'estime et la reconnaissance, qu'un honnête homme vous doit l'ayant tiré de tant de difficultés."

Das Capitel von der Dankbarkeit ward besonders in einem Briefe vom 24. Dec. 1732 abgehandelt: „J'espère, schreibt Friedrich da, que je ne sois pas prédestiné à causes du chagrin à mes bons mais,

malheureux de ne pouvoir payer tous leurs soins que par mes bonnes intentions. Mais je sais que l'effort des ames généreuses est d'obliger sans attendre le moindre retour. Néanmoins je n'oublierai jamais qu'un honnète homme doit être reconnaissant envers ceux qui l'ont servi, aussi perdrais-je plutôt la vie que de ne vous pas témoigner un jour, que je sens que ce devoir me regarde à votre égard et je vous assure, que je n'aurai point de repos, qu'après vous avoir témoigné par des effets, comme je suis avec une parfaite amitié" etc. 19. Jan. 1733 versichert er ihm „sur son honneur, de reconnaître bien les obligations qu'il lui doit, envers ses enfants."

Der König, der seinen Sohn für falsch hielt, der immer noch glaubte, er werde ihm „wieder einen Streich machen," benutzte die Correspondenz mit Grumbkow, offenbar um ihn aushorchen zu lassen. Meisterhaft behauptet sich Friedrich diesen Manoeuvres gegenüber. Er bleibt immer resignirt und gelassen. Er schreibt Grumbkow unterm 22. Dec. 1732: „Pour ce qui regarde le Roi, je me sens la conscience fort nette envers lui et Dieu est mon témoin que je n'ai d'autre but dans le monde que de lui plaire et de me divertir." Und 21. Jan. schreibt er: „Je sais toujours que je suis en bonnes mains, qu'and l'on vous parle sur mon sujet et je ne souhaite jamais de tomber dans de plus mauvaises. Pour ce que le Roi dit, que l'on verrait mon caractère, quand je serais marié, je

n'y comprends rien, car on le peut voir à présent et rien ne me fait plus changer, pourvu qu'il me croit honnête homme. Je suis content et j'espère soutenir ce caractère jusqu'à ma mort. J'en connais les difficultés, mais la religion et la raison les savent vaincre. Enfin, mon cher ami, je me mets au dessus de l'opinion du monde et je prefère la realité de l'honnête homme à l'idée ou à la présomption de la multitude et pour mon caractère changeant et enclin aux plaisirs, il me porte plutôt, à être honnête homme qu'un tempérament atrabilaire."

Der König hatte seinem Sohne das Gouvernementhaus, das ehemals Schomberg'sche Palais in Berlin angeboten, Friedrich nahm es an, wohnte aber nicht darin. Er erkannte, daß die Entfernung vom König für ihr beiderseitiges Wohlbehagen weit vortheilhafter sein werde, übrigens hielt er sich fern von aller Politik und ließ dem König fleißig zu Ohren kommen, daß er mit seinem Regiment sich zu thun mache, damit er bei der Revue finden möge, daß wie der König sich ausgedrückt hatte „sein Regiment kein Sallat-Regiment wäre." Er schreibt unterm 21. April 1733 an Grumbkow: „Je me trouverais fort heureux si le souverain ne fit jamais mention de moi qu'à propos des boudins et des fromages, car connaissant la vicissitude du monde, je connais les changements des jugements que l'on fait, ainsi moins que l'on pense et que l'on parle de moi et plus que cela m'est agréable etc. Grace à Dieu je n'ai plus rien à démêler avec le tripotage

politique. Je viens de l'exercice, j'exerce, j'exercerai." 24. April spricht er den ganzen Umfang seiner bescheidenen Wünsche aus: „Pour mon plan futur j'espère de l'exécuter et suis dans la joie de mon coeur, de voir que vous le goûtez. Je ne vois point d'autre salut pour moi et quoique je ne doute point d'être entouré d'observateurs, je les crains pourtant moins ici qu'à Berlin; car, au lieu de dix que j'aurais ici, j'en trouve mille à Berlin, dont le jargon accoutumé à ce manége, sait répandre un fiel malaisé sur toute chose. Enfin, cher Cassubien, je crois que dans ce monde il faut faire vie qui dure et se mettre dans une situation où l'on puisse se maintenir long temps; car je connais assez l'esprit du maître où ma faveur est fort sujette aux changements; ainsi pour me mettre dans un heureux oubli, l'absence et le régiment est la situation la plus convenable."

Friedrich hatte aus der Noth eine Tugend gemacht. „J'enrage de devenir un bon mari, mais je fais de nécessité vertu." Zu diesem Entschlusse war er schon am 4. Sept. 1732 gekommen. Seine völlige Resignation sprach er in einem Briefe vom 4. Mai 1733 einen Monat vor seiner Hochzeit aus: „Je ne crois pas d'avoir manqué de confiance au Souverain, car quoique je ne la croie pas fort sincère sur mon chapitre, je vais mon grand chemin, sans me défier de lui, puisque je n'ai rien à me reprocher, puisque la triste expérience

m'a fait voir dans le monde, que la meilleure politique que je pourrais avoir était de laisser aller toutes choses, comme il plait à Dieu de les diriger et au Roi de les mettre en exécution et de ne penser à autre chose qu'au plaisir. De quoi devrais-je donc faire confidence au Roi? Je me distrais, par raison, l'esprit de toutes les affaires et j'en suis si bien venu à bout, qu'en honneur je puis vous assurer, que je vis comme si le Roi était immortel et je veux mourir sur l'heure, si me suis formé un plan après sa mort."

Das Stärkste, was der östreichische Hof, der die Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin so angelegentlich betrieben hatte, dem preußischen anmuthete, war, daß sie wieder rückgängig gemacht werden sollte. Der König war mit dem Kronprinzen, der Königin und dem Gefolge am 10. Juni 1733 in Salzdahlum eingetroffen, auf den 12. Juni war die Hochzeit anberaumt. Am 11. Juni früh erhielt Seckendorf, der den König begleitet hatte, noch eine Depesche vom Prinzen Eugen mit der bestimmtesten Ordre, noch die englische Heirath in Vorschlag zu bringen: das Wiener und Londoner Cabinet hatten sich völlig ausgesöhnt und so arrangirt. Seckendorf traf den König neun Uhr früh noch im Bette, brachte mit erdenklichster Vor- und Um- und Rücksicht seine Proposition an, erhielt aber von ihm folgenden Bescheid: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte;

hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro Kaiſ. Maj. nicht gethan, ohnerachtet wider dero, auch wider mein Interesse, daß mein ältester Sohn sollte an eine englische Prinzessin vermählt sein, aber nun, da ich mit der Königin schon hier und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine englische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einem wankelmüthigen Menschen ansehn zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist."

Die Hochzeit ward 12. Juni 1733 auf dem Lustschlosse Salzdahlum bei Wolfenbüttel gefeiert. Die Markgräfin von Baireuth schildert ihre neue Schwägerin in ihren Memoiren mit folgenden Worten: „Die Kronprinzessin ist groß, aber von schlechter Haltung und Wuchs; sie ist von blendend weißem Teint und diese Weiße ist von den lebhaftesten Farben gehoben; ihre Augen sind von einem blassen Blau und verrathen nicht viel Geist, ihr Mund ist klein, alle ihre Züge sind niedlich, ohne schön zu sein und das gesammte Ganze ihres Gesichts ist so reizend und so kindlich, daß man glauben sollte, dieser Kopf gehöre einem Kinde von zwölf Jahren. Ihre Haare sind blond und natürlich gelockt. Aber alle ihre Schönheiten sind durch schwarze und übelgestaltete Zähne entstellt. Sie hat wenig Anstand, ist im Sprechen sehr unbehülflich, sie kann sich schwer verständlich machen, es ist nöthig zu errathen, was sie sagen will, was sehr in Verlegenheit setzt." — Noch härter beurtheilte sie die Königin Mutter, die ihrer

Schwiegertochter sehr abgeneigt war, weil sie unschuldigerweise ihre Unterhandlungen wegen der englischen Heirath gestört hatte. Sie schrieb über ihre Schwiegertochter an die Markgräfin von Baireuth: „Die Prinzessin ist schön, aber dumm, wie ein Bund Stroh und ohne die geringste Erziehung. Ich weiß nicht wie Ihr Bruder sich mit dem Dummbart vertragen wird.“ Friedrich, ein sehr großer Liebhaber des Tanzes in seinen früheren Jahren, fand hauptsächlich an ihrem Tanz auszustellen; er schrieb einmal: „elle danse comme une oye.“ Seckendorf ließ vor der Hochzeit deßhalb noch einen sehr berühmten Tanzmeister aus Dresden kommen, um einige Monate in Wolfenbüttel das Möglichste zu leisten. Zur Oberhofmeisterin erhielt die Prinzessin Frau von Katsch, über die Seckendorf 16. April 1732 an Eugen schrieb: „Diese Frau ist zu der Function vor andern geschickt und willig. Es ist kein Zweifel, daß sie auch bei dem Kronprinzen vor das kaiserliche Interesse viel Gutes und Heilsames zu stiften im Stande, allein fürchte ich nur, der König und die Bevernsche Herrschaft werden dieser Frau einen nur in hundert Thalern bestehenden Gehalt auswerfen, mit welchem sie ohnmöglich bestehen kann, daher E. Hochfürstl. Durchl. erleuchteten Ermessen überlasse, ob nicht rathsam wäre, dieser vertrauten Frau eine jährliche Pension von 1000 bis 1200 Gulden auszuwirken, damit diese künftige Oberhofmeisterin vollkommen in das kaiserliche allerhöchste Interesse gezogen würde.“

3. Der Hof zu Rheinsberg. Die Verbindung mit Voltaire, Jordan, Kayserling, Suhm, Manteufel u. s. w.

Sobald der Kronprinz sich 1733 vermählt hatte, wurde ihm von seinem Vater das Städtchen Rheinsberg in der Mark Brandenburg angewiesen. Rheinsberg gehörte früher den Herren von Bredow und war eines ihrer drei Stammhäuser. Der große Kurfürst vergabte es als ein heimgefallenes Lehn an den General du Hamel. Von diesem gelangte es durch Kauf an einen andern französischen Refugié, den Hofrath von Béville: von diesem kaufte es der König. Außerdem erhielt Friedrich noch das Amt Ruppin, wo sein Regiment stand, nebst allen Einkünften dieses Amtes, um damit seinen Haushalt zu bestreiten. Hier in Ruppin wohnte er vorerst, während das Schloß zu Rheinsberg für ihn eingerichtet ward. Im Anfang war sein Verhältniß noch sehr abhängig. In dem Brief vom 2. November 1733, worin er sich bei seinem Vater für Rheinsberg bedankt, fragte er wegen einer Reise nach Berlin und nach Frankfurt an der Oder zur Messe an, der König resolvirte: „ich würde ihm schon schreiben, wenn er soll nach Berlin kommen, wenn ich Zeit hätte.“

1733 war der polnische Erbfolgekrieg ausgebrochen; im folgenden Jahre erhielt Friedrich Erlaubniß, den Feldzug am Rhein bei Philippsburg unter den Augen des greisen Prinzen Eugen mitzumachen: er begab sich in's Lager bei Bruchsal.

Es fehlte auch hier wieder nicht an einer strengen Instruction. Friedrich ward unter strenge Aufsicht gestellt des oben schon erwähnten Generals Adolf Friedrich Grafen Schulenburg, des Generals Henning Alexander Kleist, den später Friedrich, wie Schulenburg, zum Ritter des schwarzen Adlerordens machte und der als Generalfeldmarschall 1749 starb, und des Obersten Friedrich Sigmund von Bredow, der sein Wirthschaftschef sein sollte: er ward 1742 ebenfalls mit dem höchsten Ehrenzeichen Preußens decorirt und starb 1765 als General. Die Instruction ist vom 13. Juni 1734 und sie enthielt wieder sehr expressive Bestimmungen. „Dieweil auch notorisch ist, daß bei der Armee es allerhand Menschen giebt, unter welchen sich auch viele Fürstenkinder, junge Grafen und andere junge vornehme Leute befinden, unter denen aber gemeiniglich mehr Böse als Gute sind, so sollen des Kronprinzen Liebden Dero Gesellschaft wohl auswählen" — „Es werden S. Kön. Maj. von des Kronprinzen Lbdn. noch bevor Er seine Reise antreten wird, seine Parole auf Ehre und Reputation von Ihm nehmen, daß Er die ganze Campagne hindurch keine Karten, Würfel, Paar oder Unpaar und wie ein Spiel heißen und genannt werden mag, spielen, auch sich auf keine Wetten einlassen wolle. Mit dem General von Schmettau*) soll Er wegen des Dienstes fleißig

*) Samuel (der nachherige Grand Maître der Artillerie) damals in östreichischem Dienst, Ritter des schwarzen Adlerordens

umgehn und ihn nach Allem fragen; außer dem Dienste aber soll er sich wohl vor ihm hüten und sich mit demselben in kein Spielen, Kaufen, Schachereien, es habe solche Schacherei Namen, wie sie in der Welt wolle, noch sonsten dergleichen etwas einlassen, weil ihn der v. Schmettau sonst gewiß betrügen und Er sich nur exponiren wird, daß die ganze Welt ihn deßhalb auslacht, welches ihm schlechte Reputation geben würde." — „Allemal und so oft des Prinzen Eugenii Durchl. ausreitet, es sei nun, um etwas zu recognosciren, oder aber wenn er in die Laufgräben oder zur Bataille reitet: so soll des Kronprinzen Lbd. sich bei ihm einfinden und ihn begleiten, auf Alles wohl Acht geben und die bei sich habenden Generals nach Allem fragen. Des Prinzen Eugenii Durchl. aber selbst darum zu fragen, ist wider den Respect und darf daher nicht geschehen." — „Wenn im Lager von den Feldwachten die Husaren sich mit den feindlichen herumjagen oder Offiziers von der Armee sich mit den feindlichen pistolettiren, so wollen S. Kön. Maj., daß so wenig des Kronprinzen Lbd. als Dero Vettern sich dabei finden lassen, noch sich darein meliren und unnützlicher Weise canoniren sollen." — „Des Kronprinzen Lbd. soll sich von allem und jedem, so zu dem Dienst gehört, wohl und accurat informiren und zwar nicht allein von dem großen Dienste, sondern auch von

---

1741, gegraft 1742, gest. 1751, der Bruder Carl Christoph's, des Vertheidigers von Dresden; beide waren Neffen des Hofpredigers des großen Kurfürsten, Heinrich Schmettau.

dem Einzelnen bis ins Kleinste, was zu dem Soldaten gehört, daß er z. B. wisse, wie die Schuhe der Musketiere sein müssen, wie lange der Soldat ein Paar tragen kann, wie lange er in der Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen andern Kleinigkeiten, die zum Soldaten gehören und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone hinauf, auch endlich bis zu dem großen Dienste und bis zu des Generalissimi Dispositiones, als welches Alles er gründlich lernen und nichts davon auslassen muß." — „Zu des Kronprinzen Tafel sollen zu Mittag nicht mehr als acht Schüsseln, jedesmal vier und vier, des Abends aber nur kalter Braten gegeben werden, es wäre denn, daß des Prinzen Eugenii Durchl. bei des Kronprinzen Lbd. speiseten, alsdann die Tafel mit vierzehn Schüsseln convertirt sein soll. So oft aber der Kronprinz zu Gaste geht, sodann muß seine Küche nicht rauchen, außer einer Bagatelle für den Ordonnanzoffizier, indem Seine Küche keine Marketenderei sein soll, wie Er sich denn ganz und gar nicht auf den Fuß setzen soll, Marketender von der Armee zu sein."

Nach der Rückkehr aus dem Feldzug ging Friedrich eifrig daran, seine neue Einrichtung in Rheinsberg zu fördern. Er schreibt unterm 7. Dec. 1734 seinem Vater: „Anitzo mache ich Anstalt guhte Obst böhme bis Früjar in Reinsberg zu setzen und dar alles in Ordnung zu setzen, auf daß, wenn ich einmal die Gnade habe, meinen aller Gnädigsten Vahter dar zu sehen, ich Ihm

die Wirtschaft und alles in Ordnung zeigen wolte."

1735, 28. Juli, bei einer Revue ward Friedrich zum Generalmajor befördert: weiter ist er nicht avancirt.

Die zu dem kronprinzlichen Haushalt ausgesetzten Einkünfte des Amtes Ruppin wollten dafür nicht ausreichen. Friedrich gerieth fort und fort in Geldverlegenheit. Der Wiener Hof gab einen jährlichen Zuschuß von 3000 Ducaten. Seckendorf schreibt darüber in seinen von Förster mitgetheilten Papieren über die geheimen Ausgaben im Jahre 1733: „Es hat zwar bishero der Kronprinz sowohl bei mir selbst, als durch Grumbkow seine Geldnoth vorgestellt und einige Beihülfe haben wollen; weil er sich aber einige Zeit hier auf keine Weise so aufgeführt, daß er der kaiserlichen allerhöchsten Gnade würdig, so habe ihn zappeln und in große Noth kommen lassen wollen, ehe man ihm beispringt. Da er hinfüro allen Conferenzen mit beiwohnen soll, so bin der unschuldigen Meinung, man solle es mit der ausgesetzten Pension von 3000 Ducaten noch ein Jahr probiren." Die Abhängigkeit Friedrich's, auch von dieser Seite, war drückend. Er wandte sich deßhalb an seinen Freund Suhm, sächsischen Gesandten in Petersburg: die Kaiserin Anna und der Herzog Biron von Curland, ihr Favorit, schossen vor. In einem Briefe vom 10. Jan. 1739 machte Suhm Aussicht auf jährlich 20,000 Thaler. Friedrich wünschte 24,000 zu haben. Er hatte als Kronprinz stets Schulden.

40,000 Thaler bezahlte der Vater einmal in einer glücklichen Stunde und noch einmal 100,000 Thaler. Erst 1737 gab ihm Friedrich Wilhelm eine jährliche Zulage von 12,000 Thalern und 1739 das einträgliche Trakehner Gestüte in Preußen, das eine Rente von 10—12,000 Thalern abwarf.

Im August 1736 bezog Friedrich das Schloß Rheinsberg, am 4. September wurde es in Gegenwart des Königs und der Königin feierlich eingeweiht. Das Schloß — an einem von Eichen- und Buchenwäldern bekränzten See gelegen — war gothisch gebaut. Friedrich hatte zu dem einen Thurm, den er vorfand, noch einen zweiten erbauen und beide durch einen Säulengang verbinden lassen, über diesen Säulengang lief eine schön ausgeschmückte Galerie. Am Portal des Schlosses stand die Inschrift: „Friderico tranquillitatem colenti“ (Friedrich's Ruhe.) Den weitern Ausbau übernahm Friedrich's Freund, der Intendant Baron von Knobelsdorf, der eben von einer Reise nach Italien zurückgekehrt war. Erst im Jahre 1739 ward der Schloßbau ganz beendigt.

Friedrich richtete sich in Rheinsberg ganz nach seinem Wunsche als Philosoph ein, er ward der Philosoph von Rheinsberg. Das waren seine glücklichsten Jahre, wie er selbst dem englischen Gesandten Mitchel einst sagte. Er überließ sich den Studien, der Gartenkunst und einer heitern Gesellschaft. Ja, er trat sogar als Schriftsteller jetzt auf: 1738 erschien seine erste Druckschrift: Betrachtungen

über den gegenwärtigen Zustand der Politik in Europa und 1739 sein „Antimacchiavelli."

Friedrich verstand in Folge des absoluten Verbots seines Vaters, diese verhaßte Sprache ihm nahen zu lassen, wenig Latein, Griechisch verstand er gar nicht. Die Classiker las er alle in französischen Uebersetzungen. Er las die italienische Literatur, besonders aber die französische. Macchiavelli und Bayle wurden die Hauptschriftsteller, die er am eifrigsten studirte. Den Macchiavelli suchte er sogar in seinem Antimacchiavelli zu widerlegen. Aber schon Voltaire sagte von dieser Widerlegung: „Friedrich spuckt in die Schüsseln, um andern die Eßlust zu verleiden." Von Zeitgenossen waren Voltaire und Wolf seine Lieblinge, von den Alten besonders Horaz, Cicero, Lucian, Lucrez, Epicur und Plutarch. Unter den Dichtern stellte er Racine am höchsten, seine größte Bewunderung hatte die Athalie desselben.

Mit den Studien wechselte der Antheil ab, den Friedrich an der Gartenkunst nahm. Er schreibt an seinen Vater kurz nach dem Einzug 14. Nov. 1736: „Anjetzo bin ich beschäftich mit dem flantzen der Bäume fertig zu werden, dieweil wir anjetzo noch schöne tage haben." Er legte die berühmten Gärten von Rheinsberg und in ihnen die schönen Treibhäuser und eine Holländerei an; seinem Vater überschickte er in die königliche Küche fortwährend Sachen, „die er gerne isset." So schreibt er 10. Febr. 1736: „Die gnädige Art, wohrmit Mein allergnädigster Vater die puhlen, so ich geschicket, hat an nehmen wollen, behertzet mir

die Freiheit zu nehmen, eine kalte Rindfleisch-Pastete, wie Er sie gerne ißet, zu schicken und mit nechst kommender gelegenheit werde pularden, so nuhr noch nicht fet genung seindt, schicken und hoffe ich in ein Jahr meine Wirthschaft so in zu richten, das Mein allergnädigster Vahter kein Fleischwerk wirdt gebrauchen von Hamburg kommen zu lassen. Der ich mich beständig in Meines allergnädigsten Vahters Gnaden ganz unterthänigst Emphele und mit unaufhörlichem respect bis an mein Ende verharre

Als Meines aller Gnädigsten Königs und Vahters
treugehorsamer Diener und Sohn
Friedrich."

Frühen Spargel und Blumenkohl, Kirschen, Erdbeeren, Melonen, Weintrauben, fette Kälber, „um zu probiren, ob solche so wie in das Clevische werden könnten", Poularden, Capaunen, Tauben und Truthähne, Kibitzeier, auch Fische, eingemachte Gänse, Schinken- Pasteten und Rouladen — fortwährend schickt das der immer eifriger in der guten Menage beflissne Sohn dem Vater.

Friedrich selbst hatte Gefallen an den Freuden der Tafel und die Gastmähler in Rheinsberg gehörten zu den geistreichsten und heitersten, die man haben konnte. Es ging zuweilen hoch her.

„Heute Nacht, schreibt der Prinz seinem Vater aus Rheinsberg 8. Nov. 1736, um drei Uhr so wecken mich meine Leute und sagen mir, es wäre eine Staffette an mich mit Briefe gekommen; ich stehe sofort eiligst auf und als ich den Brief erbreche, so

ist er von Prinz Mirau (Mirow, Carl von Mecklenburg-Strelitz, der Großvater der schönen Königin Luise), welcher mir schreibt, daß er heut Mittag hier sein würde, ich habe mir wohl was geäußert, habe aber doch das Lachen nicht lassen können über der reitenden Staffette, so er mir eine Meile weit geschickt. Hier habe alles angestellt, um ihn zu empfangen, als wär es der Kaiser selbst und hoffe ich Materie zu haben, meinen allergnädigsten Vater mit künftiger Post gewiß lachen zu machen." 11. Nov.: „Des Prinzen von Mirau's Visite ist gar zu curieus gewesen, als daß ich nicht meinem allergnädigsten Vater alle Umstände davon berichte. Wie ich mit dem Prinzen in die Kammer kam, so fing der General Pretorius, der sich eben bei mir fund, an: Voilà le Prince Cajuca! und das so laut, daß es alle Leute hörten, kein Mensch konnte das Lachen lassen und hatte ich alle Mühe, daß ich es so drehte, daß er nicht böse ward. Kaum war der Prinz im Hause, als man mir sagte, daß dem armen Prinzen zum Unglück der Prinz Heinrich (von Schwedt) gekommen sei, welcher ihn denn dermaßen aufzog, daß wir alle gedachten todt von Lachen zu bleiben. Er wurde immer gelobt, absonderlich über seine schöne Kleidung, sein gutes air und seine ungemeine Leichtigkeit im Tanzen; ich habe auch gedacht, es würde kein Aufhören des Tanzes werden. Den Nachmittag, um ihm den Rock zu verderben, so haben wir im Regen nach dem Vogel geschossen, er wollte wohl nichts sagen, aber man konnte doch sehen, daß

er sich um den Rock sehr hatte. Den Abend so kriegte er einige Gläser in den Kopf und wurde recht lustig, sagte, wie er nothwendig wegen Staats- und considerabeln Angelegenheiten wieder nach Hause müßte, welches aber doch bis in die Nacht um zwei Uhr verschoben wurde. Ich glaube, daß er sich des Tages darauf nicht mehr wird viel zu erinnern wissen." 18. Nov. 1736: „Berichte aller unterthänigst, daß der Prinz von Mirau wieder nebst seiner Mutter, Frau, Tante, Hofdamen, Cavalier und die junge Menage bei mir gekommen ist, so daß ich dachte, daß es die Flucht aus Egypten vorstellen sollte. Ich bin bange, daß man die guten Leute anjetzo nicht wird können los werden, indem sie mir versichert haben, daß sie gern öfters kommen wollten." Und 23. Nov.: „Der Prinz von Mirau hat mir wieder mit einer Visite drohen lassen."

„Ich verlebe hier, erzählt der Baron von Bielefeld, der zum erstenmal im Herbst 1739 nach Rheinsberg kam, in seinen vertrauten Briefen, wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten, als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern. Doch da nichts auf Erden vollkommen ist, so hat sich auch ein Tropfen Wermuth in meine Freuden gemischt. Ich habe das einem unglücklichen Bacchusfeste zu danken. Eines Tages hatte der Kronprinz einen ganz

ungewöhnlich guten Humor bei der Mittagstafel. Seine Heiterkeit belebte die der ganzen Gesellschaft. Einige Gläser Champagner versetzten uns in die Laune der heitersten Späße. Der Prinz fand, daß dieser leichte Witz uns ganz vortrefflich vom Zuge gehe und erklärte uns beim Aufstehen von der Tafel, daß er entschlossen sei, das kleine Bacchanal beim Souper da wieder anzufangen, wo wir es beim Diner gelassen hätten.

Gegen Abend ließ mich der Prinz zum Concert einladen und als dasselbe zu Ende war, sagte er zu mir: „Gehen Sie jetzt zur Prinzessin, sobald sie mit ihrem Spiele zu Ende ist, wollen wir uns zu Tafel setzen, um nicht eher wieder davon aufzustehen, als nachdem wir die Lichter ausgelöscht und mit einer kleinen Champagner-Erleuchtung.“ Ich hielt diese Drohung für einen Scherz. Aber als ich zur Prinzessin gekommen war, ließen Ihro Kgl. Hoheit mich die Sache als ganz im vollen Ernste ausgesprochen ansehn, sie verkündigte mir lachend, daß ich der List des Prinzen nicht werde entgehen können.

In der That, kaum hatten wir uns zu Tisch gesetzt, so fing er an, eine interessante Gesundheit nach der andern auszubringen, auf welche Bescheid gethan werden mußte. Auf diesen ersten Angriff folgte ein ganzer Strom von Witzworten und jovialischen Ausfällen von Seiten des Prinzen und seiner Umgebung, die ernsthaftesten Stirnen erheiterten sich, die Heiterkeit wurde allgemein und auch die Damen nahmen daran Theil. Innerhalb des Zeitraums von zwei Stunden

fühlten wir, daß die weitesten Behälter doch keine Abgründe sind, in die man Spirituosa sonder Maaß schütten kann, ohne ihnen eine Ableitung zu verschaffen. Die Nothwendigkeit setzte uns über die Etikette hinweg und selbst die der anwesenden Kronprinzessin schuldige Ehrfurcht war nicht im Stande, einige von uns zurückzuhalten, im Vorhause frische Luft einzuschöpfen. Auch ich gehörte zu diesen. Als ich herausging, befand ich mich noch ziemlich wacker, aber nachdem ich an die frische Luft gekommen war, bemerkte ich beim Wiedereintreten in den Saal eine kleine Wolke von Dünsten, die mein Bewußtsein zu umnebeln anfing. Ich hatte vor mir ein grosses Glas Wasser. Die Prinzessin, der ich gegenüber zu sitzen die Ehre hatte, ließ aus einer liebenswürdigen kleinen Bosheit dieses Wasser weggießen und das Glas statt dessen mit Sillerychampagner füllen, so klar, wie Felsenwasser und man blies dazu auch noch den Schaum und die Perlchen hinweg. Ich hatte schon die Feinheit des Geschmacks verloren und mischte nun meinen Wein, ohne es zu wollen, mit Wein. Statt mich nüchtern zu machen, berauschte ich mich, aber mit einem Räuschchen, das fast bis zur Trunkenheit anstieg. Um mich vollkommen zu verderben, befahl mir der Prinz mich an seine Seite zu setzen, sagte mir höchst verbindliche Sachen, ließ mich so viel, als meine schwachen Augen damals trugen, in die Zukunft hineinblicken und dabei ein volles Glas um das andere von seinem Lünel trinken. Indessen die übrige Gesellschaft empfand nicht minder, als ich selbst, die Wirkungen des

Nektars, der bei diesem Banquet in Strömen floß. Eine der fremden Damen, die in andern Umständen sich befand, fühlte sich ganz eben so belästigt wie wir Herren, brach plötzlich auf und machte eine kleine Abwesenheit in ihrem Zimmer. Wir fanden diese That heroisch und höchst bewundernswürdig. Der Wein macht zärtlich. Die Dame ward, als sie zurückkam, mit Liebesworten und Liebesbezeigungen überschüttet. Niemals hat man einer Dame für eine gleiche Unternehmung so viel Lobsprüche ertheilt.

Endlich, geschah es durch Zufall oder mit Fleiß, zerbrach die Kronprinzessin ein Glas. Das war ein Signal, unserer ungestümen Heiterkeit gegeben, und ein großes Beispiel, das uns der Nachahmung werth zu sein schien. In einem Augenblick flogen die Gläser in alle Ecken des Saals, sämmtliches Glaswerk, Porzellain, Spiegel, Kronleuchter, Gefäß und Geschirr, alles war in tausend Stücken zerschlagen. Inmitten dieser gänzlichen Zerstörung stand der Prinz wie der tapfre Mann des Horaz, welcher, Zeuge der Zertrümmerung des Weltalls, dessen Ruinen mit ruhigem und heitrem Auge betrachtet. Als aber endlich aus der Heiterkeit ein Tumult ward, flüchtete er sich aus dem Gedränge und zog sich mit Hülfe seiner Pagen in seine Gemächer zurück. In demselben Augenblick war auch die Kronprinzessin verschwunden. Ich war unglücklich genug, nicht einen Bedienten zu finden, der sich meiner Hülflosigkeit erbarmt hätte. Ich kam so tappend der großen Treppe zu nah und stürzte von oben herab. —

Am Morgen sprach man von Trepaniren, ich mußte indeß doch vierzehn Tage das Bett hüten. Das ganze Schloß war zum Sterben krank. Weder der Prinz, noch einer der Cavaliere konnte sichtbar werden und die Prinzessin befand sich beim Diner ohne Herren. Man wird in Rheinsberg noch lange an diesen Tag denken, der glücklicherweise wenig Brüder zählt, da der Prinz durchaus kein Trinker ist."

Zu dem heitern, gewählten Kreise, den Friedrich in Rheinsberg um sich versammelte, gehörten Personen aus den verschiedensten Kreisen der gebildeten Stände, Offiziere, Hofleute, Diplomaten, Gelehrte und Künstler, theils Ausländer, theils Preußen. Friedrich stiftete einen geheimen Ritterbund, der zwölf der Erwähltesten umfaßte, der Patron dieses Bundes war der Ritter ohne Furcht und Tadel. Friedrich selbst führte den Bundesnamen: Le Constant. Das silberne Kreuz mit den Buchstaben F. C. P. Fridericus Constans Princeps, das er an einem grünseidnen Bande auf der bloßen Brust trug, wird noch auf der königlichen Kunstkammer zu Berlin aufbewahrt. Die Prinzen Wilhelm und Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig und Herzog Wilhelm von Bevern gehörten zu dem Bayard-Bunde. Zum Großmeister gewählt ward der Rittmeister, nachherige General Baron Heinrich August de la Motte Fouqué, der 1698 im Haag geborne Sohn eines französischen Refugié, aus einer alten Familie der Normandie, der wegen Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich verlassen hatte. Fouqué, der nachherige Held von

Landshut, trug den Bundesnamen le Chaste, er blieb bis zum Tode einer der zärtlichst geliebten Freunde Friedrich's. Friedrich's vornehmste Lieblinge in Rheinsberg waren Jordan und Kayserling, der schon oben 1729 nächst Rochow genannte Gesellschaftscavalier.

Carl Stephan Jordan, 1700 zu Berlin geboren, war früher französisch-reformirter Prediger in Prenzlau. 1732 starb seine Gattin, da verließ er die Predigerstelle und begleitete einen Baron von Kniphausen, der nachher nach Ostindien ging und dort in den holländischen Colonien sein Glück machte, auf Reisen nach Frankreich, Holland und England. Friedrich suchte damals einen Gelehrten zur Unterhaltung und zu den literarischen Commissionen. Der Graf von Manteufel, früher sächsischer Minister, wie oben erwähnt Hauptanhänger des Philosophen Wolf, der seit 1731 in Berlin lebte, empfahl Jordan, der nur in den Büchern lebte und nirgends mehr als in den Buchläden und Bücherauctionen anzutreffen war, an Friedrich, dieser nahm ihn 1736 zu sich als Lektor und Bibliothekar und faßte bald die zärtlichste Neigung zu ihm. Jordan war ein kleiner, lebhafter, witziger Mann von großer Liebenswürdigkeit und dabei sehr überlegtem Nachdenken. „Jordan, schreibt Bielefeld unterm 30. Oct. 1739, ist klein, gutgewachsen und angenehm, mit einem Auge voll Leben und Feuer. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, die starken Brauen und der Bart sind schwarz. Er ist geistreich und sehr wissenschaftlich gebildet. Sein Witz in der Unterhaltung ist unversiegbar. Was ihn mir aber besonders werth macht, ist seine Herzensgüte

und das Leichte und Angenehme seines ganzen Wesens. Auch ist er, was viel sagen will, der Liebling des ganzen Hofes." Jordan — „doctissimus, sapientissimus Jordanus" — ward Friedrich's trautester Freund. Friedrich erhob ihn zum Geheimen Rath und Vicepräsident der Akademie und correspondirte mit ihm fortwährend in den Jahren 1739—1745, namentlich während der schlesischen Kriege. Er starb aber schon 1745 zu Friedrich's herbstem Schmerze. Der König selbst machte seine Lobrede für die Akademie. Jordan war es, der 1742 die Fiacres in Berlin einführte. Er starb mit Hinterlassung zweier Töchter, von denen eine die Gattin Merian's, des bekannten Akademikers war. Der König hatte ihm die Bundesnamen Hephästion und Tindal gegeben. Jordan hatte sehr freie Ansichten über die Religion und damit auf Friedrich als Mann denselben Einfluß, den Katt auf ihn als Jüngling gehabt hatte. Büsching erzählt aber, daß Jordan auf seinem Sterbebette viel Gewissensangst darüber empfunden habe, daß er im Umgange mit dem König die Religion so oft hinweggewitzelt. Der König selbst hatte diese Reue für Phantasie eines dem Tode nahen Kranken erklärt. Bielefeld bestätigt das und schreibt, daß Jordan einige Tage vor seinem Tode zu ihm gesagt habe: „Ich sterbe mit der Ueberzeugung und dem Glauben an die göttliche Sendung Christi; sagen Sie das dem Könige, wenn Sie Gelegenheit dazu haben."

Ein zweiter vertrautester Freund Friedrich's war der wie gesagt schon 1729 von seinem Vater zum

Gesellschafter erbetene Oberst Dietrich Freiherr von Kayserling, geb. 1698, aus Mitau in Curland, der sich in Preußen niedergelassen und für 100,000 Thaler Güter gekauft hatte. Seine Mutter war eine Französin, die Tochter des Erbauers des Schlosses in Potsdam, de la Chieze. Er war Friedrich wegen seiner feinen, freien und vielseitigen Bildung und als heiterster, aufgewecktester Gesellschafter überaus werth. Er nannte ihn Cäsarion oder le Cygne de Mitau. Die Markgräfin von Baireuth titulirt ihn: „fort honnête homme, mais fort debauché, grand étourdi et bavard, qui faisoit le bel esprit et n'étoit qu'une bibliotheque renversée."

Bielefeld schreibt von ihm 30. Oct. 1739 aus Rheinsberg, wo er ihn zum erstenmale sah: „Ich hatte viel vom Baron K. gehört, ich suchte ihn vergebens in dem Billardzimmer des Erdgeschosses, wo ich die meisten Offiziere und Herren des prinzlichen Hofs fand, mit den Augen. Endlich trat er in den Saal mit einem Geräusch und Getöse, wie der Nordwind im Rosenballet. Er kam von der Jagd und zu meinem Erstaunen erblickte ich ihn im Schlafrock, mit der Flinte über der Schulter. Er redete mich heiter an, wie man einen alten Freund anredet, und trug mich beinahe in sein Zimmer. Während er sich ankleidete, sagte er mir einige Verse aus der Henriade her, führte Stellen aus deutschen Dichtern an, machte einige Kapriolen und Pas aus dem Rigodon, kam auf gelehrte Gegenstände und unterhielt mich von Politik, Mathematik, Malerei, Baukunst, von den

schönen Wissenschaften uud von der Kriegskunst. Ich stand wie betäubt, hörte schweigend zu und bewunderte alles an ihm, sogar die glücklichen Sprünge von einem Gegenstand zum andern, doch schien mir diese sehr große Lebhaftigkeit nicht ganz ungekünstelt und keineswegs hervorgehend aus einem übersprudelnden Geiste. Obgleich ich bei näherer Bekanntschaft meine Meinung nicht geändert habe, finde ich doch, daß K. ein sehr lieber Mann ist, der mancherlei weiß, gut spricht und schreibt, sogar Verse macht und neben dem aufgewecktesten Kopf das beste Herz besitzt. Sein Aeußeres ist kurz und gedrängt, er hat kleine Augen, eine breite Nase, keinen angenehmen Mund und eine gelbe Hautfarbe. Sein Wesen ist offen und ungezwungen; seine Haltung gut, er hat ganz die Sprache und die Manieren eines Weltmanns. Er ist immer in der Gesellschaft des Prinzen.“ Nach der Thronbesteigung Friedrich's schreibt Bielefeld unterm 20. Juni 1740: „An der Spitze aller freudigen Unterthanen ist der Baron K. Seine Zimmer werden nicht leer. Man bestürmt ihn und er ist außer sich vor Wonne und Entzücken; er beantwortet alle schriftlichen Glückwünsche und beschäftigt fnnfzig Secretaire. Gestern hat er einen Anfall von hitzigem Fieber gehabt, welches in seinem aufgeregten Zustande vorherzusehen war.“

Kayserling ward Friedrich's Generaladjutant und von ihm 1744 gegraft, aber höher stieg er nicht. Da er ziemlich rasch gelebt hatte, starb er kurz nach Jordan im Jahre 1745, vermählt seit 1742 mit einer Gräfin Schlieben-Sanditten, Tochter des

Oberjägermeisters, von der er eine Tochter Adeleide hinterließ, welcher der König sich sehr annahm. Friedrich schrieb über den Tod dieser beiden liebsten Freunde: „Ich habe in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren, mit denen ich immer gelebt habe und deren angenehmer Umgang und tugendhaftes Leben, wie die wahre Freundschaft, welche ich für sie hegte, mir oft den Kummer haben besiegen und Krankheiten ertragen helfen." — „Das war meine Familie und ich glaube nun verwittwet, verwaiset und in einer Herzenstrauer zu sein, welche finstrer und ernster ist als die schwarzen Kleider."

Außer Jordan und Kayserling gehörte zu Friedrich's Lieblingen in dem Rheinsberger Aufenthalte, der ehemalige sächsische Gesandte in Berlin, Ulrich Friedrich von Suhm, dem sich Friedrich bei einem erotischen Uebel kurz nach seiner Hochzeit in die Arme geworfen hatte und dem er deshalb zu lebenslänglicher Dankbarkeit sich verpflichtet glaubte.

Suhm war von 1720 – 1730 Gesandter in Berlin. Er führte Friedrich auch zum Studium Wolf's und übersetzte ihm dessen Schriften in die französische Sprache. Als Suhm von Berlin nach Copenhagen und von da ebenfalls als Gesandter 1737 nach Petersburg gegangen war, blieb Friedrich in fortwährender Correspondenz mit ihm. Namentlich ist ein Brief merkwürdig, den Friedrich aus Rheinsberg 1737 in seinen Geldverlegenheiten an Suhm schrieb. „Da Sie nun einmal mein Commissionair in Rußland sein wollen, so bitte ich mir die neue Ausgabe vom Leben des

Prinzen Eugen zu verschaffen, die man bei Ihnen druckt, das wird das kürzeste sein. (Es war dieser Titel der vorher verabredete Ausdruck für ein Darlehn). Die Absendung an mich wird leichter, der Accord mit dem Buchhändler viel sicherer sein und ich werde dabei meine Rechnung viel besser finden, als bei den Wiener Buchhändlern, die langsam drucken, den Subscribenten keinen Credit geben und die mit einem Worte mir nicht anstehen. Man verlangt 12 Exemplare von mir (12,000 Thlr.); die sie bestellt haben, verfolgen mich bei Tag und Nacht, als ob ich eine Druckerei in meinem Hause hätte und nach meinem Belieben sie befriedigen könnte ꝛc. Schließen Sie daher mit dem Buchhäadler den Accord ꝛc. Ihre Klugheit und Wolf stehen mir für den günstigen Erfolg Ihres Unternehmens.“ Suhm verschaffte die Summe durch ein Anlehn beim Herzog Biron von Curland. „Vierzehn Tage später und ich war verloren, schreibt Friedrich, als das Geld gekommen war.“ Als Friedrich König ward, berief er Suhm sofort in seine Dienste; aber auf der Reise von Petersburg nach Berlin starb Suhm 8. Nov. 1740 in Warschau. Friedrich ließ seine Kinder erziehen und gab ihnen bis zu ihrer Versorgung eine Pension.

Damals schrieb Friedrich: „Ich möchte lieber Millionen verloren haben. Man findet schwer einen Mann wieder, der so viel Geist mit so viel Gefühl und Aufrichtigkeit verband. Mein Herz wird trauern, tiefer als man für die meisten Verwandten trauert. Suhm's Andenken wird so lange in mir währen,

als ein Tropfen Blut's in meinen Adern rinnt und seine Familie wird die meinige sein." Suhm führte den Bundesnamen Diaphane, der Offenherzige.

Ein zweiter Sachse, der von Berlin aus, wo er damals lebte, fleißig mit Friedrich nach Rheinsberg correspondirte, war der unter Friedrich Wilhelm schon genannte ehemalige sächsische Minister Graf Ernst von Manteufel, der den Bundesnahmen Quinze vingt führte. Wie Suhm der Lehrer in der Philosophie, war Manteufel der Lehrer in der Staatskunst. 1740 aber, kurz nach dem Regierungsantritt Friedrich's, mußte er Berlin verlassen, weil eine Erkaltung des freundschaftlichen Verhältnisses eingetreten war: man hatte Friedrich, weil man nicht wünschte, daß er, wenn er König würde, Manteufel mit einem Ministerposten betraue, hinterbracht, daß dieser sich der Mentorschaft berühme, obgleich er den bescheidnen Namen Quinze vingt — einer von der dreihundert Blinden des großen Hospitals in Paris — sich selbst gegeben hatte. Er starb in Leipzig 1749.

Nächst diesen beiden sächsischen Staatsmännern Manteufel und Suhm und den hochgeliebten Spezialen Jordan und Kayserling stand Friedrich im Schlosse Rheinsberg am Nächsten der Erbauer und Ausschmücker desselben, der Intendant Baron Georg Wenzel von Knobelsdorf: er war ebenfalls einer seiner vertrautesten Freunde und Friedrich pflegte ihn in seiner Vertraulichkeit nur „den dicken Knobelsdorf" zu nennen. Knobelsdorf war ein Schlesier von Geburt, ein biedrer,

ernster, fast finstrer Mann; er wohnte mit im Schlosse zu Rheinsberg und starb im Jahre 1753. Noch wohnten daselbst der biedere und muntere, altdeutsche und altfromme Major Christoph Ludwig von Stille, der als General und Curator der Akademie 1752 starb und der alte Ingenieuroberst Senning, Friedrich's ehemaliger Lehrer in der Mathematik und Fortificationskunst, ein guter Soldat und wackrer Stelzfuß, der in der niederländischen Campagne gegen die Franzosen ein Bein eingebüßt hatte und der zugleich als geistreicher Gesellschafter sich werth machte.

Ferner wohnten in Rheinsberg die nachherigen Generale: Johann Jobst Heinrich Wilhelm von Buddenbrock, ein Sohn des Generalfeldmarschalls, später Chef des Cadettencorps und der Academie militaire, gestorben 1781 — Friedrich Baron von Wylich, der 1770 als Generallieutenant, Generaladjutant und Ritter des schwarzen Adlerordens starb — und Conrad Heinrich von der Gröben, aus dem Hause Quossen, der schon 1746 mit Tode abging — alle drei damals junge, gebildete, geistreiche Offiziere Friedrichs Regiment in Ruppin.

Noch gehörten zu diesen jüngeren Umgebungen des Kronprinzen ein paar Ausländer: Graf Chazot und Baron Bielefeld. Der Rittmeister Graf Egmont von Chazot war ein junger, lebhafter, heiterer und freimüthiger Franzose, der aus der Normandie stammte. Er blieb bis 1752 in preußischem Dienste, mußte aber eines Duell's wegen in diesem Jahre austreten und ward durch Friedrich Gouverneur

von Lübeck. Chazot blieb in fortwährender Correspondenz mit dem König und mußte ihn von Zeit zu Zeit auch in Sanssouci besuchen. Der mehrerwähnte Baron Bielefeld war, wie Jordan, einer der Bürgerlichen, die Friedrich vorzog. Er war ein Hamburger von Geburt, Sohn eines Leinewandhändlers. Friedrich verwandte ihn, als er den Thron bestiegen hatte, in diplomatischen Aufträgen nach Hannover und London und als Legationsrath im Departement des Auswärtigen. Er ward dann Gouverneur des Prinzen Ferdinand und Oberaufseher der Universitäten, 1748 ward er baronisirt und heirathete in diesem Jahre ein reiches Fräulein von Reich aus Halle. Er kaufte den neuen Palast des Grafen Kayserling auf der Wilhelmsstraße in Berlin und starb im Privatstand auf seinem Gute Trebra im Altenburgischen 1770.

Auch eine kleine Künstlerwelt war im kurprinzlichen Hoflager zu Rheinsberg versammelt. Von Musikern war der berühmteste: Carl Heinrich Graun, der Componist des Todes Jesu, den Friedrich sich von seinem Schwiegervater aus Braunschweig 1735 erbeten hatte. Graun war Capellmeister der Rheinsberger Capelle und sein älterer Bruder fungirte darin als Conzertmeister. Eine anderweite Zierde dieser Capelle war der schon 1732 engagirte berühmte Violinenspieler Franz Benda und sein Bruder Georg. Als Maler war der schon unter Friedrich I. angestellte Antoine Pesne installirt, den Bielefeld zugleich als angenehmen Gesellschafter rühmt. Pesne war ein

vorzüglicher Portraitmaler, wie er denn nicht weniger als zwölf Souveraine gemalt hat, er war besonders in der Farbengebung ausgezeichnet. Im Rheinsberger Schlosse malte er namentlich den Sonnenanfgang im Plafond des großen Saales. Von ihm rührt auch das beste Portrait Friedrich's her, das G. F. Schmidt mit der Umschrift: Fridericus Magnus Rex Borussiae 1746 in Kupfer gestochen hat. Eins der schönsten Bilder von Pesne ist das bekannte, wo Friedrich als dreijähriger Kronprinz dargestellt ist, die Trommel schlagend, den lebhaften Blick in die Höhe gerichtet: seine Schwester, die nachherige Markgräfin von Baireuth marschirt darnach und hinter beiden geht der Kammermohr mit dem Schirme. Es gehörte dieses schöne Bild der jüngeren Schwester Friedrich's, der Prinzessin Amalie, und hing in deren Wohnzimmer in ihrem Palaste auf der Wilhelmsstraße. — Pesne starb im Jahre 1757.

Hofmarschall in dem Rheinsberger Hoflager blieb der redliche alte Herr von Wolden, der kurz vorher, ehe Friedrich König wurde, in des Kronprinzen Gemach am Schlagflusse starb. Seine junge schöne Gemahlin, eine Tochter des Cabinetsministers von Borck, die Schwester der Frau von Maupertuis, trug nach Bielefeld's Versicherung zur angenehmen Geselligkeit in Rheinsberg nicht wenig bei.

Endlich ist noch von den Männern, die den kleinen Hofkreis in Rheinsberg bildeten der Oberst von Bredow zu nennen, der Wirthschaftschef in der Rheincampagne, die Friedrich mitmachte: er war

gewissermaßen der Resident des Königs am kurprinzlichen Hofe.

Zu diesem Männerkreise gesellte sich nun auch ein Kreis von Damen, unter denen nicht minder angenehme und anmuthige Persönlichkeiten sich befanden. An der Spitze des Hofstaats der Kronprinzessin stand die schon genannte, von Seckendorf in Oestreich's Interesse gekaufte Oberhofmeisterin, Frau von Katsch, die Wittwe des gestrengen Ministers für die Militair-Justiz- und Criminalsachen unter Friedrich Wilhelm. Frau von Wolden, die junge, schöne Gemahlin des alten Hofmarschalls, habe ich soeben erwähnt. Außerdem werden noch ausgezeichnet die beiden Hoffräulein der Kronprinzessin von Schack und von Walmoden. Als liebe Gäste sprachen häufig in Rheinsberg ein: Frau von Morien, geborne von Marwitz, Gemahlin des Oberhofmeisters der Königin Mutter, eine große Freundin von Friedrich, Frau von Kannenberg, geborne Gräfin Finkenstein, später Oberhofmeisterin der Gemahlin Friedrich's und ebenfalls eine sehr große Freundin von ihm, auf die ich unten noch einmal zurückkomme. — ferner Frau von Brand, die besonders die Hand zu Liebesabentheuern bot, bei denen auch Graf Manteufel sich thätig bezeigte, Frau von Haake und Frau von Veltheim.

„Der Umgang mit eben diesen Personen,“ schreibt Bielefeld, „ist höchst angenehm. Alle, die in Rheinsberg wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und seine Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Balle,

im Concert oder bei andern Festen, an denen sie Theil nehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis zum Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und Vertröstung der Gläubiger, nicht mit wichtigen und geheimnißvollen Conferenzen mit Schneidern und Putzmacherinnen, nicht mit Toilettemachen, noch mit unnützem Geschwätz in den Vorzimmern verbracht. Jedermann denkt, liest, schreibt, zeichnet, musicirt, beschäftigt sich auf seinem Zimmer bis zur Zeit der Tafel. Nachher begeben sich die Herren in das Zimmer derjenigen Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs zu machen. Die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, Frau von Katsch, macht den Anfang und die andern folgen; selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich bei der Dame, an der die Reihe ist, am Kaffeetische: man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin nehmen den Kaffee in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet, der Prinz hält Concert in seinem Salon, wozu man eingeladen sein muß."

In Rheinsberg setzte sich Friedrich auch mit den vorzüglichsten auswärtigen Gelehrten, Philosophen, Schöngeistern und Weltmännern seiner Zeit in Verbindung, er schrieb an die Mathematiker Maupertuis und Gravesand, an den Philosophen Fontenelle,

an die Historiker Rollin und Hénault, an den Dichter Gresset, an den berühmten Italiener Algarotti, der 1739 persönlich auf acht Tage nach Rheinsberg kam, in demselben Jahre, wo auch Mylord Baltimore, Enkel und Erbe des Gründers von Maryland, der berühmte englische Sonderling, den König besuchte. Vor allen trat er seit 1736 mit Voltaire in Verbindung. Sein erster Brief an ihn ist vom 8. August 1736 geschrieben, nach Schloß Cirey in der Champagne, wo Voltaire damals seit 1733 einsam bei seiner langen, hagern, aber gelehrten Freundin, der Marquise du Chatelet lebte, der Gemahlin des Generals und Hofmarschalls bei König Stanislaus, der göttlichen Emilie, wie sie Friedrich Voltaire zu Gefallen nannte, einer gebornen Baronesse von Breteuil.

Voltaire ward für Friedrich der stärkste Magnet, den die Erde für ihn hatte. Er nennt ihn den ersten Mann seines Jahrhunderts; er schreibt ihm, es gebe nur Einen Gott und Einen Voltaire; er verspricht ihm, seine Werke eben so köstlich aufzubewahren, wie Alexander die Werke des Homer; er setzte im Gedanken seiner Henriade über die ganze Iliade; er bittet ihn sogar, seine Handlungen künftig als die Früchte seine Lehren anzusehen. Juli 1737 schickte er ihm Kayserling als Gesandten nach Cirey, er wird von der Marquise und Voltaire mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen, Ende März kommt er mit dem Anfang des Siècle de Louis XIV. zurück. Friedrich konnte nicht genug von Cirey und Voltaire hören.

Er schreibt ihm 9. November 1738: „Uns fehlt in Rheinsberg, um vollkommen glücklich zu sein, nur ein Voltaire. Wenn Sie aber gleich fern von uns leben, so sind Sie doch mitten unter uns. Ihr Bild schmückt meine Bibliothek, es hängt unmittelbar über Ihren Werken und dem Orte gegenüber, wo ich gewöhnlich sitze, daß ich Sie immer vor Augen habe. Fast möchte ich sagen: Ihr Bild sei mir die Memnonssäule, die, wenn die Sonnenstrahlen sie berührten, harmonisch ertönte, und wer sie anschaute, dessen Geist ward belebt.“ Er schickte ihm Ungarwein zum Geschenk und Bernsteinsachen, einen Ring, einen goldnen Stockknopf in Gestalt eines Socrateskopfs und ein zierlich gearbeitetes Schreibzeug. Sechzehn Jahre dauerte die Correspondenz zwischen Friedrich und Voltaire. Zweimal in dieser Zeit, das erstemal kurz nach der Thronbesteigung Friedrich's, 1740 im October, das zweitemal 1743 im September und October, erschien Voltaire in Sanssouci zum Besuch, das erstemal eine Woche, das zweitemal vier Wochen. Es waren kostbare Wochen. Den 28. November 1740 schon schrieb Friedrich an Jordan: „Von den sechs Tagen, die Voltaire hier gelebt hat, kostet mich jeder 550 Thaler. Das nenne ich einen Spaßmacher (fou) theuer bezahlen.“ Schon hier hatte er Gelegenheit, Voltaire's Habsucht kennen zu lernen. Endlich, nachdem seine Freundin, die zuletzt einen Offizier, S. Lambert, begünstigte, nach zwanzigjähriger Unfruchtbarkeit in eben nicht vergnügter Ehe, vierundvierzig Jahr alt, im Kindbette zu Lüneville in Lothringen 1749 gestorben war, entschloß Voltaire sich, bei Friedrich zu wohnen.

Er kam am 10. Julius 1750 in Sanssouci an, und erhielt 5000 Thaler Gehalt, freie Wohnung in dem Flügel des Pavillons des Schlosses, wo der jetzt regierende König zu wohnen pflegt, freie Tafel und Equipage. Dies Verhältniß dauerte aber nur drei Jahre. Schon 1749 hatte Friedrich an Algarotti geschrieben: „Was geht mich Voltaire's Moral an? Man kann schöne Sachen bei einem Bösewicht lernen.“ Friedrich erfuhr aber, daß diese Studien bei dem großen Manne mit bedeutenden Unbequemlichkeiten verknüpft seien. Er hatte Gelegenheit, diese Größe mit ihren Hauptschwächen und Lastern, mit ihrem Intriguen- und Cabalengeist, ihrer schmutzigen Habsucht und ihrem giftigen Neide in solcher Nähe kennen zu lernen, daß er nicht wenig erfreut war, als sie sich wieder von ihm entfernte. Er änderte nun sein Urtheil dahin um: „Il a la gentilesse et la malice d'un singe.“ „Der Mann ist nur gut ihn zu lesen, zum Umgang ist er gefährlich.“ „V o l t a i r e ist s e i n e m G e i s t e n a c h e i n G o t t, s e i n e r G e s i n n u n g n a c h e i n S c h u f t.“ Er schrieb ihm selbst: „Für Ihre Werke verdienen Sie Ehrensäulen, für Ihr Betragen Ketten.“ Er hatte den König auf vielfache Weise prostituirt. Schon am 24. Februar 1752 hatte ihm Friedrich schreiben müssen: „Sie sind bei dem russischen Gesandten gewesen, um mit ihm über Dinge zu reden, die Sie gar nichts angehen, und man hat geglaubt, Sie hätten es in meinem Auftrage gethan. Mit den Juden hatten Sie die häßlichste Geschichte von der Welt und Sie erregten in der ganzen Stadt damit ein abscheuliches Aufsehn. Die Geschichte mit

den sächsischen Steuerscheinen (die Preußen ohne Verlust ausgewechselt werden mußten) ist so bekannt in Sachsen, daß man sich sehr hart bei mir beklagt hat.“ Noch in demselben Jahre, 1752, ließ Voltaire gegen des Königs ausdrücklichen Willen die famose Satyre vom Doctor Akakia gegen den Präsidenten der Berliner Akademie, Maupertuis, drucken; er ward nun zu einem Reverse genöthigt, daß er weder Gelehrte noch Souveraine angreifen und des Königs Briefe nicht mißbrauchen wolle. Er unterschrieb ihn am 27. Nov. 1752. Aber das Verhältniß war gestört. Voltaire söhnte sich zwar, um Kammerherrnschlüssel und Ordenskreuz wieder zu bekommen, mit dem König aus, verließ dann aber den Hof, 26. März, und ging wieder nach Frankreich zurück. Er nahm jedoch, als er Sanssouci verließ, einen Band Gedichte des Königs heimlich mit, um sie in Paris drucken zu lassen und den bedeutenden Gewinn dafür an sich zu ziehen. Friedrich mußte daran gehen, ihn in Frankfurt mit der Verhaftung drohen zu lassen. Voltaire wandte sich damals in seiner Angst an Kaunitz und den Wiener Hof mit wahrhaft lächerlichen Bitten und Anträgen und verhieß die abentheuerlichsten Entdeckungen: diese Briefe Voltaire's wurden 1809 von den Franzosen aus dem Wiener Archiv in's Pariser geschafft, wo sie der Heidelberger Schlosser nachweist. Voltaire mußte nun definitiv am 1. Juni 1753 seinen Kammerherrnschlüssel und das Ritterkreuz des Orden pour le mérite herausgeben. Jedoch schon im Jahre 1755 näherte sich

Friedrich Voltaire wieder; aber dessen Mißstimmung blieb während des ganzen siebenjährigen Kriegs, wo Voltaire sich sogar als Unterhändler gegen Friedrich brauchen ließ, gegen den „Marquis de Brandebourg," wie er in seinem Zorne ihn zu nennen pflegte. Nach dem Hubertsburger Frieden kam die Correspondenz wieder in Gang. Voltaire hatte dem König geschrieben: „Sie vergaßen, daß ich ein Mensch war." Das versöhnte Friedrich. Er antwortete Voltaire: „Hätten Sie mir das, womit Sie Ihren Brief schließen, vor zehn Jahren gesagt, so wären Sie noch hier." Nun erhielt sich der Briefwechsel bis zu Voltaire's Tode, 1778, er hatte zweiundvierzig Jahre gedauert. 1780 an seinem Todestage ließ Friedrich ein feierliches Todtenamt in Berlin für Voltaire halten.

Eben so unglücklich wie mit Voltaire, war Friedrich mit Rousseau. Rousseau hielt sich im Jahre 1765 auf der Petersinsel im Bieler See in der Schweiz auf und ward von den dortigen Geistlichen verfolgt, man zwang ihn, das Land zu verlassen. Sein und Friedrich's Freund, der damalige Statthalter in Neufchatel, Lord Marishal, war darüber höchst niedergeschlagen. Friedrich erbot sich, Rousseau in seinem Lande ein sicheres Asyl und eine Pension von 2000 Francs jährlich zu geben. Er sollte in Pankow, dicht bei dem Schloßgarten von Schönhausen, wo die Königin wohnte, eine Stunde von Berlin, ein geräumiges Haus mit Garten erhalten, so daß er dort, ähnlich wie er auf der Petersinsel gelebt hatte, eine Kuh füttern, sich hinlänglich Federvieh halten und

Gemüse bauen könne. Lord Marishal war sehr dankbar für dieses Erbieten des Königs, schrieb an Rousseau und legte seinen Brief dem Könige noch vor der Absendung vor. Dieser schrieb eigenhändig darunter: „Venez mon cher Rousseau. Je vous offre maison, pension et liberté.“ Rousseau antwortete, wie Thiébault in seinen Souvenirs de Berlin erzählt, bald darauf: „Votre Majesté m'offre un asyle et m'y promet la liberté! Mais Vous avez une épée et Vous êtes Roi! Vous m'offrez une pension, à moi, qui n'ai rien fait pour Vous? Mais en avez Vous donné à tous les braves gens, qui ont perdu bras et jambes en Vos services?“

Bei dieser Antwort blieb die Sache liegen und der König begnügte sich, wenn wieder auf Rousseau die Rede kam, zu äußern: „Oh celui-là est un fou.“ Gut unterrichtet aber war Rousseau: es gab im Jahre 1779 drei bis viertausend unversorgte Invaliden in Preußen. Preuß in seiner Biographie Friedrich's des Großen erklärt übrigens den Brief Rousseau's für unächt. Rousseau wollte nach Potsdam, wohin Lord Marishal 1765 gezogen war, kommen, entschloß sich aber in Straßburg auf Hume's Einladung nach England zu gehen, von da ging er nach Montmorency, wo er starb. Hier setzte er unter Friedrich's Bild die Worte: „Il pense en philosophe et se conduit en Roi.“ Friedrich mochte Rousseau nicht leiden, er nannte ihn „la honte de la littérature.“

Glücklicher als mit Voltaire und Rousseau, gestaltete sich Friedrich's Verhältniß zu d'Alembert, dem Herausgeber der berühmten Encyclopédie und einem Sohn der Liebe der berühmten Claudine de Tencin, Schwester des Cardinalministers. Friedrich lernte d'Alembert 1755 zuerst in Wesel persönlich kennen, er gab sich viele Mühe ihn zu vermögen, 6000 Thaler Jahrgeld und die Anwartschaft auf die Präsidentenstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften nach Maupertuis' Tode anzunehmen. d'Alembert konnte sich aus Liebe zur Unabhängigkeit und einem ganz abgezogenen gelehrten Leben nicht entschließen, den stillen einfachen Aufenthalt in Paris im Hause der Glaserfrau, die ihn in Pflege genommen hatte und wo er mit einer Rente von 1200 Livres von seinem unbekannten Vater lebte, zu verlassen, und noch schwerer ward es ihm, die freundschaftliche Verbindung mit der glühend, aber unglücklich geliebten Madame Julie de l'Espinasse — ein Kind der Liebe, wie d'Alembert selbst — aufzugeben, als diese ihm erlaubt hatte, mit ihr unter einem Dache zu leben. d'Alembert besuchte den König nur einige Sommermonate des Jahres 1763 und erschien hier mit seiner Perrücke, die Friedrich auf der nach seinem Tode geschlagenen Medaille vermißte, „weil Jedermann, um sich ähnlich zu sehen, in seiner gewöhnlichen Tracht abgebildet werden müsse." Er correspondirte dann mit Friedrich bis zu seinem Tode 1783. Seit 1754 schon genoß d'Alembert von Friedrich eine Pension von 1200 Livres jährlich. Friedrich schätzte ihn, „seinen Anaxagoras",

wie er ihn nannte, ungemein, er sagte von ihm: „Schlachten haben Viele gewonnen, Provinzen Viele erobert, aber etwas so vollkommnes, wie die Vorrede zur Encyclopédie ist, haben nur Wenige geschrieben.“

Die vier Jahre des Rheinsberger Aufenthalts bis zu seiner Thronbesteigung wurden für Friedrich besonders dadurch wichtig und unvergeßlich, daß er während derselben den großen Kampf durchkämpfte, den die Seele jedes denkenden Menschen in dem unabweisbaren Verlangen nach Aufschluß über die höchsten religiösen Gegenstände durchzukämpfen hat. Friedrich gelang es, aus diesem Kampfe mit einer selbstständigen freien Ueberzeugung hervorzugehen. Er liebte es, während dieser Zeit sich mit den beiden französischen Predigern in Berlin, Isaac de Beausobre und Achard, über Glaubenslehren schriftlich zu unterhalten. Er schrieb an Achard von Rheinsberg unterm 8. Juni 1736: „Ich habe das Unglück, einen sehr schwachen Glauben zu haben, und ich muß ihn oft durch gute Gründe und solide Argumente mir stützen.“ Den alten siebenundsiebzigjährigen Beausobre, den Friedrich zum erstenmal am 11. März 1736 in Berlin predigen gehört hatte, suchte er unmittelbar nach dieser Predigt, die ihn mit der höchsten Bewunderung erfüllt hatte, kennen zu lernen. Beausobre starb aber schon im Junius 1738. Außer Beausobre fand Friedrich nur noch einen einzigen Prediger, der ihm genügte, den Oberhofprediger Quandt in Königsberg, den er im Jahre 1739 kennen lernte. Als König hat Friedrich nur

Digitized by Google

neun Predigten gehört, wie man nachgerechnet hat, es waren theils Huldigungspredigten vom Propst Reinbeck und dem Hofprediger Jablonsky in Berlin, und von Quandt in Königsberg, theils Predigten während des schlesischen und des siebenjährigen Kriegs gehalten vom Inspector Burg und dem Bischof von Sinzendorf in Breslau, sowie vom Superintendent am Ende in Dresden. Friedrich kannte die Bibel durch und durch sehr genau und hatte die katholischen Predigten von Bourdaloue, Massillon und Fléchier und die des Protestanten Saurin sehr fleißig gelesen. Sein Hauptstudium in Rheinsberg wurde unter Suhm's Anleitung die Wolf'sche Philosophie; er schrieb Suhm unterm 13. April 1740, kurz vor seiner Thronbesteigung: „Mein Inneres ist ruhig, und ich kann Sie versichern, daß ich nie mehr Philosoph gewesen bin, als jetzt. Mit gleichgültigem Blicke betrachte ich Alles, was mich erwartet, ohne das Glück weder zu wünschen noch zu fürchten, voll Mitgefühl gegen Leidende, voll von Achtung gegen Rechtschaffne und voll von Zärtlichkeit für meine Freunde."

Später genügte Friedrich die Wolf'sche Philosophie und überhaupt keine Philosophie mehr, er fand 1770 in seinem Aufsatz über Erziehung auch Leibnitz Monadenlehre und vorherbestimmte Harmonie ungereimt und unverständlich. „Mit der Philosophie," schreibt er unterm 24. Juli 1774 an d'Alembert, „giebt sich seit Leibnitzens Genie und Wolf's dicker Monade niemand mehr ab." Er ward entschiedner

Skeptiker und bekannte sich zu den Ansichten des Epicur, die er aus Lucrez und zu den Lehren der Stoa, die er aus Cicero schöpfte. „Das dritte Buch des Lucrez," schrieb er unterm 26. October 1776 an d'Alembert, „lese ich, wenn ich traurig bin und das tröstet mich." Er schrieb unterm 25. November 1769 an Voltaire: „Ich liebe die schönen Wissenschaften bis zur Thorheit. Sie allein erheitern unsre Muße und gewähren uns wahres Vergnügen. Die Philosophie würde ich völlig eben so lieben, wenn unsre schwache Vernunft in ihr die Wahrheiten zu entdecken vermöchte, die sich vor unsern Augen verbergen und nach denen doch unsre eitle Neugierde so begierig verlangt. Sobald man sich Kenntnisse erworben hat, lernt man zweifeln. Ich verlasse also dieses Meer, das so sehr von Klippen und Ungereimtheiten wimmelt." „Alles wohl erwogen," schrieb er unterm 1. November 1770 an d'Alembert, „ist es für Jedermann wichtiger, gut zu verdauen, als das innere Wesen der Dinge zu erkennen."

Am 27. Mai 1740 kam Friedrich zu seinem sterbenden Vater nach Potsdam, eines Freitags Abends, am 31. Mai, Dienstag darauf, Nachmittags zwischen ein und zwei Uhr, starb Friedrich Wilhelm.

4. Friedrich's Regierungsantritt. Die ersten schlesischen Kriege. Die schlesischen Minister Münchow, Massow, Schlabrendorf und Hoym. Der siebenjährige Krieg.

Die Thronbesteigung Friedrich's war ein Freudenfest für Preußen. „Ausschweifend," schreibt Bielefeld aus Charlottenburg unterm 20. Juni 1740, „ist die Freude aller Unterthanen; es ist hier ein solcher Andrang von Fremden, daß man erstickt zu werden fürchten muß, wenn man über den Schloßhof geht. Unter ihnen befindet sich auch eine Unzahl von Glücksrittern, die sich einbilden, der König habe blos ihretwegen den Thron bestiegen. Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel so allgemeine Bewegung. Die Poeten schwärmen um den Thron Friedrich's wie die Bienen. So wie man den König erblickt, ist das Jubelgeschrei ohne Ende. Es zeigt sich aber, daß man sich ziemlich allgemein in dem neuen König irrte. Seine Widersacher zitterten vor ihm: er ist zu edel und groß, um sie zu strafen; seine Anhänger hofften von ihm mit Gold überschüttet zu werden: er ist zu weise, um thörichten Erwartungen zu entsprechen." Bielefeld selbst, der so etwas, wie das Portefeuille des Aeußern erwartet hatte, erhielt dieses Portefeuille nicht; Jordan, der Präsident der Akademie zu werden gehofft, ward nur Vicepräsident, aber Präsident der Bettelvoigte von Berlin, indem er die Direction eines Armen- und Arbeitshauses erhielt; auch Kayserling erhielt keinen hohen

Posten: die Rheinsberger pflegten daher den Tag der Thronbesteigung la journée des dupes zu nennen. Als der ausgelassene Markgraf Heinrich von Schwedt aber sich einst in der Weise der lustigen Brüder von Rheinsberg einen unpassenden Scherz in Gegenwart mehrerer Generale erlaubte, sah ihn Friedrich mit großen Augen an und sagte sehr ernst zu ihm: „Monsieur, à présent je suis Roi!“ — ähnlich wie Heinrich V. von England dermaleinst zu Falstaff.

Gleich bei seinem Regierungsantritt überraschte Friedrich alle seine Umgebungen mit seiner Rührigkeit: er stand im schönsten Alter, er war jetzt achtundzwanzig Jahr alt. Bei der Huldigung schon brach er die Fesseln des Hofceremoniels. Gegen die Gewohnheit und Etikette blieb der König nach der Ceremonie noch eine halbe Stunde auf dem Balcone des königlichen Schlosses zu Berlin mit festem, aufmerksamen Blick auf die vor demselben versammelten Volksmassen hinabschauend. Von Berlin nach Potsdam ritt er mit unterlegten Pferden in einer Stunde, immer Galop und Carriere; seine Reisen im Wagen mit acht Pferden waren Flüge. Von der Huldigungsreise nach Königsberg kehrte er in drei Tagen trotz der schlechten Landstraßen zurück.

Als die Staatsminister am 2. Juni zu dem neuen König nach Charlottenburg kamen, um den Eid abzulegen, erklärte er ihnen seine Regierungsgrundsätze, welche die Zeitung vom 6. Juni zur Veröffentlichung

brachte: „Ob Wir euch gleich sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche ihr Unsers Höchstgeliebtesten Herrn Vaters Majestät erwiesen habet; so ist ferner Unsere Meinung nicht, daß ihr Uns inskünftige bereichern und Unsere armen Unterthanen unterdrücken sollet; sondern ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so vielmehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserm eigenen besonderen und des Landes Vortheil und ihr diesen sowohl, als jenen in allen Dingen vor Augen haben müsset; ja des Landes Vortheil muß den Vorzug vor Unserm eigenen besonderen haben, wenn sich beide nicht mit einander vertragen."

Zu Friedrich's ersten Regierungshandlungen gehörte die Zurückberufung Wolf's aus Marburg. Er trug diese Zurückberufung dem Propste Reinbeck zu Berlin auf und schrieb dazu eigenhändig die so oft gerühmten und stets rühmlichen Worte unterm 6. Juni 1740: „ich bitte ihm, sich um des Wolfen mühe zu geben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet mus unter aller menschlichen geselschaft werht gehalten werden." Er schrieb ferner an Maupertuis nach Paris und trug ihm die Präsidentenstelle der Berliner Akademie der Wissenschaften an. Maupertuis kam noch vor der ersten schlesischen Campagne. Friedrich veranlaßte ferner sofort die Berliner Buchhändler Haude

und Spener*), eine neue Zeitung: „die Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen“ herauszugeben, das erste Stück erschien schon am 30. Juni 1740. Diese Zeitung erschien ohne Censur, da nach des Königs eignen Worten „Zeitungen, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten.“ Der Minister Thulemeyer ertheilte hierauf das Decret: „Wegen des Artikels Berlin ist dieses indistincte zu observiren, wegen auswärtiger puissancen aber cum grano salis und mit guter Behutsamkeit“ — Graf Podewils hatte den König darauf aufmerksam gemacht, daß der Wiener Hof in diesem Punkte sehr pointilleux sei. Der Redacteur der neuen Zeitung ohne Censur wurde Lamprecht, der schon in seiner Vaterstadt Hamburg Blätter im Geschmacke des englischen Zuschauers geschrieben hatte. Die Zeitung von Haude und Spener benutzte Friedrich selbst, wenn es ihm dienlich erschien, über irgend eine seiner Maaßnahmen eine Art von öffentlicher Rechenschaft abzulegen. Er stiftete ferner den Orden pour le mérite. Schon am 3. Juni ward die Folter abgeschafft. 112 Jahre, nachdem sie schon in England abgeschafft worden war, ging in Deutschland der neue König von Preußen mit dem Beispiel voran, trotz des Geschreies seiner Juristen, die ohne dieses Hülfemittel die Wahrheit nicht mehr

*) Dieser Compagnon Haude's war der Enkel des berühmten Propst Spener.

erforschen zu können behaupteten und die lärmendsten Vorstellungen machten, daß nun alle Diebsbanden aus ganz Deutschland sich nach Preußen wenden würden. In einem Briefe an Voltaire vom 27. Juni 1740 bezeichnet Friedrich die drei Hebel: Wissenschaft, Gewerbfleiß und vor allem andern Heeresmacht, die er im Sinne des großen Kurfürsten in Bewegung setzen wolle, um seinen Staat emporzuheben. Er schreibt ihm: „Fürs Erste habe ich die Macht des Staats mit funfzehn Bataillonen, fünf Schwadronen Husaren und einer Schwadron Garde du Corps vermehrt und den Grund zu unserer neuen Akademie gelegt. Wolf, Maupertuis, Vaucanson (der Mechaniker, Verfertiger des berühmten Flötenspieler-Automats) und Algarotti habe ich schon, von Gravesande und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Fabrikendepartement etablirt, engagire jetzt Maler und Bildhauer und reise nach Preußen.“

Die Reise nach Preußen zur Huldigung erfolgte in der Mitte Juli, der aus London zurückgekehrte Graf Algarotti fuhr mit in des Königs Wagen. Die Krönung, die schon sein Vater unterlassen hatte, unterließ Friedrich gleichfalls. Mitte August erfolgte die Reise in die westphälischen Provinzen, Friedrich besuchte seine Schwester in Braunschweig und eilte dann, um die geliebten Franzosen von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, nach Straßburg. Von da ging er den Rhein hinab nach Wesel, in Cleve sah er Voltaire zum erstenmale, er ließ sich von ihm den

Mahomet vorlesen und äußerte darüber: „er habe nur bewundern können und schweigen.“ 23. September war Friedrich wieder in Potsdam. Im October brach eine ungewöhnliche Kälte ein: Friedrich ließ in Berlin und den Vorstädten so viel Stuben miethen, daß darin tausend arme Frauen und Kinder sich mit Spinnen beschäftigen konnten. Er selbst war in Rheinsberg und hier eben beschäftigt mit Voltaire's Cäsar, wo er die Titelrolle spielen wollte, und mit den Franzosen in London von Boissy, die zu Ehren seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, die mit ihrem Gemahl zu Besuch war, aufgeführt werden sollten. Er lag am Quartanfieber nieder, als am 25. October der geheime Tresorier Fredersdorf, sein vertrauter Kammerdiener, ihm die Depesche von Wien ans Bett brachte mit der wichtigen Nachricht von dem am 20. October erfolgten Ableben des letzten Habsburgers, Kaiser Carl's VI., des Vaters von Maria Theresia, der zu Gunsten die pragmatische Sanction gegeben worden war und gegen die Baiern und Frankreich alsbald als Feinde auftraten. Sofort nach Eingang der wichtigen Kunde mußte Cabinetsrath Eichel den Cabinetsminister Graf Podewils und den nachherigen Feldmarschall Schwerin nach Rheinsberg bescheiden: vom 27. October bis 1. November arbeitete der König trotz seines Fiebers unausgesetzt mit ihnen, speiste auch mit ihnen allein. Schon den 28. October schrieb er an Algarotti: „Ich werde nicht nach Berlin gehn. Eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine großen Regungen. Alles war vorherge-

sehen, Alles vorbereitet; also handelt's sich nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich seit langer Zeit in meinem Kopfe bewegt habe." Eben so schrieb er an Voltaire: „Der Tod des Kaisers zerstört alle meine friedlichen Ideen. Ich glaube, im Monat Juni wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen, als auf Actricen, Ballete und Schauspiele. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann. Der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird."

Baron Gotter war nach Wien gegangen, um dem östreichischen Hofe Vorschläge zu machen. Maria Theresia verwarf sie. Bereits acht Wochen nach dem Tode des Kaisers stand Friedrich mit seiner Armee auf schlesischem Boden. 13. December 1740 war ein großer Maskenball bei Hofe zu Berlin, wo Friedrich noch mit allen Damen tanzte. Unmittelbar nach diesem Balle brach er nach Schlesien auf. 15. December traf er in Crossen ein; an demselben Tage brach der morsche Dachstuhl in der Hauptkirche und die Glocke fiel herab. Mit der Geistesgegenwart Cäsar's rief Friedrich: „Das Hohe soll erniedrigt werden" — er meinte das Haus Oestreich. 16. December standen 28,000 Preußen auf schlesischem Boden.

Schlesien war schlecht bewacht, es standen kaum zwei Infanterieregimenter da; Oestreich pflegte nach seinen Feldzügen die Heere aufzulösen und erst im Nothfalle wieder frische Mannschaften zu werben. Nur

drei Festungen waren im Stande sich zu halten: Glogau, Brieg und Neisse. Friedrich ließ sie berennen. Er ging auf Breslau los, das eine eigne städtische Besatzung hielt und das Recht hatte, keine Truppen des Landesherrn aufnehmen zu dürfen. Breslau sperrte die Thore, aber schon am 1. Januar rückten die Preußen in die Vorstädte ein und bestellten für Friedrich Quartier, der in Pilsnitz, eine Meile entfernt war. Alle dabei vorgefallene Feindseligkeiten bestanden, wie Bielefeld erzählt, in einer Ohrfeige, die der General von Münchow einer Schildwache gab, die am ersten Schlagbaume stand und diesen zuziehen wollte. Am 2. Januar capitulirte die Stadt. Am 3. Januar hielt Friedrich seinen feierlichen Einzug, auf einem Schimmel reitend, in blausammtnem, silberbesetzten Kleide, einen schlechten blauen Mantel darüber; vier colossale Läufer, vier von den zu Heyducken umgewandelten allergrößten Riesen der aufgelösten Potsdamer Garde mit ihren großen Mützen in rother Livree mit Silber liefen vor ihm her; der Hofstaat und dreißig Gensd'armen folgten. In Friedrich's nächster Umgebung war damals: der sehr bald nachher so berühmte General Curt Christoph von Schwerin, der damals zu Breslau gegraft und zum Feldmarschall promovirt ward. Er war einer von den dem König so lieben Pommern, Stifter des Hauses Schwerinsburg daselbst: er erfocht in diesem Jahre 1741 noch den ersten Sieg um Schlesien bei Mollwitz und fiel im letzten Krieg um Schlesien 1757 bei Prag. Ferner noch ein Pommer: der Oberst Heinrich Adrian von Borck,

der damals ebenfalls gegraft und später 1756 Oberhofmeister des Prinzen von Preußen, des spätern Königs Friedrich Wilhelm II. ward. Und endlich: der Oberst Carl Friedrich Posadowsky, ein Schlesier, aus einer ursprünglich polnischen Familie, der 1743 gegraft und Hofmarschall ward, 1745 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1747 als Generallieutenant starb.

Der König wohnte in Breslau beim Grafen Schlegelberg in der Albrechtsgasse, dem heutigen Gouvernementshaus. Er zog die obersten Magistratspersonen und die Geistlichkeit, sowohl der lutherischen als katholischen Confession zur Tafel. Am 5. Januar Abends gab er der Stadt einen großen Ball im Locatelli'schen Hause: er tanzte hier mit den vornehmsten Damen des schlesischen Adels, mit seiner Wirthin, der Gräfin Schlegelberg, der Gräfin Nostitz und der Baronin Stronski. Er gewann sich durch seine hohe Liebenswürdigkeit auch die Herzen, die sonst warm für Oestreich geschlagen hatten und zum Theil noch dafür schlugen.

„Wir werden, schreibt Bielefeld von dem Empfang in Breslau, mit Artigkeiten überschüttet. Obgleich ich dies dankbar erkenne, so kann ich mich doch nicht enthalten, oft in meinem Herzen zu lachen, wenn ich sehe, wie sich der hohe öſtreichische Adel nach den Zeitumständen herabstimmt. Wenn ich in ein Haus eintrete, dünkt es mich immer, als hätten die 28,000 Preußen doch mit ihren Antheil an dem guten Empfange. Jeden Abend ist der Reihe

um in sieben Häusern Assemblée, nämlich beim Cardinal Zinzendorf (Philipp Ludwig, einem höchst galanten Lebemann, Sohn des „Apicius“ des Kaiserhofs, des Wiener Staatskanzlers und Premiers, Bischof von Breslau) — bei den Grafen Hochberg und (Otto Wenzel) Nostitz (diese beiden Grafen und der Cardinal wurden mit dem schwarzen Adlerorden in den ersten Vierziger Jahren decorirt) — beim Grafen Wilczeck — dem Grafen Almeslo (einem der letzten dieser jetzt ausgestorbenen Familie) — dem Baron Warkotsch (der nachher dadurch traurig berühmt wurde, daß er 1761 im Lager von Strehlen den König und damit ganz Schlesien wieder an Oestreich überliefern wollte: er ward verrathen, auf seinem Gute bei Strehlen aufgehoben, entsprang aber und starb in Ungarn) — endlich bei dem Herrn von Sweerts (dem Friedrich später die Aufsicht über das Theater in Berlin vertraute). Der schlesische Adel scheint sehr artig und gesellig zu sein, doch erstreckt sich das über alle Stände. Sobald die preußische Garde, die aus sechs Fuß langen, wohlgebildeten, gleichsam gedrechselten, in Blau und Silber gekleideten Leuten besteht, in Breslau einrückte, waren die Damen aller Stände bezaubert, ich habe nie einen solchen Enthusiasmus gesehen. Gestern wurde ich eine junge, recht hübsche Frau gewahr, die die bittersten Thränen weinte. Nach einem kleinen verlegenen Zögern gab sie mir den Aufschluß, daß sie einen Füsilier des Münchow'schen Regiments geheirathet habe; sie bereue aber nun ihre Uebereilung,

da sie, wenn sie noch acht Tage länger gewartet hätte, jetzt einen sechs Fuß zwei Zoll langen Gardisten hätte bekommen können."

Bereits am 14. Januar 1741 schrieb Friedrich an seinen Special Jordan, „den sehr achtbaren Inspector der Armen und Waisen, Wahnsinnigen und Irren": „Mein lieber Herr Jordan, mein süßer Herr Jordan, mein friedlicher Herr Jordan, mein sanfter, mein guter, mein milder, mein friedliebender, mein allerleutseligster Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien so gut als erobert ist."

Friedrich hatte gleichzeitig mit seinem Einmarsch in Schlesien eine vom Halle'schen Kanzler Ludwig gestellte gelehrte Deduction ausgehen lassen. Darin war ausgeführt, wie ihm auf die vier schlesischen Herzogthümer Jägerndorf — das im dreißigjährigen Kriege Brandenburg genommen worden — und Liegnitz, Brieg und Wohlau — die von Kaiser Leopold nach dem Aussterben der alten Piastenherzoge 1675 zu Oestreichs Besitz gebracht worden waren — sehr triftig gegründete Erbansprüche zuständen. Er hatte erklärt, daß, wiewohl ihm nur auf diese vier einzelnen Herzogthümer das Erbrecht gehöre, er doch auf das ganze Land jetzt seinen Anspruch stellen müsse — um, da jene Herzogthümer dem Hause Brandenburg so lange vorenthalten worden seien, zu den verlorenen Interessen zu kommen. Seine eigenste Herzensmeinung aber sprach er an den Intimus Jordan unterm 3. März 1741 in einem Briefe aus: „Meine Jugend, der Leidenschaften Feuer, Begierde nach Ruhm,

ja selbst um Dir nichts zu verhehlen, Neugierde, endlich ein geheimer Instinct und das Vergnügen, meinen Namen in den Zeitungen und auch wohl künftig einmal in der Geschichte zu erblicken — das alles hat mich verführt."

Als Kronprinz schon hatte Friedrich oftmals mit Ingrimm die herbe Geringschätzung wahrnehmen müssen, mit welcher die alten großen Höfe Europa's auf den neuen kleinen preußischen Hof herab sahen. Seines Vaters friedliche Soldatenleidenschaft bildete das Thema zum Spotte; es hieß nur immer an den alten großen Höfen: „er spannt immerwährend und drückt nicht los!" König Georg II. von England pflegte zu sagen: „Mein Herr Bruder von Preußen ist „der Unteroffizier und Erzsandstreuer" des h. Römischen Reichs." Auch jetzt hielt Alles in Europa den Einfall Friedrich's in Schlesien für eine pure Thorheit. Der englische Gesandte Robinson meinte: „der neue König von Preußen verdiene in der Politik excommunicirt zu werden." Und Ludwig XV. von Frankreich rief geradezu aus: „Cet homme là est fol!"

Von Breslau aus war sofort auch Oberschlesien bis Teschen und Jablunka hinauf rasch besetzt worden. Der König führte nun nach gethaner Arbeit seine Armee in die Winterquartiere: Statthalter in Schlesien ward der zum Feldmarschall ernannte Graf Curt Christoph Schwerin. Schon am 29. Jan. 1741 war Friedrich wieder in Berlin. Er blieb hier einen Monat. Ende Februar war er schon wieder bei seiner

Armee in Schlesien: 27. Februar besuchte er bereits die nach der Grafschaft Glatz zu zwischen Silberberg und Frankenstein stehenden Vorposten. Er wagte sich hier einmal so weit vor, daß ihn beinahe die Oestreicher gefangen hätten. Sein Leben war noch von einer andern Seite bedroht. Der östreichische Hof wollte geradezu ihn auf die kürzeste Manier über die Seite schaffen: er ließ Meuchelmörder auf ihn lauern. Ausdrücklich beklagte sich Friedrich in einem eignen Memorial, das er seinen Minister-Residenten Baron Dankelmann in Mainz ausgeben ließ, daß der östreichische Hof Banditen zu ihm in's Lager geschickt habe.

Im März 1741 schritt Oestreich zur Campagne: Feldmarschall Graf Neipperg brach von Olmütz in Mähren her, in Schlesien ein, um hier zuvörderst Brieg zu entsetzen. Bei Mollwitz, ohnfern dieser Festung kam es zur ersten — entscheidenden Schlacht, am 10. April 1741. So leicht, wie Friedrich sich die Sache vorgestellt hatte, ging sie nicht. Er wollte selbst commandiren und setzte sich an die Spitze seiner Cavalerie. Es ward aber die preußische Cavalerie von der östreichischen, die der tapfre Römer führte, geschlagen: Römer attakirte nach Art der Türken im Galop, Friedrich mußte weichen und an Schwerin den Oberbefehl abgeben. Die preußische Infanterie bewährte sich bei Mollwitz: es ward jetzt klar, was der alte Dessauer aus ihr geschaffen hatte. Die östreichischen Reiter, nachdem sie die preußischen aus dem Felde geschlagen, umtrabten die preußische

Schlachtordnung des Fußvolks von vorn, wie von hinten — umsonst. Sie hing untrennbar zusammen und stand so fest, wie Mauern, unbeweglich. Besonders standen zwei Grenadierbataillone wie Mauern, postirt zwischen den Schwadronen des rechten Flügels, drei Mann hoch, ohne ein Quarré zu formiren. Die preußische Infanterie feuerte erst die östreichischen Reiter nieder und dann das östreichische Fußvolk, dem es in der Schnelligkeit des Ladens unendlich überlegen sich zeigte. Dann rückte die preußische Infanterie vor auf einige hundert Schritte und damit war die Schlacht aus, der Feind aus seinen Stellungen vertrieben. Schwerin war es, der diesen Sieg erfocht und der Sohn des alten Dessauers (der den Krieg gewaltig widerrathen hatte) der Erbprinz Leopold Max.

Der König, der später durch die große Kraft des Geistes es dahin brachte, daß er in allen Schlachten und im heftigsten Feuer den kältesten Muth bewies, fand in dieser seiner ersten Schlacht, daß ihm dieser Muth von Natur nicht verliehen war: er ritt, nachdem er das Gefecht verlassen, auf dem berühmten „langen Mollwitzer Schimmel" vierzehn Meilen weit in Einem Zuge nach Oppeln. Zum Unglück waren hier unterdeß Oestreicher eingerückt: sie empfingen ihn mit Schüssen aus dem Gitterthor der Stadt. Friedrich mußte umkehren und wartete die Affaire in einer Mühle ab.

Folge des entscheidenden Siegs bei Mollwitz war die Uebergabe von Brieg — Glogau war schon vorher am 9. März durch den berühmten Nachtüberfall des

Dessauer Erbprinzen in Zeit von einer Stunde übergegangen.

Hauptfolge aber war die Stimmung der öffentlichen Meinung für den neuen König von Preußen. Am englischen und französischen Hofe bewirkte der Sieg einen sehr schnellen Umschlag in der Opinion von dessen vermeintlicher Tollheit und Thorheit. Im Sommer 1741 fanden sich in des jungen interessanten Monarchen Feldlager zu Strehlen zwischen Brieg und Schweidnitz die Gesandten fast aller europäischen Höfe, auch der alten, ein: es erschienen von Frankreich der Marquis Valory und der Marschall von Belle-Isle; von England Lord Hyndford und der in seiner Opinion rectificirte Robinson; von Rußland kam Baron Brackel; von Spanien Graf Montijo; von Sachsen-Polen von Bülow; von Baiern Graf Törring; von Holland Baron Ginckel; von Schweden von Rudenskiöld; von Dänemark von Prätorius. Ja selbst der stolze Kaiserhof schickte jetzt einen Gesandten, den Feldmarschall Baron Carl Christoph von Schmettau, den Bruder des Samuel, den Friedrich schon von der Rheincampagne her unter Prinz Eugen kannte und der nachher wie dieser in seine Dienste trat und besonders als Vertheidiger von Dresden im siebenjährigen Kriege bekannt geworden ist: er übergab die Stadt nach der Kunnersdorfer Niederlage.

Unter der Diplomatenwelt im Strehlner Lager machten das meiste Aufsehn durch den Glanz, mit dem sie sich umgaben, der Herzog von Belle-Isle und der spanische Gesandte Graf Montijo. Bielefeld

berichtet unter andern, mit welchem ausgesuchten Comfort der Spanier sich bedienen ließ, auch in dem armseligsten Dorfe, wo er übernachtete. Er ließ stets ein paar Packwagen für sich vorausgehen, und wo er immer zur Nacht eintraf, fand er ein prächtiges Zimmer vor, indem seine Dienerschaft die schönsten Hautelisse-Tapeten an die Wände mit Ringen an Nägel aufhing, auf dem Boden türkische Teppiche ausbreitete, sammtne Feldstühle aufstellte und dazu eine Tafel servirte, deren Speisen und Weine der bestbestellten Pariser Tafel den Rang streitig machten.

Das Resultat der Conferenzen mit den Gesandten der verschiedenen Höfe war: am 1. November 1741 trat Preußen der Verbindung gegen Oestreich bei und ward zum erstenmal Alliirter von Frankreich.

Im Herbst wimmelte Breslau von Fremden dergestalt, schreibt Bielefeld, daß man sich nach Paris versetzt glaubte: der gesammte, nach der neuesten Pariser Mode auf's reichste mit Gold betreßte schlesische Adel fand sich ein. „Man sieht nichts als vier- und sechsspännige Equipagen, Bediente von allen Farben, Heyducken und Läufer von Golde strotzend vom Kopf bis zu den Füßen.“

Merkwürdig war das Dankfest nach der Mollwitzer Schlacht in Breslau, werkwürdig durch den Text zur Dankpredigt. Es war I. Timotheus 2. Vers 12. Dieser Vers lautete ziemlich deutlich anzüglich: „Zu lehren aber verstatte ich dem Weibe nicht, noch sich zu erheben über den Mann, sondern sich ruhig zu verhalten.“ Der Maria Theresia-

Hof verfehlte nicht, sich gewaltig im Zorn zu ereifern. Darauf ließ „der böse Mann", wie Maria Theresia Friedrich zu nennen pflegte, in der Zeitung bekannt machen, es sei ein bedauerlicher Fehler vorgekommen, der Setzer habe statt Vers 1. 2. Vers 12. gedruckt.

Am 7. November 1741 war in Breslau die Erblandeshuldigung von Schlesien. Sie geschah im großen Saale des schönen alten Rathhauses. Der alte Thron, auf dem im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts vor dem dreißigjährigen Kriege zuletzt dem Kaiser Matthias gehuldiget worden war, ward in der Eile zu der preußischen Ceremonie verwendet: dem auf dem Sammtüberzug des Throns gestickten doppelten Reichsadler hatte man den einen Kopf abgeschnitten und ihm den Namenszug Friedrichs auf die Brust geheftet.

Bei der Feierlichkeit hielt der Minister des Auswärtigen von Podewils die Anrede, während welcher der König mit entblößtem Haupte stand: der Adel Schlesiens stand ebenfalls; die Abgeordneten des Bischofs und die der Geistlichkeit lagen auf den Knieen. Während die Eidesformel, welche Alle insgesammt nachsprachen, gelesen wurde, saß der König mit bedecktem Haupte auf dem Matthias = Throne. Das Reichsschwert war in der Eile vergessen worden: Friedrich ließ sich auf seinen eignen Degen, mit dem er das Land erobert hatte, schwören: die Stände küßten den Knopf desselben und legten dabei die Hand auf die Bibel.

Mittags war großes Diner an sieben Tafeln. Die des Königs war zu funfzig Couverten. Abends

war Illumination und großer Maskenball bis an den lichten Morgen.

Bei dieser Huldigung übte Friedrich auch das königliche Recht aus, zu fürsten, zu grafen, zu baronisiren und zu nobilitiren. Die ersten preußischen Fürstendiplome wurden an die schlesischen Grafenhäuser Carolath-Beuthen und Hatzfeld-Trachenberg verliehen. Der erste Fürst von Carolath, Hans Carl, Ober-Fürstenthums-Raths-Präsident zu Breslau ward zugleich Minister und Ritter des schwarzen Adlerordens, er erlebte noch den siebenjährigen Krieg: er starb 1763. Die Familie des ersten Fürsten von Hatzfeld, Franz Philipp Adrians, des Erbauers des großen Hatzfeldischen Palastes in Breslau, der jetzt königliches Eigenthum ist, erlosch im Jahre 1794 und das Fürstenthum Trachenberg fiel damals an den General des vorletzten Kurfürsten von Mainz, den Grafen Franz Ludwig Hatzfeld, der 1803 gefürstet ward und der bekannte Gouverneur von Berlin war, dem Kaiser Napolon Pardon gab. Zu diesen beiden Fürsten wurden noch vier Grafen, vier Barone und vier Edelleute ernannt. Unter den Grafen befanden sich der Minister des Auswärtigen von Podewils, der erste schlesische Minister von Münchow, die Familie Sandretzky auf Langenbielau und der Kammerherr von Zedlitz. Im vorigen Jahre 1740 waren bereits gegraft worden: Katt, Schwerin, Haake, Borck, Kamecke, Gotter und Algarotti.

Während der Huldigungsfestlichkeiten besah sich ein Preuße die Thürme von Wien: der tapfre Husarenoberst **Hans Joachim von Ziethen**, der in wenig Monaten vom Oberstwachtmeister zum Regimentscommandanten befördert worden war, streifte bis Stockerau in Oestreich. Er sah vom Bisamberge die Thürme von Wien.

Aber bereits am 9. October 1741 war durch englische Vermittlung des Lord **Hyndford** im tiefsten Geheimniß und dergestalt, daß der Krieg zum Schein fortgesetzt wurde, der Waffenstillstand zu Oberschnellendorf im Fürstenthum Oppeln mit Oestreich abgeschlossen worden. Das Wiener Cabinet wollte sich Luft machen: die Baiern und die Franzosen waren von der andern Seite über Linz her angerückt und bedrohten ebenfalls Wien. Sie hatten darauf Böhmen erobert. Gegen diese Feinde sollten vorerst alle Waffen gekehrt werden. Es gelang Oestreich Baiern zu erobern.

Kaum war dieser Erfolg erlangt, so nahm das Wiener Cabinet wieder seinen hohen Ton an. Friedrich aber besann sich nicht lange. Er brach sofort den Oberschnellendorfer Waffenstillstand, verließ Berlin am 18. Januar 1742, ging über Dresden nach Prag, wo die Franzosen und Baiern standen und rückte nun tiefer in Mähren ein: die Eroberung von Ollmütz war bereits am 26. December 1741 geschehen. Ebenso war am 9. Januar 1742 Glatz, die letzte Festung Schlesiens übergegangen; am 29. Februar 1742 ward

die Erbhuldigung auch für die gesammte Grafschaft Glatz eingenommen und am 6. Mai 1742 empfing General Heinrich Carl von der Marwitz, Commandant von Breslau (ein Enkel des berühmten Derfflinger, gest. 1741) die Huldigung von ganz Oberschlesien.

Am 17. Mai 1742 schlug Friedrich den neuen östreichischen Oberfeldherrn Herzog Carl von Lothringen, Bruder des Kaisers Franz bei Czaslau oder Chotusitz in Böhmen. Er selbst war es hier, der mit einer Bewegung seines rechten Flügels den Sieg entschied.

In dieser Schlacht nahm Friedrich den schwer verwundeten östreichischen General Polland gefangen. Friedrich besuchte ihn. Der gerührte General äußerte, „er werde ruhiger sterben, wenn er nur den König mit seiner Monarchin ausgesöhnt wüßte, Friedrich würde ja doch nur schändlich von Frankreich betrogen.“ Polland machte sich anheischig, die Beweise davon zu liefern. Friedrich stutzte und erfüllte des Verwundeten Bitte, ein von demselben mühsam dictirtes Schreiben nach Wien abzuschicken. Am sechsten Tage kam der Courier mit einem Originalbriefe Fleury's an Maria Theresia zurück. In diesem Brief bot Fleury derselben Frieden und Integrität aller ihrer Besitzungen, auch die Garantie für Mähren und Schlesien an, wenn sie das verlorne Böhmen und das Land ob der Enns an Carl VII. von Baiern abtreten wolle. Sachsen solle für die Hoffnung auf einen Theil Mährens durch Magdeburg entschädigt werden.

Und für das alles sollten die gesammten Streitkräfte Frankreichs, Oestreichs, Sachsens und Baierns sich wider den Preußenkönig kehren. Augenblicklich ertheilte Friedrich nun Podewils Befehl, mit Lord Hyndford abzuschließen. In der vierten Woche nach der Schlacht kamen die Breslauer Präliminarien zu Stande. Auf das erste Gerücht davon eilte Belle-Isle athemlos von Prag herbei. Er machte dem König die bittersten Vorwürfe. Friedrich sah ihn stolz an, reichte ihm dann den Brief Fleury's und verließ ihn mit den Worten: „fallacem fallere, non est fallacia — à trompeur trompeur et demi." Außer sich ließ Belle-Isle den Brief fallen und eilte, auf den Priester fluchend, davon. Dies war der tragikomische Ausgang der ersten Allianz Preußens mit Frankreich. Der Frieden zu Breslau ward am 11. Juni 1742 unterzeichnet. 12. Juli traf Friedrich als ruhmgekrönter Sieger unter den Linden von Charlottenburg ein, wohin er bereits in einem Briefe vom 23. Juni an Jordan, diesen, Kayserling („wenn es ihm seine Krankheiten und seine Liebschaften erlaubten") und Pöllnitz bestellt hatte.

Das eroberte Schlesien erhielt hierauf seine neue Organisation. Es ward unter eigne dirigirende Staatsminister unmittelbar unter den König gestellt. Die ersten schlesischen Staatsminister wurden zwei Pommern: Ludwig Wilhelm von Münchow, ein Sohn des um Friedrich bei seinem Aufenthalt in Cüstrin wohlverdienten Kammerpräsidenten, der 1741 bereits gegraft,

1743 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1753, erst vierundvierzig Jahr alt, starb und Joachim Ewald von Massow, der 1754 den schwarzen Adlerorden erhielt, aber bereits 1755 abging und 1769 starb. Dann folgte ein Märker, Ernst Wilhelm von Schlabrendorf, aus einer der ältesten brandenburgischen Familien, der Vater des bekannten Sonderlings in Paris, zeither Kammerpräsident in Magdeburg, 1756 Ritter des schwarzen Adlerordens, der im siebenjährigen Kriege die wichtigsten Dienste namentlich für die Armeeverpflegung leistete. Der letzte schlesische Minister unter Friedrich dem Großen seit 1770 war Carl Georg von Hoym, wieder ein Pommer. Er ist besonders bekannt geworden: er hat Schlesien siebenunddreißig Jahre lang regiert, bis zum Jahre 1806, wo er siebenundsiebzig Jahr alt, ein Jahr vor seinem Tode, sein Amt niederlegte. Merkwürdig ist die geheime Instruction, die Hoym 1770 von Friedrich empfing. Darin ward dem Minister aufgegeben, den Adel glimpflich aber mit Nachdruck zu behandeln, ihn, wenn er auch in Oestreich Güter habe, nach Schlesien zu ziehen zu suchen, dagegen aber Töchtern schlesischer Edelleute die Heirath in's Auslaad nicht zu erlauben; so wenig wie den Güterverkauf, um das Geld nach Oestreich zu verschleppen. — Bei den Geistlichen solle Hoym stets Spione haben und nicht gestatten, daß katholische Stiftsstellen an Oestreicher vergeben würden. — Was die Bauern endlich betreffe, solle er hie und da freie ansetzen, damit die unfreien aus der Dummheit und Sclaverei gezogen würden. Hoym war von

Schlabrendorf gebildet, unter dem er in der Breslauer Kammer von unten auf gedient hatte. Friedrich, durch Schlabrendorf auf ihn aufmerksam gemacht, prüfte ihn durch schwierige Aufgaben, durch Commissionen in Preußen und durch das Präsidium in Cleve. Er ward aus Cleve berufen, die Ernennung war vom 19. Januar 1770 und seine durch Eis und Wasser verzögerte Ankunft beantwortete Friedrich mit den Worten: „Einen schlesischen Minister muß nicht Eis noch Wasser abhalten; — Er ist Minister von Schlesien, handle er wie seine Vorgänger. Sei Er so gut wie Münchow, so ehrlich wie Massow, so arbeitsam wie Schlabrendorf: So wird's gut gehn". Hoym entsprach ganz dem Wunsche des Königs, kein Minister verstand besser die Pläne des Königs zur fortschreitenden Cultur Schlesiens so der Localität anzupassen und dem königlichen Willen zu begegnen. Er besaß, was man esprit de conduite nennt, im höchsten Grade. „Wenige Menschen, sagen die vertrauten Briefe, hatten von der Natur ein so gefälliges Aeußere erhalten, wie Hoym. Wenige konnten seiner Anmuth widerstehen, am wenigsten die Frauen, deren Verehrer er stets war und auf die er selbst im Alter noch Eindruck machte." — Dagegen hatte er aber auch starke Feinde, unter andern den Kriegsrath Zerboni di Sposetti, den er einkerkern ließ und auf dessen Catastrophe ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme. Man rechnete seine Einnahme auf 40,000 Thaler — er hatte stets über zwei Millionen baar zu disponiren. Er war fast unumschränkter Herr. Gentz nennt ihn

„Minister, Vicekönig, Gott der Provinz.“ Hoym erhob Schlesien zur blühendsten Provinz Preußens. Vermählt war er mit einer Gräfin Dyhren und besaß die Herrschaft Dyhrenfurt im Wolauer Kreise an der Oder. Eine seiner zwei Erbtöchter, Antonie, heirathete 1788, und brachte Dyhrenfurt an den Grafen Alexander Maltzan auf Mielitsch, den Sohn Joachim Carl's, Geheimen Etatsminister's und ehemaligen Gesandten in London. Hoym starb 1807, achtundsiebzig Jahre alt. Friedrich Wilhelm hatte ihn bei seinem Regierungsantritt 1786 gegraft und ihm den schwarzen Adlerorden gegeben.

Friedrich's Klugheit entging es nicht, daß der erste Krieg um Schlesien nicht der letzte bleiben könne. Die schlesischen Festungen wurden daher sofort besser befestigt und das Heer mit 18,000 Mann frischer Truppen vermehrt. König Georg II., der Sieger über die s. g. pragmatische Armee der Franzosen bei Dettingen am Main, der Allürte Maria Theresia's schrieb an diese: „Madame, ce qui est bon à prendre est bon à rendre.“ Dieser Brief kam in Friedrich's Hände. Er beschloß jetzt, sich des von Oestreich auf's Aeußerste bedrängten deutschen Kaisers Carl's VII., Kurfürsten von Baiern, anzunehmen. Unter dem Vorwand einer Reise zu seinen Schwestern in Baireuth und Anspach, besuchte er im Frühling 1744 des Kaisers Feldherrn, den Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, denselben, der früher bei seinem Vater Friedrich Wilhelm kaiserlicher Gesandter gewesen war, in seinem Feldlager bei Wembdingen an der Grenze des Fürsten-

thums Anspach, wo er, nachdem er capituliren müssen, neutral stehen geblieben war. Er berieth mit ihm den Plan, den Kaiser wieder in sein Erbland einzusetzen. Er schickte nach Paris einen seiner liebsten Freunde, den General Grafen Friedrich Rudolf von Rothenburg, einen gebornen Schlesier und Katholiken, der früher in französischen Kriegsdiensten gestanden, 1732 in Africa gegen die Mauren gefochten und von Paris 1741 zurückgekehrt, zur Schlacht von Mollwitz sich eingefunden hatte. Er war der Vetter des französischen Gesandten, erhielt 1742 den schwarzen Adlerorden, ward 1745 gegraft, und starb 1751, noch nicht zweiundvierzig Jahr alt. Rothenburg schloß mit dem Herzog von Richelieu, zu Versailles, den 5. Juni eine Offensiv-Allianz auf zwölf Jahre bis 1756 ab. Als der französische Brigadier Du Mesnil Friedrich den Abschluß derselben überbrachte, äußerte dieser: „Ich sehe mich mit Vergnügen an die Stelle von Schweden treten. Sonst war es der Lieblingsbundesgenosse Frankreichs, jetzt ist es ein Körper ohne Seele. Diese fehlt mir nicht und man wird zufrieden mit mir sein.“ 15. August 1744 fielen darauf 80,000 Preußen in Böhmen ein, Prag capitulirte den 16. September. Der östreichische Oberfeldherr Herzog Carl von Lothringen mußte aus dem Elsaß, wo er die Franzosen schwer bedrängte, Böhmen über Hals und Kopf zu Hülfe eilen; an seiner Seite war jetzt der Feldmarschall Traun. Dieser manövrirte Friedrich aus Böhmen nach Schlesien zurück. Friedrich gesteht, daß er bei Traun seine Schule gemacht habe.

Er übergab den Oberbefehl an den alten Dessauer. Dieser präsentirte, wie sein Sohn Behrenhorst schreibt, dem sublimen kunstverständigen Gegner in einer unbedeckten Kalesche, die er, der Dessauer, Karre nannte, eine Schlacht, die stets wohlbedächtig ausgeschlagen wurde. Dieses Abtreten vom Heere war das einzige in Friedrich's ganzer militairischer Laufbahn und bildet einen der beiden Brennpunkte in derselben. Auch Prag ging wieder über. Um Geld zu bekommen mußte Friedrich das große Silbergeräth seines Vaters, den silbernen Chor, die Kronleuchter und alles andere Silber aus dem weißen Saale des königlichen Schlosses zu Berlin in die Münze schicken lassen, im December 1744. 20. Jan. 1745 starb Kaiser Carl VII. von Baiern in seiner wiedergewonnenen Hauptstadt München. Die Oestreicher eroberten nun Oberschlesien, 27. Mai, sogar Cosel, da schlug sie Friedrich 4. Juni bei Striegau und Hohenfriedberg in der Gegend zwischen Landshut und Jauer. „Am Abend dieses Tags, sagt Behrenhorst, stand Friedrich allen Königen, die je Heere anführten, gleich.“ Hier war es auch, wo zum erstenmale die preußische Reiterei sich auszeichnete, das Baireuthische Dragonerregiment unter dem tapfern ostpreußischen Litthauer General Friedrich Leopold von Geßler schlug zwanzig Bataillone in die Flucht und nahm siebenundsechzig Fahnen. Geßler erhielt die Grafenwürde und die Zahl 67 ins Wappen. Die Oestreicher mußten nach Böhmen zurück. 30. September folgte darauf der Sieg bei Sorr in Böhmen. Hier fiel

des Königs Lager und Gepäck, auch seine Feldbibliothek, den leichten Reitern Nadasty's und den Panduren Trenk's in die Hände, zu seinem Glücke, denn die Plünderung hielt Nadasty auf, dem Befehle gemäß, ihm in den Rücken zu fallen. Schon unterm 2. October bittet Friedrich seinen alten Lehrer Duhan, ihm schleunig wieder den Cicero, Horaz und Lucian, den Voltaire und Rousseau, den Boileau und Gresset, Montesquieu's Lettres persannes, die Einleitung in die Weltgeschichte von Bossuet, die Memoiren von Feuquières und die Campagnes de Turenne zu besorgen. Er schrieb an den Geh. Kämmerier Fredersdorf: „es Hat bei Sohrr Schärfer gegangen als Nihmahlen und hin ich in der Suppe bis über die ohren geweßen Sistu Wohl mihr thut keine Kugel was." Gleichzeitig schrieb er an den Minister von Podewils: „Lernen Sie von einem Manne, der nie in die Predigten von Elsner ging, daß man dem kommenden Unglück eine eherne Stirn entgegensetzen und schon während des Lebens auf Glück, Genuß und alle Täuschungen verzichten muß." Trotz des Siegs bei Sorr mußte Friedrich sein Heer aus Böhmen nach Schlesien führen, aus Mangel an Lebensmitteln, er bezog scheinbar die Winterquartiere zwischen Schweidnitz und Striegau Ende October. Am 24. schrieb er an Fredersdorf: „ich gehe nicht vom Fleck bis das ich gewiße bin das die Spitzbuben auch Stille sitzen Werden." In Berlin angelangt, erfuhr er durch seinen Gesandten in Dresden, daß Brühl mit Oestreich einen neuen Ueberfall Preußens im Werke

führe. Diesem Ueberfall kam Friedrich rasch zuvor. Er begab sich zur schlesischen Armee und brach mit ihr in die Lausitz, wo der Herzog von Lothringen stand, ein. Aus Görlitz schrieb er 23. November an seinen Fredersdorf: „Wir haben den Feindt ohne den Degen zu ziehen aus der Ganzen Lausitz gegaget und Morgen Mus der Pr. Carel nach Böhmen, 1800 gefangene nebst Pauken, Standarten und Canons nebst einigen vierzig officiers Haben Wihr dahrbei gekriegt; wihr Haben nicht hundert Toten und Blesirten." — „Nun geht es auf Meissen und der Portzellan fabrique los ꝛc., ich kan den Tag nicht bestimmen, von meiner Rückkunft, indessen werde ich mit Ehren die Berliehner thüren wieder sehen und bringe entweder den Frieden oder den föligen untergang Meiner Feinde Mit. Mache man zu fihlen guten Sachen Anstalt. Acht Tage Spähter verschlagen bei So wichtigen Gelegenheiten nichts das aber nehme mihr vohr dießen Winter mihr auf alle Weiße wie du wohl weist mir Was zu guhte zu thun. ich weiß nicht wohr mihr mein Stern Noch herum promeniren Wirdt, indessen Mache was ich kann und lasse die Sachen gehn in So weit ich Sie nicht Endern kann. Hier ist alles besser Preussisch als Säksisch. Gott bewahre dir. Fch." Gleichzeitig rückte der alte Dessauer von Halle her über Leipzig nach Dresden. Während Friedrich mit dem Hauptheere bei Meißen, der Herzog von Lothringen mit dem Hauptheere im Plauenschen Grunde bei Dresden stand,

schlug der Dessauer die Sachsen unter dem Grafen Rutowsky bei Kesselsdorf 15. December 1745. Lothringen ging darauf nach Böhmen zurück, Friedrich zog am 18. in Dresden ein und schloß mit dem Grafen Friedrich Harrach den Dresdner Frieden schon am 25. December 1745 ab, wieder unter des englischen Gesandten Villiers in Dresden Vermittlung. 28. December Mittags hielt Friedrich ernst und bewegt seinen triumphirenden Einzug in offnem Wagen, von seinen beiden Brüdern, den Prinzen Wilhelm und Heinrich, begleitet, durch die Straßen seiner jubelnden Hauptstadt. Abends fuhr er mit seinen Brüdern und dem Herzog von Braunschweig durch die glänzende Illumination zu seinem sterbenden Lehrer, den jetzt als Geheimer Rath im Departement des Auswärtigen angestellten Duhan, in der Adlerstraße n. 7. Drei Tage darauf, znm Jahresschluß, gab Friedrich ein Friedensfest im Opernhause; es bestand, schreibt Bielefeld, in einem Maskenball, zu dem Jedermann Zutritt hatte. Der Hof und der Adel wurden an sechs großen Tafeln bewirthet und jeder Stand fand überall reichlich besetzte Buffets. Das ganze Haus war im Innern mit Wachskerzen, von Außen mit Lampen erleuchtet. Auf dem Opernplatz hatte man einen Janustempel errichtet, dessen Thüren ein römischer Krieger schloß; hinter dem Tempel brannte man ein prächtiges Feuerwerk ab. Der Ball dauerte bis an den Morgen und die Masken fanden den Wein des Königs vortrefflich.“ Der König, der

um die Tafeln Umgang hielt und viel Geräth einstecken sah, auch in den Gängen des Opernhauses sehr viel Besinnungslose traf, meinte: „Ich werde den Spaß nicht wiederholen!“

Die beiden Friedensschlüsse der schlesischen Kriege, der zu Breslau und der zu Dresden, hatten Preußen bedeutend in der öffentlichen Meinung emporgehoben. Aber der Hauptsturm sollte doch noch erst kommen. Maria Theresia konnte das geliebte Schlesien, das ihr „der böse Mann“ geraubt hatte, nicht verschmerzen. Ihr großer Minister Kaunitz schloß die weltberühmte Allianz mit Frankreich am 1. Mai 1756, 16. Januar zuvor hatte sich Preußen mit England verbündet. Es traten jetzt die katholischen gegen die protestantischen Mächte.

Das Bündniß Preußens mit England gab Friedrich Hoffnung, daß wenigstens Rußland sich nicht zu seinen Feinden stellen werde. Die feste Verbindung Englands mit Rußland, die Handelsverhältnisse beider Nationen, die Subsidien, die England seit dem Aachner Frieden 1748 ununterbrochen an Rußland gezahlt hatte, schienen Bürgschaft zu geben. Aber die Bestechlichkeit des russischen Ministeriums und der persönliche Haß Elisabeth's brachten dennoch den Bruch. Preußens 1741 auf zwölf Jahre mit Frankreich geschlossenes Bündniß ging Junius 1756 zu Ende — noch 1753 war ein Commerz- und Schifffahrtstractat zwischen beiden Mächten geschlossen worden, Friedrich hatte ausdrücklich durch seinen

Gesandten, Baron von Knyphausen, ein neues Bündniß gegen England antragen lassen. Der französische Kriegsminister d'Argenson war mit vielen bedeutenden Männern dafür, aber die Gegenpartei der Marquise von Pompadour war stärker. Noch im Januar 1756 kam der Herzog von Nivernois als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, ward im März rappellirt, zu Ende dieses Monats kam der Marquis de Valory, aber nur, um den König zu beobachten. Es kam nun der siebenjährige Krieg 1756—63. Preußen sollte es jetzt bewähren, ob es sich als Weltmacht zu halten fähig sei. Außer England waren nur noch Hannover, Hessen und Braunschweig, Sachsen-Gotha und Lippe-Bückeburg mit Friedrich verbunden. Gegen Preußen standen die drei größten Continentalmächte Europa's: Oestreich, Frankreich und Rußland zugleich. Achtzig Millionen standen gegen sechs bis sieben und 700,000 Mann Truppen gegen 260,000. Aber Friedrich glaubte an eine providentielle Bestimmung und in dieser Zuversicht entfaltete er muthig die schwarzen Adlerfahnen. Er hatte, als er im zweiten schlesischen Kriege auf Dresden marschirte, über das Kriegsungemach an Fredersdorf geschrieben: „ich thue das Wenigste Bößes Hier Was ich kan, aber eine feindliche armée im Lande ist ein groß unglücke und Ein Schaden dahr Gott einen jeden dahrvohr Bewahre dehr es abwenden kan — Mihr jammern die tohten und blessirten Unentlich aber doch ist besser bei Dresden als bei Berlin." Aber er schrieb auch

an Voltaire: „Der Stier muß Furchen ziehn, die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen und ich — muß Krieg führen." Preußen war dazumal nur so groß, wie heut zu Tage Baiern. Im Schatz waren 1755 wieder über siebzehn Millionen angesammelt.

Was ein Mann ausrichten kann, hat Friedrich der Große der Welt in dem schweren siebenjährigen Kriege gezeigt, einem Kriege, den er gegen sechs gekrönte Häupter, vier Kurfürsten und vier andre nicht unbedeutende Souveräne, also gegen eine Coalition von vierzehn Fürsten zu bestehen hatte. Er war manchmal nahe daran, von allen Mitteln, nur nicht von seinem Genie, dem besten Mittel, verlassen, sich der Giftpillen zu bedienen, die er, wie einst Hannibal, für den äußersten Nothfall immer bei sich führte. Seine Hauptmaxime, die er an Ziethen einmal in einer Ordre aussprach, war: „Immer dem Feind in den Hosen gesessen!" In diesem Geiste kam er seinen Feinden zuvor, indem er, ehe sie zum Kampf bereit waren, in Sachsen in drei Colonnen einfiel mit 60,000 Mann. In diesem Geiste raffte er sich nach den schwersten Niederlagen jedesmal am Energischsten wieder auf und suchte durch einen unerwarteten kühnen Schlag wieder sein Glück zu verbessern. Alle Hülfsmittel, deren sein Genie habhaft werden konnte, bot er auf. Um immer und zeitig hinter die Projecte seiner Feinde zu kommen, benutzte er alle Canäle, die sich ihm darboten. Am sächsischen Hofe hatte Brühl durch den berüchtigten Accisrath Siepmann, der früher in

Berlin Resident gewesen war, eine geheime Expedition zum Behuf der Perlustrirung der über die sächsischen Poststationen laufenden Briefe errichten und namentlich die preußischen Depeschen an den Gesandten von Klinggräf in Dresden öffnen lassen. Friedrich brauchte Repressalien. Der sächsische Cabinetscanzellist Mentzel ward bestochen, die Depeschenschränke im sächsischen Cabinete zu öffnen. Der Cabinetsrath Eichel schickte zwei Schlüsselbunde zu diesem Behufe an den neuen preußischen Gesandten von Maltzahn in Dresden. In der zweiten Sendung fand sich endlich der passende Schlüssel, Mentzel beförderte die Depeschen der vier großen europäischen Höfe nach Berlin. Namentlich hielt sich Friedrich, nach dem Vorgang Marlborough's und Eugen's, wohlbezahlte Spione. So schreibt er einmal an Winterfeld 22. Dec. 1756: „Ich mus das project der Campagne aus Win haben, drei Cojons habe ich dorten, aber man kan der nicht genug haben.“ Und 15. Jan. 1757 schreibt er: „Ich will euch, den Pfaffen anlangend, wohl im Vertrauen sagen, daß ich bereits zwei in Wien habe. Was aber den Menschen in der Brown'schen Cantzelei (Graf Browne war der erste Feldherr, den Oestreich im siebenjährigen Kriege Friedrich entgegenstellte) anlanget, da sollt Ihr kein Geld sparen und ihm geben.“

Friedrich hielt die sieben schweren Kriegsjahre in einer Spannung aus, die nur ein so ganz gefesteter

und gestählter Charakter aushalten konnte, wie er ihn sich nach vielen Leiden und Kämpfen zu eigen gemacht hatte. Doch brachen diese sieben schweren Jahre den frohen Muth, der ihn bisher immer belebt hatte, das Leben erschien ihm von der gestrengsten und ernstesten Seite, alle seine Neigungen und Gewohnheiten änderten sich in diesen sieben Jahren, sie wurden ebenfalls gestrenger und ernster. Der siebenjährige Krieg hat Friedrich zum alten Manne gemacht, er erhielt seitdem auch den Beinamen: der alte Fritz. Er schrieb unterm 28. Mai 1759 schon an d'Argens: „Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci noch in der Welt giebt; der Ort sei wie er wolle, für mich ist der Name nicht mehr passend. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: ich habe meinen frohen Sinn, mein Feuer, meine Lebhaftigkeit verloren. Alles das sind die Wirkungen nicht sowohl der Jahre, als die der Sorgen.“ Eben so schreibt er unterm 11. November 1760 an seine alte Freundin die Frau von Camas: „Ich schwöre es Ihnen, es ist ein Hundeleben, das außer Don Quixotte, kein Mensch geführt hat, als ich. Diese Lebensweise, diese Unruhe, die kein Ende nimmt, hat mich so alt gemacht, daß es Ihnen Mühe machen wird, mich wieder zu erkennen. An der rechten Seite des Kopfs sind die Haare ganz grau geworden, meine Zähne zerbröckeln und fallen aus, ich habe Falten im Gesicht wie die Falbeln an einen Damenkleid, der Rücken ist so gekrümmt, wie der eines Mönchs von la Trappe.“ Und unterm 6. März

1763 schreibt er an dieselbe Dame: „Mich werden Sie gealtert und fast kindisch wiederfinden, grau, wie einen Esel, täglich einen Zahn verlierend und halb lahm vom Zipperlein.“

Bei Eröffnung des Kriegs bewieß Friedrich die größte Energie. Als er die großen Zurüstungen seiner Feinde sah, schrieb er an seinen Oheim, den König von England: „daß es klüger wäre praevenire, quam praeveniri.“ Er wollte aber nicht der angreifende Theil sein. Er fragte daher Maria Theresia um den Zweck ihrer gewaltigen Rüstungen. Sie gab eine ausweichende Antwort. Er verlangte eine bestimmte und schloß seinen Brief mit den Worten: „point de réponse en style d'oracle.“ Dennoch blieb die Kaiserin-Königin räthselhaft wie zuvor. Er hatte ihr ausdrücklich erklärt, er werde eine zweideutige Antwort als Kriegserklärung ansehen. Demzufolge flüsterte er gegen Ende August 1756 bei einem großen Souper dem englischen Geschäftsträger Mitchel zu, er solle um drei Uhr Morgens zu ihm kommen. Er nahm ihn in's Lager mit, eröffnete ihm, die hier versammelten 100,000 Mann würden in dem Augenblicke abmarschiren, ohne zu wissen wohin, und ersuchte ihn, dem König von England zu schreiben, daß er aufbreche, um dessen und seine Länder zu schützen.

Die glücklichsten Jahre des Kriegs waren für Friedrich die beiden ersten. Am 29. August 1756 rückte er in Sachsen ein, am 9. September besetzte er

Dresden und am 16. October nahm er die 17,000 Sachsen unter dem Grafen Rutowsky in ihrem Lager bei Pirna gefangen, nachdem er den Succurs, den ihnen der östreichische Feldmarschall Graf Browne bringen wollte, bei Lowositz geschlagen hatte. Sachsen war erobert, Friedrich nahm sein Winterquartier in Dresden. Hier studirte er im Brühl'schen Palais, blies die Flöte, schrieb Briefe, gab Assembléen, besuchte die Bildergallerie, Hasse's Opern und Concerte, besuchte die katholische Kirche in Gegenwart des Hofes, hörte auch eine Predigt in der Kreuzkirche.

Der Feldzug von 1757 war der reichste an Schlachten in der ganzen zeitherigen neueren Geschichte. Er ward eröffnet mit dem Siege bei Prag über Herzog Carl von Lothringen und Feldmarschall Browne: hier fiel aber auch schon das erste von den vier Heroenopfern des siebenjährigen Kriegs: der tapfre, sanfte, fromme, dreiundsiebzigjährige Greis Feldmarschall Graf Curt Christoph Schwerin. Friedrich hatte viel Mannschaft verloren: er versäumte es, unmittelbar nach der Prager Schlacht rasch den Feind zu verfolgen und bis nach der Donau vorzubringen.

Darauf kam der denkwürdige 18. Juni 1757: die Schlacht bei Collin — der Jahrestag der glorreichen Schlacht bei Fehrbellin, zweiundachtzig Jahre früher, und der glorreichen Schlacht bei Waterloo, achtundfunfzig Jahre später — der Unglückstag, wo

Friedrich zum erstenmal und entscheidend von Feldmarschall Daun geschlagen wurde. Bei Collin war es, wo Friedrich zum erstenmal besseren Rath ausschlug: diesmal kam er vom Prinzen Moritz von Dessau. Vergebens hatte Friedrich seine Garden und die Cavalerie im Uebermaaße der Verzweiflung mit den famosen Worten, die ihm damals entschlüpften, in's Gefecht zurückgetrieben: „Ihr Rakker, wollt Ihr ewig leben?"

Die Niederlage bei Collin machte, wie Friedrich nur zu wohl vorausfühlte, einen unberechenbaren moralischen Eindruck: sie zerstörte den Nimbus der Unüberwindlichkeit, der sich zeither zwölf Jahre lang um seinen Namen gelegt hatte. Der König faßte sich aber und schrieb an Schlabrendorf in Schlesien damals: „Ihr sollt die gut gesinnten und mir treu affectionirten Schlesier aufmuntern — es ist kein Wunder, daß, nachdem ich sieben Bataillen gewonnen habe, ich nun einmal eine verliere." Er schreibt an Lord Marishal: „Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird, gegen Russen, Oestreicher, fast ganz Deutschland und 100,000 Franzosen zu unterliegen, aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden."

Aber wie Friedrich nach der Prager Schlacht es versäumt hatte, auf die Donau loszugehen, versäumte es jetzt Daun nach der Colliner Schlacht auf Prag zu marschiren: that er das, so war der Krieg aus. Siegte dagegen Friedrich bei Collin, so änderte sich

die Gestalt Europa's. Der Kern des östreichischen Heeres, 50,000 Mann, die ganze Generalität, des Kaisers Bruder, Carl von Lothringen, waren eingesperrt in Prag, alle Pässe zum Böhmerland in der Gewalt der Preußen, Prag wurde durch die Belagerung und durch Hunger auf's Aeußerste gebracht, Wien war auf keine Belagerung gerüstet, in der alten Kaiserburg herrschte panischer Schrecken. Siegte Friedrich bei Collin, so war sein Lieblingsplan wohl nicht abzuwehren: die Vertauschung Sachsens mit Inbegriff der Lausitzen gegen das Königreich Preußen mit der erblichen Krone Polen für den Albertinischen Mannsstamm.

Die Folge des Verlustes der Colliner Schlacht war, daß die Bundesgenossen Oestreich's jetzt mit voller Macht ausbrachen. Ein Corps Franzosen überschwemmte ganz Westphalen, ein anderes vereinigte sich mit der Reichsarmee und rüstete sich zum Einbruch in Sachsen. 100,000 Mann Russen marschirten heran, um Preußen zu erobern. Selbst die Schweden, deren Königin Friedrich's Schwester war, kamen jetzt über's Meer „herangeschlichen wie Füchse zur fetten Pommerischen Gans — um immer wieder als Hasen abzuziehen."

Friedrich — aber erst einen vollen Monat nach der Unglücksschlacht bei Collin — mußte Böhmen räumen. Darauf folgte der Fall des zweiten Heroenopfers des siebenjährigen Kriegs, des Lieblings Friedrich's, des kühnen Hans Carl von Winterfeld, der noch dem König gerathen hatte, „lieber in

Klumpen nach dem Rheine durchzubrechen und sich, ein anderer Chlodowig, Frankreich von dem verachteten Hofe und der elenden Regierung zu erobern." Winterfeld fiel bei Moys in Schlesien, worauf Schweidnitz an Nadasty und darauf sogar Breslau capitulirte. Dann kam die Brandschatzung von Berlin durch die Oestreicher unter Haddik im October. Und endlich kam noch der Tod der hochgeliebten Mutter Friedrich's, die zehn Tage nach der Unglückspost von Collin auf ihrer Sommer-Residenz zu Monbijou in Berlin starb.

Auf dieses vierfache Unglück erschienen die beiden großen Siege bei Roßbach in Thüringen am 5. Nov., und einen Monat darauf, am 5. December, bei Leuthen in Schlesien. Die Schlacht bei Roßbach war die glänzendste für Friedrich im ganzen siebenjährigen Kriege. Hier wurde nicht nur die Armee „der Reichströpfe„ eine „Reißausarmee", sondern es büßten auch die seit dem dreißigjährigen Kriege allgefürchteten Franzosen ihren Kriegsruhm mit einem Male ein: wie Spreu vor dem Winde trieb Friedrich das galante Heer des Lieblings der Pompadour, des Prinzen Soubise mit seinen vielen Weibern, Pariser Putzhändlerinnen, Perruquiers und Friseurs auseinander. Die Straße nach Erfurt ward mit weggeworfenen Cuirassen, großen Reiterstiefeln, gallonirten Federhüten und Echarpen wie besäet. Der deutsche Name kam durch die Schlacht bei Roßbach wieder gegen die Franzosen zu Ehren. Selbst in Paris, wo Soubise

für die Niederlage den Marschallsstab bekam, erhielt Friedrich enthusiastische Verehrer. Er war artig genug, zu erklären, daß er sich gar nicht daran gewöhnen könne, die Franzosen als seine Feinde ansehen zu müssen. Der Hauptheld der Roßbacher Schlacht, für die er den schwarzen Adlerorden erhielt, war der siebenunddreißigjährige Friedrich Wilhelm von Seydlitz, ein Schlesier, der kühne Cuirassier-General, der zwischen sausenden Windmühlenflügeln durchritt. Friedrich der Große hatte ihn einmal auf der Frankfurter Oderbrücke gefragt: „Seydlitz, was würde Er thun, wenn der Feind vor Ihm und hinter Ihm wäre?“ Ohne ein Wort zu antworten, setzte Seydlitz mit seinem Pferde in die tiefe Oder und schwamm an's jenseitige Ufer. „Bei Roßbach rauschte,“ wie Behrenhorst sich ausdrückt, „seine Cavalerie, wie eine Fluth in langen Strömen daher und spülte Soubise und Hildburghausen vom Erdboden weg.“ Der Sieg bei Lenthen — nach der berühmten Rede an die Offiziere, gehört Friedrich selbst und allein. Er erfocht sie mit der „Berliner Wachtparade,“ wie die Oestreicher seine zusammengeschmolzene Armee zum Spotte nannten, mit 30,000 Mann gegen 80,000 unter Herzog Carl von Lothringen. Die Leuthner Schlacht verlief eben so rapid, wie die bei Roßbach, sie dauerte nur zwei Stunden, von früh vier bis sechs Uhr, Friedrich gewann sie durch den schrägen, keilförmigen, macedonischen Phalanx. Etwas über zwei Drittheile der Zahl seiner Wachtparade, 21,000 Mann

Oestreicher nahm er gefangen und äußerte damals in Bezug auf diese Wachtparade: „Je leur pardonne la sottise qu'ils ont dit en faveur de celle qu'ils ont fait."

Die Winterquartiere nahm er in diesem denkwürdigen Feldzuge 1757 in dem wiedergewonnenen Schlesien zu Breslau.

Darauf folgten die für Friedrich schwersten und unglücklichsten zwei Jahre, die Jahre 1758 und 1759.

Vorerst mißglückte die Belagerung von Ollmütz in Mähren. Die Russennoth begann im Jahre 1758. Schon im Januar kam das ganze Königreich Preußen unter russische Verwaltung: gerade an Friedrich's Geburtstage mußte Königsberg der Kaiserin Elisabeth huldigen und schwören. Friedrich hat das nie vergessen können: er ist seitdem nie wieder in jene Gegenden gekommen. Am 25. August 1758 siegte er zwar über die Russen unter Fermor bei Zorndorf in der Nähe von Cüstrin, das die Russen in einen Aschenhaufen verwandelt hatten, aber es war ein blutiger, theuer erkaufter Sieg. Die Russen standen wie die Mauern. Vergebens bemühte sich Friedrich, seine in Unordnung gebrachte Infanterie zu einem erneuerten Angriff gegen diese Klumpen zu vermögen, es gelang nicht, obgleich er selbst eine Fahne in die Hand nahm. „Ohne Seydlitz, sagte er damals zu Mitchel, würde es schlecht aussehn!" Der Marschall Keith, der die Russen nur zu gut kannte, weil er lange sie commandirt hatte, hatte Friedrich wohl erzählt, daß sie wie die Mauern ständen, daß sie sich eher massen-

weise niedermetzeln ließen, als die Flucht ergriffen, der König hatte nur zwischen den Zähnen gemurmelt: „Ah bah, cette canaille!“ Als jetzt diese Züge nach der frischen Wirklichkeit gemeldet wurden, rief Keith auch wieder bei jedem einzelnen Zuge: „Ah, ah, cette canaille!“

Nach der blutigen Russenschlacht bei Zorndorf kam nun Friedrich's Hauptfeind über ihn, Loudon, jener kleine unansehnliche Loudon, den er selbst in seinem Heere hätte haben können, dem er aber, gerade wie einst der große Ludwig dem berühmten Eugen, eine Stelle in seiner Armee abgeschlagen hatte, aus unüberwindlicher Abneigung gegen seine widerwärtige Physiognomie und seine rothen Haare. Auf Loudon's Rath überfiel Daun den König am 14. Octbr. 1758 in seinem Lager bei Hochkirch in der Nähe von Bautzen in der Lausitz. Dieses Lager war so schlecht geschützt, daß Marschall Keith zu Friedrich sagte: „J'ai vu beaucoup de camps dans ma vie, mais jamais un pareil, ni en realité, ni en peinture.“ „Wenn Daun uns hier nicht angreift, setzte er hinzu, so verdient er gehangen zu werden.“ „Ich hoffe, erwiederte damals Friedrich, er wird sich mehr vor uns fürchten, als vor dem Stricke.“ Diese Zuversicht kam dem König theuer zu stehen: es war das zweitemal, wo er den bessern Rath verschmähte. Allerdings war Daun eine Zeit lang unschlüssig, trotz des allgemeinen Geschreies seiner Generale, doch anzugreifen. Da sagte ihm Loudon: „Wenn wir den König in diesem Lager ruhig lassen, wenn wir diese Ausforderung herunterschlucken, so verdienen wir alle,

von E. Excellenz an, infam cassirt zu werden. Er hält uns ja alle für Hundsfötter!" Wieder nur war es Seydlitz, der den völligen Ruin des Heeres bei Hochkirch abhielt.

Der Tag von Hochkirch — merkwürdigerweise wieder der Jahrestag von Jena, achtundvierzig Jahre später — galt Friedrich als der traurigste seines Lebens. Der hochgeliebte Keith, der ihn gewarnt hatte, fiel auf dem blutigen Kirchhof von Hochkirch — als das dritte Heroenopfer des siebenjährigen Kriegs. Außerdem büßte der König hundert Kanonen ein und dreißig Fahnen. Friedrich war tief erschüttert, sein Vorleser Catt traf ihn am Abend in Bourdaloue's Predigten lesend. Wie bei Collin die Trauerbotschaft vom Tode seiner Mutter, kam bei Hochkirch die vom Tode seiner Lieblingsschwester, der Markgräfin von Baireuth, dem ersten Unglücke nach: sie starb in derselben Morgenstunde, in der Friedrich die herbe Niederlage erlitt. So ehrerbietig er seine Mutter betrauert hatte, so zärtlich trauerte er um seine Schwester: er ließ ihr in einem Bosquet zu Sanssouci einen Tempel der Freundschaft zum Andenken errichten, in den er oft ging, wie er noch funfzehn Jahre später an Voltaire schrieb.

Zehn Monate nach der Ueberrumpelung bei Hochkirch schlug Loudon den König selbst mit dem Russen Soltikoff zur Vernichtung bei Kunnersdorf in der Nähe von Frankfurt an der Oder, am 12. Aug. 1759: hier fiel Kleist, der Dichter des Frühlings, der Freund Lessing's, als das vierte Heroenopfer des siebenjährigen Kriegs.

Nach der Hochkirchner Niederlage, wo die Preußen gleich darauf eine halbe Stunde von Daun unmittelbar unter seiner Nase ein neues Lager bezogen, war es dem König noch gelungen, durch künstliche Märsche und Manoeuvres Schlesien zu retten: Friedrich konnte seine Winterquartiere nach der Campagne von 1758 noch einmal in Breslau nehmen. Nach der Kunnersdorfer Niederlage aber war er zugleich von Schlesien und von Sachsen abgeschnitten und seine Lage geradehin verzweifelt. Er schrieb damals auf einen Zettel mit Bleistift an den Cabinetsminister Finkenstein nach Berlin: „Tout est perdu, sauvez la famille royale. Adieu pour jamais!“

Friedrich selbst hatte zwei Pferde verloren, es hatte ihn eine Flintenkugel getroffen, nur ein goldnes Etui in seiner Westentasche rettete ihn. Man mußte ihn, als Alles verloren war, fast mit Gewalt aus dem Getümmel reißen. Verzweifelnd rief er: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel erreichen?“ Die Bestürzung war so groß, daß die Infanteriecolonnen bei dem bloßen Geräusche der Kasacken auf tausend Schritt weit flohen, ehe man sie wieder zum Stehen bringen konnte. In Berlin hieß es in der ersten Bestürzung, man wisse nicht, wo der König sei. Die früheren Couriere hatten Sieg gemeldet, auch war die Schlacht für Friedrich Abends sechs Uhr gewonnen, die Verschanzungen Soltikoff's genommen, siebzig Kanonen erobert, wenn er nicht es hätte durchsetzen wollen, wieder gegen den Rath selbst des kühnen Seydlitz, die Judenberge bei Frankfurt zu stürmen. Von hier trat den erschöpften Truppen Loudon aus

dem hohlen Grunde, dem Loudonsgrunde, entgegen, wo er sich bisher verdeckt als Nachhut gehalten hatte. Zehn Tage nach der Schlacht schrieb Friedrich an d'Argens: „Nein, die Marter des Tantalus, die Pein des Prometheus, die Strafe des Sisyphus sind nichts im Vergleich mit dem, was ich seit zehn Tagen leide, der Tod ist süß gegen ein solches Leben.“ Friedrich wurde aber diesmal doch wieder und zwar durch den russischen Oberfeldherrn gerettet. Die Russen waren nicht willig, für Oestreich Eroberungen zu machen. Dem Reichskanzler Bestucheff war der Eifer gegen Preußen mit englischem Gelde gedämpft, der Thronfolger betete den großen Friedrich an. Soltikoff sagte zu Loudon: „Je n'ai ni ordre, ni envie, d'écraser le Roi.“ Trotz dem, daß auch noch Dresden 4. September 1759 durch Graf Carl Christoph Schmettau verloren ging, zwar auf des Königs Befehl, aber sehr gegen seinen Wunsch, die Contreordre kam zu spät durch einen Spion in Schmettau's Hand; — trotz dem, daß General von Finck mit 12,000 Mann in offnem Felde bei Maxen in der Nähe von Dresden sich an Daun ergeben mußte, wie drei Jahre zuvor die Sachsen bei Pirna an die Preußen, „bis dato ein ganz unerhörtes Exempel“, wie Friedrich an Finck selbst schrieb; — trotz dem, daß den König auch noch die Gicht an beiden Füßen und in der linken Hand plagte, so daß er sich während der Hin- und Hermärsche in Schlesien und Sachsen tragen lassen mußte, weßhalb er sich mit dem ewigen Juden verglich, trotz diesem wiederholten vierfachen Unglück behauptete sich Friedrich doch noch in

Sachsen. Nachdem er Daun gegenüber in der Winterkälte — und das ganze preußische Fußvolk hatte nicht einmal Mäntel — sechs Wochen bei Wilsdruff gelagert hatte, nahm er seine Winterquartiere zu Freiberg im Erzgebirge 10. Jan. bis 25. April 1760. 29. März 1760 schrieb er hier die Ode: „An die Deutschen“ *).

Das Jahr 1760 war ein Angstjahr. Die Belagerung des verloren gegangenen Dresdens mißglückte. Loudon nahm 26. Juli Glatz, die wichtigste Festung der preußischen Monarchie nach Magdeburg. Einen Monat vorher, 23. Juni, hatte derselbe schlimme Loudon auch den General Fouqué bei Landshut, wo er ihn, freilich mit 30,000 Mann gegen nur 8000 Mann, angriff, nach heldenmüthiger Gegenwehr von zwei Uhr Nachts bis Mittag geschlagen und ihn mit seinem ganzen Corps gefangen genommen. Der erste Sonnenblick wieder war der Sieg über Loudon bei Liegnitz 15. August. Daun und Loudon und Soltikoff hatten Friedrich umzingeln und vernichten wollen, er täuschte Daun und griff Loudon vereinzelt an. 18. Sept. schrieb Friedrich aber an d'Argens: „Im Ganzen genommen, hat sich meine Lage nicht viel verbessert. Dieser Feldzug ist ärger, wie alle vorhergehende; bisweilen weiß ich nicht, wohin ich mich wenden soll.“ Vom 8. bis 12. October war

*) Der König wohnte in Freiberg auf der Fischergasse in dem Hause meiner Eltern, das jetzt dem Berghauptmann von Beust angehört. Sein Arbeitscabinet, nach dem Garten heraus, mit einer heitern chinesischen Blumen- und Vögeltapete und goldnen Leisten decorirt, war zu meiner Zeit noch unverändert erhalten.

Berlin zum zweitenmale in den Händen des russischen Generals von Tottleben und des östreichischen Lascy, wo Charlottenburg geplündert wurde, das Antikencabinet des Cardinal Polignac und das Porzellancabinet zerstört ward. Die entscheidendste Schlacht, die Schlacht, die die preußische Monarchie rettete, war die Torgauer Schlacht 3. Novbr. 1760 gegen Daun. Diese Schlacht, den zwölften Sieg um Schlesien, gewann der Husaren-General Hans Joachim von Ziethen, der alte fromme Ziethen, der General, der allemal, wenn von Kriegsrath und Operationsplänen die Rede war, zu sagen pflegte: „Wenn ich auf den Fleck komme, werde ich meine Dispositionen machen" — der General, der allemal vor einer Schlacht mit seinem Säbel ein Kreuz in die Luft hieb, um sich dem göttlichen Beistande zu empfehlen. Friedrich, der so oft über ihn gespottet hatte, empfing im grauen Duft der ersten Dämmerung nach Eroberung der Süptitzer Höhen den Bericht von ihm: „E. Maj., der Feind ist geschlagen, er zieht sich zurück." Der König fiel ihm tief bewegt in die Arme. Dann sprengte Ziethen zu seinen Husaren zurück und rief: „Burschen, unser König hat die Schlacht gewonnen und der Feind ist völlig geschlagen. Es lebe unser großer König!" Die Husaren in ihren weißen Mänteln antworteten einstimmig: „Ja, ja, unser König Fritz soll leben! Aber unser Vater Ziethen auch, unser Husarenkönig auch!" Bei Torgau war es, wo Friedrich, als ihm die matten Kugeln am Wachtfeuer aus seinem blauen Ueberrock fielen, seinen

Grenadieren das Gift, das er bei sich trug, zeigte. Man fand es nach seinem Tode noch eingepackt, fünf bis sechs Pillen in einem engen gläsernen Tubus. Friedrich konnte seine Winterquartiere nun noch einmal in Sachsen nehmen, er ging nach Leipzig. Aber der Verlust war sehr groß gewesen, man sagt auf preußischer Seite an die 20,000 Menschen. Torgau war das Malplaquet des siebenjährigen Kriegs. Als Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, die Liste dem König brachte, riß er sie ihm aus der Hand mit den Worten: „Es kostet Ihm seinen Kopf, wenn die Zahl bekannt wird.“ Er wußte kaum mehr, wo Menschen für seine Armee hernehmen: eine preußische Armee war es nicht mehr, sie bestand aus Ueberläufern, gepreßten Leuten, Sträflingen und andern Leuten dieser Gattung. Friedrich mußte zu s. g. Entrepreneurs, zu Menschenhändlern, seine Zuflucht nehmen, wie zu dem famosen Collignon (die Familie ist jetzt in der Adelsreihe Preußens), der seinen Agenten pr. Kopf zehn Thaler gab, während er funfzehn und mehr dafür erhielt. Ende 1760 hatte Friedrich mit Mühe 93,000 Mann zusammen gegen noch immer mehr als 200,000 Feinde. In diesem Winter war es, wo er am 18. December Nachmittags vier Uhr im Apelschen Hause die Unterredung mit Gellert hatte, nach welcher er ihn le plus raisonnable de tous les savans allemands nannte. Er ließ in diesem Winter auch seine Kammermusik, seine Neffen, den Prinzen von Preußen und dessen Bruder und seinen Freund Marquis d'Argens nach

Leipzig kommen. Schon in Leipzig wurde Friedrich aber das Flöteblasen sauer. d'Argens traf ihn harmlos auf dem platten Boden seines Zimmers sitzend und die Hunde fütternd. In den Winterquartieren studirte Friedrich, wie in Sanssouci, er las z. B. den de Thou, die Kirchengeschichte von Fleury, er machte Verse (atheistische Oden, wie Walpole schreibt, statt Psalmen an deu Wassern Babylons) und correspondirte. Selbst während der Campagne arbeitete er mit den Kabinetsräthen Eichel und Cöper, schrieb sein Campagne-Tagebuch, Abends fand sich der Lecteur zur Unterhaltung bei ihm ein. So trieb er es regelmäßig den ganzen Krieg durch, indem er nicht campirte, sondern beständig cantonnirte. Die schlechteste Bauernhütte war ihm recht. Bei Tische ging es munter her. Abends speiste er ganz einfach, gewöhnlich gesottne Bräzeln mit französischem Käse, wozu er Tyroler Wein trank. Später ging er ganz ohne zu speisen zu Bette. Er schlief nur fünf Stunden. Auf schnelle Fälle waren stets zwei Engländer gesattelt. Auf Märschen bestand sein Mittagsessen in einer Tasse Chokolate.

Schon im Laufe des verflossenen Jahres hatte Friedrich Friedensversuche gemacht, man hatte sie abgeschlagen, Oestreich dachte ihn in diesem Jahre gewiß aufzureiben. König Georg II. von England, Friedrich's Bundesgenosse, war gestorben. Pitt, der Hauptvertheidiger Friedrich's, des wonderfull man of the war, wie er ihn nannte, war nach Georg's II. Tode aus dem Ministerium getreten. Sein Nachfolger, Lord Bute, zog die englischen Subsidien

ein. England hatte zeither 670,000 Pfund Sterling jährlich gezahlt, etwa vier bis fünf Millionen Thaler gutes Geld. Aus diesen vier bis fünf Millionen gutem Gelde ließ Friedrich zehn Millionen Thaler schlechtes Geld mit dem Bildniß des polnischen Königs und des Fürsten von Bernburg prägen. Zuletzt galt, was sonst fünf Thaler galt, funfzehn. Das Geschäft ging durch den Juden Ephraim, dem er die Münze in Sachsen mit acht Procent Gewinn verpachtet hatte. Man execrirte den König und ließ abscheuliche Spottmünzen auf ihn schlagen, wo er Ephraim streichelnd ausruft: „Sehet hier den geliebten Sohn, an dem Ich Mein Wohlgefallen habe.“ Es wurden Drittelstücke geprägt, die sehr schön weiß gesotten waren. Das Volk machte auf sie den Reim:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim.

Man nannte diese sächsischen Achtgroschenstücke Ephraimiten, Schinderlinge, Blechklappen. An manchen Orten galt ein Ducaten neun Thaler. Die Noth zwang Friedrich zu dieser „Industrie“, wie er es nannte. Er wußte kaum mehr, woraus er seine Gelder zu den Feldzügen beziehen sollte. Schon 1758 war der Schatz, der halb in Magdeburg, halb in Stettin lag, stark angegriffen, ward aber nicht erschöpft, Friedrich suchte immer noch einen letzten Fonds zu erhalten. Der großväterliche Schmuck von Brillantknöpfen und andre Kostbarkeiten wurden verkauft. Neue Auflagen wollte Friedrich seinen Unterthanen nicht zumuthen, er hat sie den ganzen Krieg durch

nicht erhöhet. Nur die noch größere Erschöpfung seiner Gegner, namentlich Maria Theresia's, rettete Friedrich. Um die Unterhaltungskosten zu ersparen, entließ sie im December 1761 20,000 Mann.

Der Feldzug von 1761 kostete dem König Schweidnitz, das wieder der schlimme Loudon am 1. Oct. plötzlich mit Sturm innerhalb drei Stunden unter dem Schutze eines dichten Nebels nahm, kostete die Hälfte von Schlesien; kostete ihm Kolberg und die Hälfte von Pommern. Der Verlust von Schweidnitz traf wie ein Donnerschlag den König: der ganze Feldzug hatte sich nur um die Behauptung dieses wichtigen Waffenplatzes gedreht. Als die Hiobspost an den König kam, sagte er zu dem Adjutanten, der sie brachte: „Ich sag' Ihm aber, es ist nicht wahr. Scher' Er sich zum Teufel!" Noch einmal aber nahm er seine Winterquartiere in Schlesien, zu Breslau. Diesmal freilich neben den Oestreichern, wie 1760 neben ihnen in Sachsen. Es war sein unerschütterlicher Vorsatz, einen entehrenden Frieden nie zu unterschreiben. Wie ein alter Römer hatte er unterm 28. October 1760, sieben Tage vor der Torgauer Schlacht, die ihn errettete, an d'Argens geschrieben: „Es giebt keine Beredtsamkeit, die mich dahin führen könnte, meine Schande zu unterzeichnen. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder ich werde, wenn dieser Trost dem mich verfolgenden Geschicke noch zu süß sein sollte, meinem Unglücke ein Ende zu machen wissen. Ich habe meine Handlungen von jeher nach

meiner innern Ueberzeugung und nach dem Gefühle von Ehre eingerichtet, das alle meine Schritte leitet und immer leiten wird. Nachdem ich meine Jugend meinem Vater gewidmet habe, meine spätere Zeit dem Vaterlande, glaube ich nun mit Recht über mein Alter verfügen zu können. Es giebt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind; meine Sache ist das nicht. Habe ich für Andere gelebt, so will ich für mich sterben. Ich werde zu Erreichung meiner Entwürfe die kühnsten Dinge unternehmen oder ehrenvoll untergehen." Noch im Januar 1762 schrieb er an d'Argens: „Kreisel, die Kinder peitschen, werden nicht ärger herumgetrieben, als ich bisher von drei erbitterten Feinden." Am 5. Januar 1762 starb endlich zu seinem höchsten Glücke in der ungeheuren Bedrängniß einer dieser Feinde, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, „enfin, schrieb Friedrich, le diable a troussé cette infame catin du nord" — sie hatte nur zwischen Brantwein- und Liebesrausch getaumelt. Ihr Nachfolger, Peter III., schloß Frieden und Bündniß mit Friedrich. Am 9. October 1762 ward Schweidnitz wieder erobert und am 29. October gewann Prinz Heinrich die letzte Schlacht des siebenjährigen Kriegs, die bei Freiberg, Friedrich nahm seine Winterquartiere zum letztenmal in Leipzig, seine Truppen aber brachen in's Reich ein und brandschatzten bis Nürnberg und Regensburg. Im December schon traten Herzberg von preußischer Seite, Collenbach von östreichischer und Fritsch von sächsischer auf dem Jagdschlosse Hubertusburg

zum Friedens-Congresse zusammen. Collenbach wollte wegen des kleinen, aber wichtigen Glatz, das 1760 erobert worden war, brechen. Er bezahlte seine Rechnungen und ließ seinen Reisewagen schmieren. Herzberg sagte ihm lachend „adieu!“ — da unterschrieb der Oestreicher und fiel Herzberg um den Hals. Auch der schwedische Gesandte wollte mit unterhandeln, Friedrich nahm ihn aber gar nicht an, er sagte: „Der König von Schweden hat mit meinem Obersten Belling Krieg geführt, mit dem mag er auch Frieden schließen.“ Am 15. Febrnar ward das Friedens-Instrument unterzeichnet. Drei Wochen nachher war Sachsen von den preußischen, Schlesien von den kaiserlichen Truppen geräumt. Am 30. März spät Abends traf Friedrich in Begleitung des Prinzen Ferdinand von Braunschweig und des General Lentulus in Berlin, das er sechs Jahre lang, seit dem 12. Januar 1757 nicht mehr gesehen hatte, wieder ein. Er wieß aber alle Freudenbezeigungen, die d'Argens am Frankfurter Thore veranstaltet hatte, von sich, es war zu ernst in seiner Seele. Er begab sich in der Stille in das königliche Schloß und blieb in Berlin bis zum 21. April, wo er nach Potsdam ging. Er hatte schon unterm 6. März 1763 an die Frau von Camas geschrieben: „Ach, meine gute Mama, wie fürcht' ich mich vor Berlin, und die Lücken, die ich dort finden werde!“ Er gestand, daß er die ehrenvolle Beendigung des Kriegs nur dem Umstande verdanke, „daß er den letzten Thaler in der Tasche behalten habe.“ Dem feinen Hofmann, General

Lentulus, der ihm schmeicheln wollte, erklärte er ehrlich und geradezu: „Gestehe er nur, daß ich viel Glück gehabt habe.“

Seit dem Frieden von Hubertusburg stand nun Preußen gefestet da in der öffentlichen Meinung. **Von nun an konnte es wirklich als Weltmacht auftreten.** Sogar der türkische **Sultan** ließ Friedrich durch einen besondern Gesandten begrüßen, der mit einem Gefolge von achtzig Personen am 9. November 1763 seinen Einzug in Berlin hielt, er hieß **Resmi Achmed** Effendi, er überbrachte als Geschenke einen Reiherbusch aus Brillanten, drei reichgeschirrte Pferde und an dreihundert Stücke verschiedener Stoffe und Zeuge. Er verweilte in Berlin bis zum 2. Mai 1764. Der alte Fritz war der populärste Mann in ganz Europa geworden. In allen Häusern und Hütten von Deutschland und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, selbst in Amerika war sein Bildniß zu sehen, dieses Bildniß des ernsten Mannes mit den stechenden, durchbohrenden Augen und dem lieblichen Munde, in etwas gebückter Stellung, den großen, dreieckigen Treffenhut auf dem Kopfe, in abgetragener blauer Uniform mit rothen Aufschlägen und breiten Rockschößen, hinten den langen Zopf, vorn die Weste starrend von Spaniol, den er fortwährend zu schnupfen pflegte, in kurzen, schwarzen Sammetbeinkleidern und langen schlottrigen Stiefeln bis über die Knie, an der Seite den Degen und in der Hand den Krückenstock tragend. Der berühmte Weltumsegler **Reinhold Forster**, Professor in Halle,

der durch den Staatsminister von Heynitz im Jahre 1780 vorgestellt wurde, sagte zu dem König, den er, als er ihn von Angesicht erblickte, nicht genug bewundern konnte: „Sire, ich habe außer einem Dutzend wilden Königen auch zwei zahme gesehen, aber so Einer, wie Ew. Maj. ist mir noch nicht vorgekommen.“ Ueber dieses sonderbare Compliment fand sich Friedrich natürlich wenig geschmeichelt, er meinte von Forstern, als er abgetreten war zu Heynitz: „Der ist ein Erzgrobian!“ Dagegen ließ er ganz gern geschehen, daß 1777 zu seinem Geburtstag ein Vorspiel: „Ein Patriot“, von Lieutenant von Bonin im deutschen Theater zu Berlin gegeben wurde, wo er schlechtweg „unser alter Fritze“ genannt wurde. Der Oberst von Scheele vom Garde-Grenadier-Bataillon in Potsdam fand das so beleidigend, daß er den Director der Truppe Döbbelin zur Verantwortung gezogen wissen wollte. Der König, als ihm die Sache zu Gehör kam, äußerte: „Der Scheel muß bei Roßbach und Torgau nicht mit dabei gewesen sein, sonst wüßte er, daß ich schon vor zwanzig Jahren der alte Fritze hieß und jünger wird man nicht mit den Jahren.“ Charakteristisch bei Friedrich war das Ensemble der gestrengen Augen und des lieblichen Mundes. Wie jene scheu zurückhielten, zog dieser unwiderstehlich an. Friedrich's bloßer Blick war so durchbohrend, daß er hinreichte, einen Panduren, der einmal aus einem Hinterhalte das Gewehr gegen ihn anlegte, dasselbe sinken lassen zu machen. Ein eigner musikalischer Zauber lag bei Friedrich in der

Stimme: er entzückte alle die mit ihm gesprochen hatten. „Der Ton seiner Stimme, sagt der Prinz von Ligne in seinem Mémoire über ihn, war sanft und etwas leise und seine Lippen bewegten sich mit einer unaussprechlichen Anmuth. Auch seine Augen, die in allen Portraits, die wir von ihm haben, zu hart dargestellt sind und die von der angestrengten Arbeit im Cabinet und von den Beschwerden des Kriegs überspannt waren, wurden sanft und milde, so oft er einen Zug von Menschenliebe erzählte und erzählen hörte." Das Merkwürdigste bei dem König war der erstaunliche Wechsel im Ausdruck seines Gesichts. „Ich hatte, schreibt Massenbach, der ihm im November 1782 zum erstenmal sah, in seinen Rückerinnerungen an große Männer, noch nie einen Menschen gesehen, auf dessen Gesicht alle Gedanken der Seele sich eben so schnell ausdrückten, als Gedanken auf einander folgen. Das war eine Mobilität, die mich in Erstaunen setzte. Dieser königliche Ernst und dann urplötzlich wieder diese königliche Milde. Den Ausdruck, der in dem Auge dieses Königs lag, hat kein Maler erreicht, er war unerreichbar."

5. Regimentsführung Friedrich's nach dem Frieden. Der Manufactur- und Handelsminister Marschall. Der Kaufmann Gotzkowsky. Die Banquiers Schütze und Itzig. Der Jude Ephraim. Die Regie: de la Haye de Launay. Der Großkanzler Cocceji. Der Müller Arnold'sche Proceß. Die Minister Fürst und Zedlitz. Allianz mit Rußland und polnische Theilung.

Von den Schlachtfeldern des siebenjährigen Kriegs weg, dessen Schluß seine Regierung in zwei ganz gleiche Hälften theilt, zog Friedrich sich nun wieder in seinen stillen Aufenthalt nach Sanssouci zurück. Dieses Lustschloß, ein halbes Stündchen vor dem Brandenburger Thore bei Potsdam, hatte er nach Knobelsdorf's Zeichnungen 1745 bauen lassen und schon seit dem 19. Mai 1747 bezogen. Es war ein bescheidener einstöckiger Pavillon mit lichten Glasthüren und weiten Fenstern, ein durchsichtiges Sommerhaus, in das alle Welt hineinblicken konnte; es erhob sich auf der obersten von sechs Terrassen aus einer Parkfläche über frisches Waldgrün, Wiesen und Wasser. Hier, umgeben von den Statuen und den Portraits der großen Männer aller Zeiten, widmete nun der König sich mit der höchsten Sorgfalt dem Wiederaufbau dessen, was der furchtbare Krieg niedergerissen hatte. Seine Adleraugen überwachten Alles selbst und es gelang ihm, die schweren Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, nach und nach wieder zu heilen.

Am meisten hatte Pommern und die Neumark, demnächst Schlesien gelitten: für Pommern und die

Neumark erließ Friedrich die Steuern sofort auf zwei Jahre, für Schlesien auf sechs Monate. Das Getreide, das man schon zum nächsten Feldzug aufgekauft hatte, ward als Saatkorn unter die gänzlich verarmten Bauern ausgetheilt, desgleichen wurden ihnen 35,000 für die Artillerie und das Packwesen bestimmte Armeepferde überlassen. Dazu kamen bedeutende Summen in Gelde. Sogleich nach dem Kriege vertheilte der König mehrere Millionen aus dem Schatze. In der letzten Hälfte seiner Regierung, den dreiundzwanzig Jahren seit dem Frieden bis zu seinem Tode, sind nach genauer Berechnung des Ministers Herzberg über vierundzwanzig Millionen Thaler von den Privatersparnissen aus der Chatoulle unter sämmtliche Staaten vertheilt worden.

Reichlich und überreichlich unterstützte Friedrich den Adel durch große Geldsummen. Auch die Bauern erhielten Capitalienvorschüsse, erhielten Prämien zu Verbesserungen und zu Versuchen, die Theilung der Gemeinheiten ward begünstigt. Der König ließ in allen Gegenden der Monarchie neue Dörfer anlegen und wüste Gegenden anbauen. Dieser Zweig der Organisation, die Urbarmachungen, lagen ihm besonders am Herzen. Seit dem Jahre 1762 war der frühere Dessauische Kammerdirector Franz Balthasar von Brenkenhoff, den er in Dessau aus seinen Werken — das Land ward durch ihn wie ein Garten — kennen gelernt hatte, als geheimer Finanzrath in seine Dienste getreten: durch diesen ließ er hauptsächlich die Angelegenheit treiben, durch Brenkenhoff's Hände

gingen Millionen und er leistete die allerwichtigsten Dienste. Friedrich sagte einmal: „Ich sehe Brenkenhoff's Geburt als eine der glücklichsten Begebenheiten meiner Regierung an.“ Er starb vor dem König, im Jahre 1780. Berühmt sind unter den vielen Urbarmachungen unter Friedrich die Culturen in den Oderbrüchen in Pommern, bei Stettin u. s. w. geworden.

Als der König im Mai 1779 nach Abschluß des Teschner Friedens aus Schlesien nach Berlin wiederkehrte, fragte er den Geheimen Finanzrath Michaelis: „warum nach der sächsischen Grenze hin noch so viele ungebaute Striche Land wären.“ Als ihm geantwortet wurde, daß diese Striche armen Edelleuten oder Gemeinheiten gehörten, die nicht im Stande wären, sie urbar zu machen, erwiederte der König die schönen Worte: „Warum hat man mir das nicht gesagt? Man wisse doch ein für allemal, daß, wenn in meinen Staaten etwas über die Kräfte der Unterthanen geht, es mir obliegt, die Kosten über mich zu nehmen und sie nichts weiter zu thun haben, als die Früchte davon einzusammeln. Ich assignire hiermit 300,000 Thlr. um diese Ländereien urbar zu machen und wenn das nicht hinreicht, will ich mehr geben.“ So berichtet de Launay über den aus dem Krieg heimkehrenden König und setzt hinzu: „Ich fand ihn noch mit Staub bedeckt und schon mit der Vorsorge für sein Volk beschäftigt.“

Die Domainen verpachtete der König, wie es in Frankreich üblich war. Er wollte es gern, daß die Pächter reich wurden, damit sie in Nothfällen und bei

Kriegen Vorschüsse und Lieferungen machen könnten: er bezeichnete das „faire rendre gorge aux fermiers.“

Friedrich war es, der bereits im Jahre 1748 spanische Böcke einführte: er veredelte damit wesentlich die inländische Schafzucht. Er zuerst führte auch den Kartoffelbau im Großen in den preußischen Staaten ein, gegen den man zeither immer noch im Volke ein Vorurtheil gehabt hatte. Hier war der schlesische Minister Schlabrendorf des Königs Haupthülfe, er hatte sie in Schlesien stark anpflanzen lassen. Im siebenjährigen Kriege kamen sie der preußischen Armee vortrefflich zu Gute und Friedrich äußerte selbst damals: „Ohne Schlabrendorf's Vorsicht wäre ich mit meinen Soldaten vor Hunger gestorben.“ Später bei der großen deutschen Hungersnoth in den Jahren 1771 und 1772 wurden die Kartoffeln die Hauptnahrung der Armen, auch Böhmen ward damals von Schlesien aus versorgt. Von dieser Zeit datirt das Allgemeinwerden der Kartoffelcultur in Deutschland. Besonders lag dem König, der selbst ein großer Freund der Baumfrüchte war und der schon in Rheinsberg „guhte Obst böhme“ gesetzt hatte, der Obstbau sehr am Herzen. Er sprach sich darüber 1770 bei der Ministerrevue aus: „Daß man das trockne Obst immer noch aus Sachsen kauft und wie man sagt zum Bedürfnisse kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und in den Aemtern allgemein zu machen, denn das Geld muß man, so viel als möglich zu

behalten suchen.“ Schon am 14. September 1740 war allen Kriegs- und Domainenkammern das Anpflanzen von Obstbäumen durch's ganze Land anbefohlen, die Sache aber doch nicht mit dem gehörigen Nachdruck gefördert worden.

Wie für den Acker- und Gartenbau, sorgte Friedrich auch für das Aufkommen der Handlung. 1765, zwei Jahre nach dem Frieden, ward die Bank in Berlin gegründet und 1772 die Seehandlungs-Societät, auf die ich zurückkomme. Friedrich schloß noch im vorletzten Jahre seines so vielseitig thätigen Lebens den ersten Handelsvertrag mit der neuen Republik Amerika ab. Für den inneren Handel hatte er schon in den vierziger Jahren durch den Plauenschen und Finow-Canal gesorgt: dadurch ward eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen Schlesien und der Nordsee und aus der Elbe in die Ostsee erlangt. Zu einem bedeutenden Handelsplatz war Stettin durch Anlage des Hafens von Swinemünde emporgestiegen. Die Stettiner Kaufleute ließen jährlich über 600 Schiffe aus- und einlaufen.

Seit der Regierung Friedrich's des Großen fing Berlin auch an im Geldhandel größere Geschäfte zu machen. Das Haus David Splittgerber bestand schon seit Friedrich Wilhelm I.; als Kronprinz hatte Friedrich in seinen Geldverlegenheiten eine Hülfe bei ihm gefunden. Unter Friedrich etablirten sich die großen Banquierhäuser des Geheimen Commerzienraths Friedrich Wilhelm Schütze und die beiden jüdischen Daniel Itzig und Ephraim.

Schütze brachte vornehmlich die Schifffahrt von Stettin auf: auf seine Rechnung kam dahin das erste Schiff aus der Levante. Er besaß Schöneiche bei Berlin und seine Söhne wurden 1786 von Friedrich Wilhem II. geadelt. Der eine dieser zwei Söhne vermählte sich mit der Tochter des berühmten Ministers von Struensee, auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. zurückkomme. Itzig war ein sehr reicher und kluger Mann, der seine zahlreiche Familie von elf bis zwölf Kindern in solchem Wohlstande und in einer so ausgezeichneten Bildung hinterließ, daß jedes für reich gelten konnte und in der Gesellschaft eine sehr ehrenvolle Stellung erlangte: zwei seiner Töchter heiratheten nach Wien und verschafften auch hier ihren mosaischen Glaubensgenossen eine freiere und geachtetere Stellung, es waren die Baroninnen Fanny Arnstein und Cäcilie Eskeles. Auf Ephraim komme ich noch einmal zurück.

Ein Hauptaugenmerk Friedrich's war das Emporbringen der Industrie. Er war und blieb sein ganzes Leben lang ein entschiedener Anhänger des französischen Merkantilsystems Colbert's, theils aus dem finanziellen Grunde, um sein Land dadurch reicher zu machen, theils aus seinem natürlichen Hange zu Stattlichkeit und Glanz, zu einem schmuckreicheren Leben, das sich einstellt, wo Manufacturen und Fabriken blühen und Mode- und Luxusartikel Gegenstände des Begehrs werden. Friedrich hatte sich, um unmittelbare Einsicht in den Weltverkehr und kaufmännischen Geschäftsbetrieb zu erhalten, schon als Kronprinz in

Rheinsberg an den Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky gewendet. Gotzkowsky war ein geborner Oestreicher, aus Konitz in Mähren, er war schon in früher Jugend von Dresden, wo ihn, da sein Vater an der Pest starb, Verwandte erzogen hatten, nach Berlin gekommen, hatte eine Handlung von Pariser Modesachen und Bijouterien etablirt und wiederholt auf seinen Reisen zur Leipziger Messe in Rheinsberg, um Aufträge dorthin mitzunehmen, einsprechen müssen. Er erzählt selbst in seiner 1768 publizirten „Geschichte eines patriotischen Kaufmanns," wie der junge König gleich bei der Thronbesteigung ihn habe nach Charlottenburg kommen lassen, um ihm „die vorher schon mehrmalen vor das Aufnehmen der Unterthanen geäußerte recht königliche Gesinnungen zu wiederholen, nämlich sagte er, „daß ich mir sollte angelegen sein lassen, viele nützliche und geschickte Künstler und Ouvriers in das Land zu ziehen, und daß Se. Kön. Maj. mich nicht allein hierin kräftig unterstützen, sondern auch selbst einen fleißigen Abnehmer der allhier verfertigten Waaren abgeben wollten." Gotzkowsky hatte sofort angefangen, eine Menge geschickter Künstler und Ouvriers zu beschäftigen, „die so viel Bijouterien für ihn verfertigten, daß er beinahe halb Deutschland damit versorgte und viele Tonnen Goldes fremdes Geld anhero zog, wodurch er gedachten Ouvriers ihren Unterhalt verschaffte."

Gleich nach dem ersten Monate seiner Regierung stiftete Friedrich ein neues, fünftes Departement im Generaldirectorium für die Manufactur- und Com-

merciensachen. Chef desselben wurde der Minister **Samuel von Marschall.** Er erhielt unterm 27. Juni 1740 aus Charlottenburg ausgefertigt, eine besondere Instruction, die ihm Friedrich zugleich mit dem Orden pour le mérile übersandte: **Marschall** war der **erste** vom **Civil**, der den **Verdienstorden erhielt**, außer ihm erhielt ihn nur noch ein schlesischer Landrath **von Eckwricht** im Münsterbergischen Kreise und drei Gelehrte: **Algarotti**, **Maupertuis** und **Voltaire.** Marschall starb 1749. So verdient der Vater war, so übel bestellt war es mit dem Sohn. Er war Kammerherr, machte Schulden, verließ Berlin und ward in Madrid katholisch. Der König ließ seine in Berlin zurückgebliebene Frau von ihm scheiden, er meinte: „Ich kann die Mameluken nicht leiden."

Die Instruction Marschall's vom 27. Juni 1740 richtete des Ministers Wirkungskreis auf drei Hauptgegenstände: „die jetzigen Manufacturen im Lande zu verbessern", und deshalb, „da jetzt fast alle auswärtige Staaten und fast die ganze Welt sich auf Manufacturen befleißiget, gute auswärtige Correspondances" zu unterhalten — ferner „die im Lande noch fehlenden Manufacturen einzuführen" und deshalb „allerhand Professiones und Künstler hereinzuziehen, welche Sachen machen, so der Societät nützlich sein, nicht aber die, so nur zur puren Speculation gereichen" — und endlich „Fremde von allerhand Conditionen, Charakter und Gattung in's Land zu ziehen, als sich nur immer thun lassen will."

Der öconomische Geist, der von seinem Vater auf ihn übergegangen war, sprach sich in dieser Instruction darin aus, daß er neben den großen Manufacturunternehmungen gar nicht die kleinen Geschäfte vergaß: es werden ausdrücklich auch „Nürnberger Puppenzeug, allerhand Schachteln, auch Besen, Handwerksgeräthe und Instrumente und dergleichen Sachen mehr“ aufgeführt, auf deren Etablissement in Berlin, in kleinen Städten, und wenn es die Umstände erfordern, gar in den Dörfern das Absehen zu richten sei, indem dergleichen Sachen, wenn sie auch klein und gering scheinen, in der Menge und jährlich ein Großes importiren.“

Für große Fabrikunternehmungen bewilligte der König Monopole, gab Vorschüsse und suchte durch große Staatseinkäufe den Unternehmern aufzuhelfen. Es geschah das sowohl bei den Branchen, die schon im Gange waren, wie bei den Tuch- und Leinwandfabriken, als bei den Branchen, die bisher ganz gefehlt hatten, wie bei den Zuckerraffinerien, Papiermühlen nach holländischer Art u. s. w. Den wichtigen Leinwandhandel in Westphalen und Schlesien suchte er auf alle Weise zu heben. Seine Lieblingssache aber waren die Seidenfabriken. Er ließ zuerst Maulbeerbaumpflanzungen im Großen anlegen und die Ausbeute an Seide, die im Jahre 1746 nur 100 Pfund war, stieg 1785 auf 17,000 Pfund. Gotzkowsky war es, der hier dem König zu Hülfe kam. Er gründete 1743 durch seinen Schwiegervater, den Hoflieferanten Blum, die Sammetfabrik in Berlin

und 1753 übernahm er auch die Seidenfabrik in der Friedrichstadt, die 1500 Arbeitern Beschäftigung gab. Durch bedeutende Summen unterstützte der König die große Seidenfabrik von Girard und Michelet, die von Bernhard, bei welcher der Philosoph Moses Mendelssohn Buchhalter war, und die Sammetfabrik des Moses Ryß. Derselbe Gotzkowsky, der die Seidenmanufactur emporbrachte und der Hauptstadt sich im siebenjährigen Kriege bei der russischen Invasion Tottlebens so patriotisch annahm, auch dem König Gemälde-Einkäufe besorgte, führte auch die Porzellan-Manufactur in Preußen ein; nachdem er das Geheimniß gekauft hatte, gründete er 1760 die Porzellan-Fabrik in Berlin, die 1763 der König übernahm und mit besonderer Vorliebe betreiben ließ, wie unter andern aus den Briefen an Fouqué hervorgeht. Er benutzte die Fabrik hauptsächlich um Geschenke zu machen, die er bei gewissen Gelegenheiten machen mußte und mit Porzellan am wohlfeilsten und doch auf's Stattlichste machen konnte. Der patriotische Gotzkowsky hatte später viel Unglück: in Folge von Fallissements andrer Häuser fallirte er selbst, mußte accordiren und starb in der Zurückgezogenheit von allen Geschäften 1775. Glücklicher war ein anderer Handelsherr, jüdischer Abkunft. Ephraim, derselbe, der zeither im siebenjährigen Kriege den Münzpacht gehabt hatte. Er übernahm im Jahre 1763 den Pacht der Berliner Gold- und Silber-Manufactur. Das königliche Privilegium erstreckte sich auf die ganze Armee und das ganze Land. Ephraim ward dadurch

ein reicher Mann, noch reicher, als durch den Münzpacht. Der Hofjuwelier und Banquier Veitel Heim Ephraim, der Stammvater der noch blühenden Familien Ebers und Eberti, stammte aus einer aus Holland eingewanderten jüdischen Familie und war einer der klügsten und unternehmendsten Leute seiner Zeit; einäugig, aber von einem so eminenten Geiste, daß Voltaire, mit dem er in gutem Vernehmen stand, einmal von ihm sagte: „Il est plus sage, que Moyse et a plus d'esprit que Salomon." Bei Hofe hatte er einen großen Stand, da der König seine Solidität erprobt hatte; er galt namentlich viel bei der Prinzessin Amalie, des Königs Lieblingsschwester, einer großen Juwelenliebhaberin, der Ephraim darin möglichsten Vorschub that. Er besaß außer der Silber-Manufactur auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, noch das große Ephraim'sche Haus auf dem Mühlendamm, das er 1762 angekauft, nach des Oberbaudirectors Dietrich Riffen ausbauen und mit den Säulen des im siebenjährigen Kriege zerstörten Jagdschlosses Hubertusburg hatte auszieren lassen: es befand sich darin unter andern eine stattliche Bildergallerie; ferner gehörte ihm der große Ephraim'sche Garten auf dem Schiffbauerdamm in der Spandauer Vorstadt, ein Garten, den der Feldmarschall, Gouverneur von Berlin, Graf Wartensleben, unter dem ersten König von Preußen angelegt hatte. Ephraim gab in diesem Garten dem Hofe große Feste: einmal ließ er dabei eine Grotte von Schmelz bauen, aus einem goldnen Becken sprang weißer und rother Wein.

Ephraim hinterließ, als er starb, 1775, zweiundsiebzig Jahr alt, eins der größten Berliner Vermögen.

Berlin erhielt durch alle diese verschiedenen Etablissements nach Friedrich's Wunsche ein weit schmuckreicheres Ansehen als es unter Friedrich Wilhelm I. noch hatte. Unter andern erhielt Berlin jetzt auch eine stattliche Druckerei, die Decker'sche, indem der Basler Georg Jacob Decker, welcher königlicher Hofbuchdrucker seit 1763 ward, durch Heirath 1755 die Officin des Johann Gyrenäus übernahm. Eben so kamen jetzt auch einige stattliche Gasthöfe zu dem unter Friedrich Wilhelm I. berühmten König von Portugal auf: die Stadt Paris in der Brüderstraße, wo z. B. 1749 der Marschall von Sachsen wohnte, das Englische Haus und Corsica.

Friedrich's Ansicht bei den Monopolen und Privilegien, die er dem Fabrikwesen ertheilte, war die herrschende des französischen Mercantilsystems: das eigne Geld sollte im Lande behalten werden. Um das System zu halten, gab der König deßhalb eine Menge Gebote und Verbote, er gab sie oft gewaltsam, oft auf abenteuerliche Weise, wurde auch trotz aller seiner Klugheit von Speculanten und Schwindlern getäuscht. Schon am 22. Februar 1768 schrieb er an den Minister von der Horst: „Ueberhaupt kann ich Euch nicht bergen, wie ich nur allzuoft und noch dazu auf recht grobe Weise von den Fabrikanten betrogen worden bin, und ich würde mich schämen müssen, wenn ich mich fernerhin von ihnen hinter das Licht

führen lassen wollte. Ich bin daher auch vollkommen überzeugt, daß alle Arrangements (Vorschüsse und andre Unterstützungen) den Fabriken nicht aufhelfen werden, wofern man nicht zugleich auf den wahren Grund geht, ihre innere Verfassung zu verbessern sucht" ꝛc. ꝛc.

Ende des Jahres 1765 ließ Friedrich den berühmten französischen Philosophen und General-Finanzpächter Helvetius zu sich kommen, um die preußischen Finanzen neu zu ordnen und den Schatz wieder möglichst schnell zu füllen. Helvetius blieb bis zum Junius 1766 in Berlin und schlug dem Könige das französische Sperr- und Schatzsystem, gegründet auf die möglichste Steigerung der indirecten Auflagen, vor. Er ließ im Jahre 1766 fünf Franzosen kommen, die nun als Regisseurs und später als Geheime Finanzräthe mit je 15,000 Thalern Gehalt an die Spitze der neuen Finanz-Einrichtung auf sechs Jahre traten. Mrs. de la Haye de Launay und de Condy wurden, wie Friedrich sich sehr schmeichelhaft in einem Handbillet vom 16. März 1766 ausdrückte, „les Jupiters qui debrouillent le cahos" der preußischen Finanzen. Nach Ablauf der sechs Jahre, 1772 wurde de la Haye de Launay als Geheimer Finanzrath alleiniger Chef der Accise. Er stand sich mit Gehalt, Geschenken und Remisen auf jährlich 20,000 Thaler. Friedrich war stets außerordentlich mit ihm zufrieden und pflegte zu sagen: „Der König von Frankreich und ich haben getauscht, er hat einen Preußen (Necker, Enkel eines Stettiners) an die Spitze seiner Finanzen

gestellt, ich einen Franzosen — wir haben beide gut gethan.“ Die Regie wurde nach französischem Fuß unter dem Namen der General-Zoll- und Accise-Administration eingeführt. 3000 Franzosen kamen den Regisseurs nach und wurden als Accisebedienten unter sehr verschiedenen Abstufungen und Namen — darunter sehr drollige, z. B. Commis rats de cave, Kellerrattencommis — in sämmtliche Provinzen vertheilt. Bei der ganzen Regie wurde die französische Sprache zu Grunde gelegt. Die Grundsätze, welche der König dabei inne gehalten haben wollte, sprach er selbst in dem obengedachten Handbillet aus: „Je vous abandonne tout ce qui est de luxe — c'est le pauvre, le manufacturier et le soldat, dont je me déclare l'advocat.“ Aber statt zwei Millionen, wie der König gehofft hatte, warf diese neue Regie nur etwa eine Million reinen Gewinn ab, die Herren Franzosen betrogen ihn tüchtig. Er selbst schreibt unterm 1. December 1784 an den Minister von Werder: „ich habe euch zu erkennen geben wollen, daß es lauter solch' Schurkenzeug ist die Franzosen, das kann man wegjagen, wenn man will ꝛc., wobei ich euch noch sage, daß Ich überhaupt darauf denke und suchen werde, mir nach und nach alle Franzosen vom Halse zu schaffen und sie los zu werden.“ Bei seinem Tode hatte er nur noch 157. Die Haupttendenz war: die einheimischen Gewerbe möglichst zu fördern und zu einer Hauptfinanzquelle für die Regierung, die sie selbst in Angriff nahm, zu machen. Die Hauptgegenstände der Monopolisirung

der Regierung waren Taback und Kaffee. Für den Taback ward eine eigene Tabacks-Administration, für den Kaffee eine eigene Kaffee-Administration errichtet. Kaffee wurde von der Regie gebrannt und in gestempelten Blechbüchsen, die vierundzwanzig Loth hielten und einen Thaler kosteten, verkauft. Für den Kaffee bildete sich nun sofort ein Schleichhandel im großen Style, der sehr demoralisirend wirkte, aber nicht zu unterdrücken war, weil er zu reichen Gewinn abwarf. Während das Pfund Kaffee in Hamburg vier bis fünf Groschen kostete, kostete es in Berlin einen Thaler. Die Contrebandirer führten einen förmlichen kleinen Krieg mit Feuergewehren gegen die Accisebeamten und Aufseher an den Grenzen. Die französischen Inspecteurs, Controleurs, Visitateurs und Plombeurs bei der Kaffee-Administration wurden besonders verhaßt, man nannte sie nur die Kaffeeriecher. Das Volk rächte sich durch Witze. Man hing am Fürstenhause in Berlin eine Carricatur des Königs in höchst kläglicher Gestalt mit einer Kaffeemühle im Schooß auf. Der König, der gerade die Jägerstraße heraufgeritten kam, bemerkte den großen Auflauf des Volks, ritt näher, lachte und ließ das Bild niedriger hängen, damit man es noch bequemer betrachten könne. Er rief: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich den Hals nicht ausrenken müssen!“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als ein allgemeiner Jubel ausbrach. Man riß das Bild sogleich in tausend Stücken von der Mauer herunter und ein lautes, allgemeines „Vivat!“ begleitete den langsam fortreitenden König.

Aber die Kaffeeriecher blieben, denn die Kaffee-Accise brachte allein über eine halbe Million Thaler ein. Friedrich war sehr gegen den Genuß des Kaffees im Volke, weil er glaubte, daß er abschwäche und zum Soldatenstand untüchtig mache. In einer Verordnung, die er deßhalb erließ, ward sogar officiell in einer Antwort auf eine Beschwerde der Pommerschen Landstände d. d. Potsdam, 27. August 1779, auf das Argument hingedeutet, „daß Ihro K. Maj. selbst in Ihrer Jugendzeit nur mit Biersuppe auferzogen worden seien." Nur die privilegirten Stände, Adelige, Offiziere, Mitglieder der Landes-Collegien und Geistliche, durften selbst Kaffee, den sie à neun Groschen das Pfund erhielten, in ihren Häusern brennen lassen. Außer Kaffee und Taback gab es noch beinahe 500 verschiedene Waaren, die der Monopolisirung halber dem freien Verkehr entzogen wurden; sie durften nur entweder auf Staatsrechnung oder für besonders Berechtigte eingeführt werden. Diese Regie veranlaßte großes Murren im Volke, doch erhielt sie sich bis zu des Königs Tode, erst sein Nachfolger schaffte sie sogleich ab.

Ein zweites großes Institut, das der König gründete, war die Seehandlungs-Societät, gestiftet im Jahre 1772. Drei Jahre darauf schrieb der englische Gesandte, James Harris, so über dasselbe: „Die Seehandlungsgesellschaft war ein commerzielles Lieblingsproject des Königs und er war von dem guten Erfolge derselben so überzeugt, daß er sich feierlicher als er bei solchen Gelegenheiten zu thun pflegt,

für Bezahlung sowohl der Interessen als des Capitals bei den Theilnehmern an diesem Projecte verbindlich machte. Das Fehlschlagen desselben zeigt der Welt nun nicht bloß seinen Mangel an Urtheil in Handelsangelegenheiten, sondern was ihm wahrscheinlich noch mehr zu Herzen geht, legt ihm auch die Nothwendigkeit auf, selbst wenn er die Gesellschaft sofort auflöst, ein Deficit von fast 100,000 Pfund Sterling zu decken." Friedrich's Hauptabsicht bei der Seehandlungs-Societät war die Aufhülfe der Küstenschifffahrt, deren außerordentliche Einträglichkeit er bei Holland sah und den Wunsch, nicht von Oestreich, das sich bei der polnischen Theilung die Salzbergwerke allein zugeeignet hatte, allzu abhängig zu werden, sondern Seesalz aus Liverpool zu beziehen. Friedrich ward bei der Seehandlungs-Societät durch den altadeligen Minister Friedrich Christoph von Görne stark betrogen, dem deshalb 1782 seine Güter confiscirt wurden und der auf lebenslängliche Festungsstrafe nach Spandau gebracht wurde, woraus er erst unter Friedrich Wilhelm II. freikam, der ihm sogar noch eine Pension gab. Görne war gewarnt und ließ sich nicht warnen. Schon am 24. December 1776 hatte ihm der König geschrieben: „Ich muß Euch sagen, daß Ihr nicht gescheut seid, Mir dergleichen Anträge zu machen. Die Seehandlung soll mit Polen Commerz treiben, aber keine solche Windbeuteleien im Kopfe haben." Eigenhändig hatte Friedrich hinzugefügt: „ich muß auch den Statuquoi vom Fond der Compagnie sehen, denn der Herr Minister Scheint mir greulich windich

zu Seindt und wo das Continuirt, werden Wihr nicht lange guhte Freunde Seindt.“ Schulenburg-Kehnert wurde Görne's Nachfolger als Chef der Seehandlung.

Das Verdienst der Friedrich'schen Finanzverwaltung war hauptsächlich die genauere Verbindung im Ganzen derselben: er vollendete hier, was sein Vater angefangen hatte. Friedrich hob die Landeseinkünfte nach Herzberg von 7½ bis **24 Millionen Thaler** und dazu hinterließ er noch bei seinem Tode in dem großen Schatze zu Berlin und in den kleinern zu Breslau, zu Magdeburg, zu Stettin und in den andern Hauptstädten der Provinzen angeblich **72 Millionen baar.** Zimmermann deutet an, daß diese Summe noch zu gering angeschlagen sei: nach der Auctorität der Versicherungen, die ihm durch Herzberg und jenen andern schon erwähnten, bei Friedrich wohlbetrauten Minister von der Horst gemacht wurden, betrugen seine jährlichen Ersparnisse auf acht Millionen; er sagt aber selbst an einer andern Stelle, daß der König alljährlich für große Verbesserungen und Abhülfe von Unglücksfällen fünf bis sechs Millionen ausgab. Unläugbar kam auch durch die vielen Bauten und die starke Armee viel Geld in Umlauf. Dennoch bemerkt Lord Malmesbury sehr richtig über das Finanzsystem Friedrich's: „Es konnte ihm nie begreiflich gemacht werden, daß ein großer, unthätig in den Cassen ruhender Schatz das Königreich arm macht, daß der Handel ohne wechselseitigen Gewinn nicht bestehen kann, daß Privilegien und ausschließliche Berechtigungen den

Wetteifer und folglich auch die Industrie hemmen, mit Einem Worte, daß der wirkliche Reichthum eines Souverains darin besteht, daß seine Unterthanen sich im Wohlstande befinden."

Um das Geld nicht ins Ausland gehen zu lassen, hatte Friedrich auch das Studiren auf fremden Universitäten, das Reisen ins Ausland ohne ausdrückliche Erlaubniß und das Treten in fremde Dienste untersagt.

Um Geld für den Fiscus zu ziehen, bestand schon seit dem Julius 1740 eine Lotterie in Berlin. Nach dem siebenjährigen Kriege wurde gar das Lotto, die schlimme Zahlenlotterie eingeführt: es errichtete sie der Geheime Finanzrath de Calzabigi aus Livorno und pachtete sie für 60,000 Thaler. Dann übernahmen den Lottopacht gar der Staatsminister und Oberhofmarschall Reichsgraf Reuß IX.-Köstritz, der Grand Maître de la Garderobe Graf Eickstädt und der Kammerherr Baron von Geuder: sie zahlten nur 36,000 Thaler Pacht; „aber, sagt Thiébault, der König wollte den derangirten Vermögensverhältnissen dieser aus erlauchten Familien entsprossenen Herren aufhelfen."

Wie Friedrich auf Alles, auch das Unscheinbarste achtete, um sich nicht das Geld aus dem Lande ziehen zu lassen, beweist unter andern auch die curiose Cabinetsordre an das Generaldirectorium vom 25. Februar 1781:

„S. K. Maj. von Preußen, unser allergnädigster Herr, haben vernommen, daß dorten ein Kerl mit

wilden Thieren gestern einpassirt ist, um solche für Geld sehen zu lassen. Da nun dies Dero Intention ganz und gar entgegen ist und dergleichen Leute gar nicht weiter hereingelassen, sondern an den Thoren gleich abgewiesen und bedeutet werden sollen, weiter zu gehen; denn das Volk ziehet nur ein Haufen Geld aus dem Lande, das soll aber nicht sein und in dieser Absicht auch dieser Kerl ohne Anstand wieder fortgeschickt worden: So haben Höchstdieselben das nöthige an den Generallieutenant von Ramin bereits ergehen lassen, und lassen auch Dero Generaldirektorium hierdurch bekannt machen, um sich darnach zu achten rc.

Das Merkwürdigste war Friedrich's Abneigung, Chausséen zu bauen. Die Motive war „damit die fremden Fuhrleute auf den schlechten Wegen desto länger liegen bleiben und mithin mehr verzehren müssen.“

Außerordentlich viel that Friedrich für die Justiz. Er war der erste aller Könige Europa's, welcher das verworrene Gewebe von unzusammenhängenden, einander widersprechenden Hergebrachtheiten und positiven Verordnungen, den Schlendrian der Mischung von Recht und Unrecht, von Barbarei und Willkür zerriß; der erste, der seinen Unterthanen eine schleunige und rücksichtslose Handhabung der Justiz ohne Ansehn der Person, ohne große Kosten und Ausgaben, ohne langwierige Zeitverschleifung verschaffte; der erste, welcher es nicht bloß aussprach, sondern praktisch durchführte, daß vor dem Gesetze alle Bürger gleich sind. Daß er gleich zu Anfang seiner Regierung die barbarische

Folter aufgehoben habe, ist schon erwähnt worden. Eben so hob er das Säcken der Kindesmörderinnen auf und milderte überhaupt im Sinne des Philantropismus die Strafen für die fleischlichen Vergehen. Er schärfte seinen Ministern ein, die Milde zu gebrauchen bei Verbrechen aus Armuth, Unbesonnenheit und wenn Hoffnung da sei, den Schuldigen noch zu bessern; er schärfte Strenge ein, wo es darauf ankomme, die Sicherheit des Publikums zu wahren; er befahl, daß leichte Verbrechen nicht so hart, schwere nicht so gelinde bestraft werden sollten. Unterschleife, Kassenbetrügereien wollte er z. B. härter als Wilddiebereien bestraft wissen. An Fredersdorf, seinen Tresorier, schrieb er einmal 1745: „der Clempner der Sol los Seindt, zwei blecherne Platten Seindt nicht werth einen Menschen nacher Spandau zu Schaffen.“

Friedrich machte der Advocaten-Rabulisterei ein Ende: wie sein Vater es gethan hatte, erließ er noch unterm 16. Aug. 1780 ein Publicandum wegen Bestrafung derjenigen, die den Bauer und gemeinen Mann zum unnützen Processiren verleiten. Er machte eben so der vornehmen, gelehrten lateinischen Superiorität der Doctores juris ein Ende. Das preußische Landrecht ist das erste in der Landessprache abgefaßte neuere, vernünftige, zusammenhängende Gesetzbuch. Obgleich erst 1794 unter seinem Nachfolger publicirt, ist es doch ganz seine und seines Großkanzlers, des Freiherrn Samuel von Cocceji, Schöpfung. Das Project des Codex Fridericianus

das Cocceji, auf den ich zurückkomme, 1749 herausgab, enthält schon die Reformen und ist ein unvergängliches Denkmal seiner Verdienste und der hochsinnigen Denkungsart des Königs. In Theil 1. Titel 1. § 14. dieses Friedrich'schen Codex war verordnet: „Unserm Kammergerichte ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Auctorität, an Unserer Statt alle dahin gehörige Justizsachen zu entscheiden ꝛc. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, so wie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch andrer Bedrängten nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen. § 15. hieß es dann: Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub-et obrepiret worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird, sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandniß sofort berichten." Ganz Europa staunte diese neue Gesetzgebung an. Viele deutsche Staaten, Maria Theresia, Holland, England, Frankreich, Spanien, Sicilien und die Schweiz ahmten sie nach. 1745 erließ Friedrich schon eine Verordnung, daß alle Civilprocesse, besonders die Concurse, nur ein Jahr dauern sollten. Sogleich nach dem Breslauer Frieden erließ er die berühmte Cabinetsordre vom 12. Jan.

1745 an Cocceji: „Da aus unzähligen mir bekannten Exempeln erhellet, daß nicht ohne Ursache über eine ganz verdorbene Justizadministration geklagt wird, ich aber bei nunmehr geschlossenem Frieden dazu nicht stille schweigen werde, so sollet Ihr nun an alle meine Justizkollegien eine nachdrückliche Circularordre ergehen lassen, worin dieselben von den bisherigen leider eingerissenen und oft himmelschreienden Mißbräuchen durch Chikanen, Touren und Aufhaltung der Justiz nach der alten Leier, der wohl hergebrachten Observanz &c. abgemahnet werden." 1780 erschien die neue preußische Gerichtsordnung mit dem s. g. Instructionsverfahren, einem tief ausgedachten Mittel zur Abkürzung der Processe und zur Hebung des Hauptgebrechens des zeitherigen Proceßgangs, der Rabulisterei der Advocaten, denen, wie Friedrich in einer Cabinetsordre vom 14. April 1780 an Carmer sich ausdrückt, „sehr daran gelegen ist, daß die Processe vervielfältigt und in die Länge gezogen werden; denn davon dependiret ihr Verdienst und ihr ganzes Wohl. Freilich werden viele Rechtsgelehrte bei der Simplification dieser Sache ihr geheimnißvolles Ansehn verlieren, um ihren ganzen Subtilitäten-Kram gebracht und das ganze Corps der bisherigen Advocaten unnütze werden. Allein ich werde dagegen Meine getreuen Unterthanen von einer nicht geringen Last befreien." Von Friedrich datirt die strenge Trennung der Justiz von der Verwaltung. Wie wohlmeinend, wenn auch gestreng und im höchsten Grade energisch

und in dem Sinne, daß der Buchstabe tödtet, der Geist aber lebendig macht, Friedrich die Justiz wollte gehandhabt wissen, beweist am besten die Geschichte des Müller Arnold'schen Processes, die einen weltberühmten Ruf sich verschafft hat.

Das Wasser, welches des Müllers Arnold Mühle zu Pommerzig trieb, entsprang auf den Gütern des Landraths von Gersdorf in der Neumark. Dieser Landrath hatte in der preußischen Armee gestanden, bei der Schlacht bei Sorr feige sich zu entfernen gesucht und war in Unehren entlassen worden. Der König erinnerte sich seiner wohl und bezeichnete ihn als „mauvais sujet.“ Er war aber der Schwager des Generaladjutanten des Königs, Generals von Anhalt. Es stand diesem Landrath ein Document zur Seite, das nachwies, daß auf einem gewissen Platze vor mehr als hundert Jahren ein Teich gewesen war. Diesen Teich, der seitdem eingegangen war, ließ er von Neuem graben, leitete das Wasser durch und entzog dadurch dem Müller Arnold dasselbe. Darauf verweigerte dieser den Mühlpacht an den Besitzer von Pommerzig, Grafen Schmettau, und in Folge dieser Verweigerung ward vom Justitiar Schlecker auf Prügel und Gefängniß erkannt und endlich die Mühle subhastirt 7. Sept. 1778. Gersdorf erstand sie und verkaufte sie wieder mit 200 Thlr. Gewinn. Funfzehn Scheffel Korn wurden bei der Subhastation von Schlecker mit weggenommen, nicht in Rechnung gestellt, Gersdorf wurde später sie herauszugeben verurtheilt. Der Müller führte nun beim König

Beschwerde, dieser ließ die Sache erst bei der Neumärkischen Regierung, dann beim Kammergericht in Berlin untersuchen: beide Tribunale bestätigten in der Hauptsache die Rechtmäßigkeit des Verfahrens.

Der König, der auf „das Federzeug“ „mit ihren Advocatenstreichen“ höchst aufgebracht war, der sie „Canaillen, die keinen Schuß Pulver werth seien und seinen Namen cruel gemißbraucht hätten“, nannte, beschloß nun, ein Exempel zur Warnung für ähnliche Fälle zu statuiren. Er cassirte den Großkanzler von Fürst, so wie zwei Berliner Kammergerichts- und drei Cüstriner Regierungsräthe und ließ am 14. Dec. 1779 folgenden Aufsatz in die Berliner Staats- und gelehrte Zeitung einrücken:

„Von S. Kön Maj. Höchst Selbst abgehaltenes Protocoll, den 11. Dec. 1779. Ueber die drei Kammergerichtsräthe Friedell, Graun und Ransleben.
„Auf die Allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll, kann man das thun? — ist von selbigen mit Nein geantwortet.

„Ferner: Kann man einem Müller, der kein Wasser hat, also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlt hat. Ist das gerecht? — wurde auch mit Nein beantwortet.“

„Hier ist nun aber ein Edelmann, der will einen Teich machen und um mehr Wasser in dem Teich zu

haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Wassermühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen. Dennoch wird prätendirt, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser in seiner Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, da er die Einnahme nicht mehr hat."

„Was thut die Cüstrinische Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt. Und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches."

„Das ist höchst ungerecht und dieser Ausspruch Sr. Maj. landesväterlichen Intention ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder gering, reich oder arm, eine prompte Justiz administrirt und einem jeglichen Dero Unterthanen, ohne Ansehen der Person oder des Standes durchgehends ein unpartheiisches Recht wiederfahren soll. Sr. Kön. Maj. werden daher, in Ansehung der wider den Müller Arnold aus der Pommerziger Krebsmühle abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler, eben so wohl ein Mensch ist, wie Sr. Maj. sind und dem alle Justiz

widerfahren muß; indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der gegen einen Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz vor der Justiz dem Bauer gleich, und bei solchen Gelegenheiten muß nach der Gerechtigkeit widerfahren werden, ohne Ansehn der Person. Darnach mögen sich die Justiz-Collegia in allen Provinzen nur zu richten haben, und wo sie nicht mit der Justiz, ohne alles Ansehn der Person und des Standes, gerade durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. K. Maj. zu thun kriegen. Denn ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebsbande; vor der kann man sich hüten, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten, die sind ärger, wie die größten Spitzbuben, die in der Welt sind und meritiren eine doppelte Bestrafung."

„Uebrigens wird den Justiz-Collegiis zugleich bekannt gemacht, daß Sr. Maj. einen neuen Groß-Canzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber demohnerachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein und befehlen auch hiermit auf das Nachdrücklichste: erstlich, daß alle Processe schleunig geendigt werden; zweitens: daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret werde; drittens: daß mit völliger Egalité gegen alle Leute verfahren werde, die vor die Justizkammer kommen, es sei

ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß alles gleich sein. Wofern aber Sr. Maj. in diesen Stücken einen Fehler finden, so können die Justiz-Collegia sich nur im voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden gestraft werden, sowohl der Präsident als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justiz-Collegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben."

Berlin, den 11. December 1779.

Friedrich.

Von einem der cassirten Berliner Kammergerichts-Räthe Ransleben ist noch eine Relation über die Art und Weise, wie ihnen der König das vorstehende Protokoll abnahm, erhalten.

„Um ein Uhr fuhr ich zum Großkanzler, wo ich schon die Kammer-Gerichts-Räthe Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler instruirte uns, was wir, wenn wir vor den König kämen, zu beobachten hätten, und hierauf fuhr er gegen zwei Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß. Wir gingen in das Zimmer, welches gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heyducken, durch welchen der Großkanzler dem Könige melden ließ, daß er mit uns da sei. Kurz nachher wurden wir vor den König geführt. Wir gingen drei Zimmer durch, in dem vierten, einem kleinen Zimmer mit einem Fenster, war der König ꝛc. Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns gerade ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte

einen schlechten Hut auf, einen Ueberrock, schwarze Beinkleider und Stiefeln. Er war nicht frisirt. Er hatte eine Art von Muff vor sich, worin er die eine Hand hatte, an welcher er große Schmerzen zu leiden schien. In der andern hatte er die Arnold'sche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl, zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedene Papiere lagen und zwei goldne Dosen, reich mit Brillanten garnirt, aus welchen er von Zeit zu Zeit Taback nahm. Außer uns war noch im Zimmer, der Geh. Cabinetsrath Steltter, der an einem Pult stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: „Tretet näher!“— worauf wir noch einen Schritt vorwärts thaten, so daß wir nicht zwei Schritte von ihm entfernt standen. Er frug uns drei:

„Seid ihr diejenigen, welche die Arnold'sche Sentenz gemacht haben?“ Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir „Ja“ sagten. Der König wendete sich hierauf an den K. G. Rath Friedel und frug ihn diejenigen Fragen, welche in der Zeitung vom 11. December 1779 aufgeführt sind ꝛc.

„Während der König dem Cabinetsrathe das Protokoll dictirte, erlaubte sich der Großkanzler den Ausdruck: „das hiesige Tribunal“ zu verbessern und zu bemerken: „das hiesige Kammergericht.“ Der König dictirte nun: „das hiesige Kammergerichts-Tribunal“, fuhr aber nun auch in den „härtesten“ Ausdrücken gegen den Großkanzler heraus, sagte ihm, „daß er ihn zum Teufel jagen werde“ und daß seine Stelle schon wieder besetzt sei, worauf H. von Fürst, ohne

ein Wort zu sagen, in raschen Schritten das Zimmer verließ."

„Mehrmals hob der König den Krückenstock auf und würde ihn in der Aufwallnng seines Zornes vielleicht gebraucht haben, wenn ihm nicht die Gichtschmerzen den Arm gelähmt hätten. „Meinen Namen cruell gemißbraucht" rief er zu wiederholten Malen; er schlug dabei mit der linken Hand auf die von dem Kammergerichte (in des Königs Namen) abgefaßte Sentenz."

Endlich entließ der König die drei Räthe; allein kaum waren sie aus dem Zimmer, so eilte er ihnen selbst nach und befahl ihnen zu warten. Bald darauf wurden sie vou einem Adjutanten nach dem gemeinen Stadtgefängnisse gebracht, wo sie eine Wache von einem Unteroffizier und zwei Gemeinen erhielten.

Noch an demselben Tage erging Befehl vom König an den Commandanten von Cüstrin, die vier ersten Räthe der Regierung daselbst und den Justitiar des Grafen Schmettau, Hoffiscal Schlecker zu verhaften. Eine Cabinetsordre, ebenfalls noch vom 11. December, befahl dem Minister von Zedlitz an, vom Criminal-Collegium eine Sentenz gegen die sieben Räthe und Schlecker abfassen und „mindestens auf Festungsarrest und Cassation" erkennen zu lassen.

Das Protokoll mußte gedruckt und in den Provinzen vertheilt werden. Die sieben Räthe wurden angewiesen, dem Müller durch Erstattung des Kaufgeldes seine Mühle wieder zu verschaffen, den Landrath von Gersdorf,

die Teiche eingehen zu lassen oder dem Müller eine tüchtige Windmühle zu bauen.

In Berlin und in dem Lande ward die öffentliche Erklärung des Königs mit sehr verschiedenen Empfindungen aufgenommen. Herr von Fürst war einer der stolzesten Aristokraten des Königreichs; Thiébault erzählt, daß er sich nie dazu habe entschließen können einem „bloßen Bürgerlichen eine Audienz zu gegewähren“ und daß er bloß deshalb später, unter Friedrich Wilhelm II., wo die Räthe wieder angestellt wurden, nicht wieder angestellt worden sei. Der gesammte Adel Berlins fuhr am Morgen nach der drastischen Entlassung Fürst's bei ihm zur Condolenz vor. Die Beamten, welche das formelle Recht auf ihrer Seite zu haben glaubten, glaubten einen „cruellen“ Act der Ungerechtigkeit erlebt zu haben. Die Bauern und die untern Volksklassen überhaupt wurden mit dem freudigsten Enthusiasmus erfüllt. Das Strafgericht, das der König gehalten hatte, verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Ganze Schaaren Bauern, zu Hunderten, aus der Mark, aus Pommern u. s. w. erschienen vor dem königlichen Schlosse in Berlin, hielten alle Bittschriften in die Höhe und riefen laut: „Es lebe unser König, der dem armen Bauer zu seinem Rechte verhilft“ — viele betheuerten, sie seien noch weit ärger behandelt worden, wie der Müller.

Vergebens bemühte sich der Minister von Zedlitz, den König, der ihn mit dem Abfassenlassen einer Sentenz, die „mindestens auf Cassation und Festung“ gehen solle, beauftragt hatte, zu begütigen. Der König ließ

ihm unterm 28. December 1779 ein Cabinetsschreiben zugehen, des Inhalts:

„Es ist mir Euer Bericht vom 20. dieses wegen des über die arretirten Räthe abzufassenden Urtheils zwar zugekommen, aber meint Ihr, daß ich Eure Advocatenstreiche nicht kenne? und daß ich nicht weiß, wie man eine üble Sache verbessern und durch Hyperbeln vergrößern und verkleinern kann, wie man es à propos findet? Das Federzeug versteht nichts. Wenn Soldaten (der Oberst von Heuking war an Ort und Stelle geschickt worden, um ein Gutachten abzugeben) was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den graden Weg auf den Grund der Sache und da wissen sie denn immer einen Haufen daran auszusetzen. Allein Ihr könnet das nur gewiß sein, daß Ich einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, mehr glaube, als allen Euren Advocaten. Also, wollet Ihr hierin nicht nach Meiner Ordre gehen, so nehme ich einen Andern in Eure Stelle, denn davon gehe ich nicht ab. Also dürft Ihr das nur sagen. Ich sehe wohl, daß sie sich fürchten und nicht gerne wollen, daß welche bestraft werden. Und müsset Ihr nur wissen, daß Euer **miserabler Styl**, so Ihr da anbringt, nicht den mindesten Eindruck auf mich macht ꝛc.

Eigenhändig schrieb der König noch dazu: „Der Herr wird mir nichts weiß machen. Ich kenne alle Advocaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nöthig, weilen die Canaillen enorm von Meinem Namen Mißbrauch gemacht haben, um gewaltige

und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chicaniren thut, muß härter, als ein Straßenräuber bestraft werden, denn man vertraut sich dem ersteren an, und vor letzterem kann man sich hüten."

Der Minister war fein genug, die Entscheidung, die der Criminalsenat als rechtliches Gutachten gegeben hatte, ebenfalls als rechtliches Gutachten an den König und zwar mit folgendem Begleitschreiben vom 31. Dec. 1779 gelangen zu lassen:

"Ich habe Ew. Kön. Maj. Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Ueberzeugung vornehmen könnte. Aus den von mir und auch von dem Criminalsenate angeführten Gründen werden Ew. Maj. zu erwägen geruhen, daß ich außer Stande bin, ein condemnatorisches Urtheil wider die in der Arnold'schen Sache arretirten Justizbedienten abzufassen."

Unter diesen Gründen fand sich denn allerdings auch der Grund, den der König im Sinne gehabt hatte, als er von den Advocatenstreichen des Federzeugs, das alles à propos drehen und wenden könne, sprach: "Wir wollen hiermit indessen nicht sagen, daß schlechterdings keine andre Entscheidung der Sache, als diese möglich gewesen oder noch sei. Das wäre zuviel gesagt und die fast täglich vorfallenden Mannichfaltigkeiten der Urtheile in verschiedenen Instanzen, **die gleichwohl alle mit Rechtsgründen sich unterstützen,**

würden solches widerlegen. Wir können es nicht für ganz unmöglich erklären, daß die dem Arnold noch offen gebliebene dritte Instanz die Sache aus einem andern und neuen Gesichtspunkte ansehe und beurtheile; allein bei der so bekannten Verschiedenheit menschlicher Einsichten und Meinungen wird es auch alsdann immer noch dahin stehen, wer die Sache am besten getroffen habe, ob der letzte oder der vorige Richter. Hieraus aber kann wegen der allgemeinen menschlichen Schwachheit kein Verbrechen gemacht werden ꝛc."

Ferner waren in dem Gutachten zwei Räthe, der Kammergerichtsrath Ransleben und der Regierungsrath Scheibler mit ganz besonderen Gründen als solche gerühmt worden, die auf alle Fälle außer Schuld seien. Von Ransleben ward gerühmt: „daß er bei Abfassung des Erkenntnisses gewissenhaft zu Werk gegangen und alle bei der Sache vorkommende Bedenklichkeiten besonders wegen des näher auszumittelnden Wasserverhältnisses hervorgehoben habe." Und von Scheibler heißt es: „der Regierungsrath Scheibler würde auf alle Fälle außer Verantwortung sein, da er der einzige Rath der Regierung in Cüstrin gewesen sei, der eine entgegengesetzte Meinung gehabt habe, dahin, daß der Vorliegende dem Unterliegenden das Wasser zu entziehen nicht berechtigt sei und daher der Punkt wegen des Wassermangels näher und zuverlässiger untersucht werden müßte."

Am 1. Jan. 1780 kam eine Cabinetsordre vom König. Sie enthielt das vom Minister Zedlitz ver-

weigerte und deßhalb nun vom König selbst gesprochene Urtheil. Es ging dahin, daß die arretirten Justizbedienten mit Ausnahme Ransleben's und Scheibler's cassirt und auf ein Jahr nach Spandau auf die Festung geschafft werden sollten. Der Müller Arnold sei wegen allem gehabten Schaden von ihnen völlig in integrum zu restituiren. Eigenhändig hatte Friedrich noch zugeschrieben:

„Fickfackereien bei den Herren, weiter nichts."

Noch einmal wagte Zedlitz unterm 2. Januar Vorstellung zu machen, es blieb aber in einer anderweiten Cabinetsordre des Königs vom 3. Januar bei dem gesprochenen königlichen Urtheil. Die fünf Herren, „die die ungerechte Sentenz wider ihre Ueberzeugung unterschrieben", wanderten nach Spandau und wurden erst, nachdem sie den Müller Arnold mit der verglichenen Entschädigungssumme von 984 Thlr. 12 gGr. 10 Pf. völlig befriedigt, 5. Sept. 1780 vom König ihrer Haft wieder entlassen. Der Regierungspräsident von Cüstrin, Graf Carl Finkenstein auf Madlitz ward abgesetzt. Er war der Sohn des Cabinetsministers und der Vater des preußischen Gesandten Graf Carl in Wien, der 1811 starb.

Von Gersdorf, weit entfernt sich an die königliche Weisung zu kehren, die Teiche eingehen zu lassen, ließ neue Schleusen bauen. Der Müller mußte nochmals an den König gehen. Erst auf dessen Befehl vom 5. Sept. 1780 ward die Regierung in Cüstrin

angewiesen, dem von Gersdorf die wieder hergestellten Teichschleusen zerstören zu lassen. Auch die beim Mühlenverkauf lucrirten 200 Thlr. weigerte sich der von Gersdorf lange zu zahlen, er mußte es endlich.

Später erwies sich, daß Arnold doch dem König fälschlich vorgestellt habe, daß Gersdorf's Teich ihm das Mahlwasser entziehe. Friedrich's Kammerdiener Neumann legte später Zeugniß ab, daß der König ihn einmal beim Frisiren gestanden habe, „daß der verfluchte Kerl, der Arnold, ihn hinter das Licht geführt habe." Dabei habe er geäußert, er könne aber sein Wort nicht zurücknehmen, „damit nicht die Unterdrückung noch ärger und die Sache schlimmer als vorher werde."

Es war ein Gewitterschlag gewesen, der seine Wirkung nicht verfehlte. Der Segen des königlichen Unwetters blieb nicht aus, er träufelte wie ein erquickender Regen auf das Land hernieder. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. wurden die eingesperrten und cassirten Räthe und der entlassene Regierungspräsident Graf Finkenstein in Cüstrin wieder restituirt, der König übernahm auch die Bezahlung der von den Räthen aufgebrachten 984 Thlr., der 800 Thlr., die die Schmettau'schen Erben und die 200 Thlr., die Gersdorf hatte herausgeben müssen. Fürst aber starb 1790 als Privatmann.

So streng übrigens, wie Friedrich der Große wider seine Räthe war, so streng war er auch, wo es Recht und Gerechtigkeit galt, wider sich selbst.

Dafür zeugt unter andern die weltberühmte Windmühle bei Potsdam. Ganz in der Nähe von Sans souci gelegen, störte diese Mühle mit ihrem unaufhörlichen monotonen Geklapper die Ruhe des philosophischen Königs. Er ließ den Müller kommen und bot ihm eine hohe Summe. Dem Müller war die Mühle aber werth, sie nährte ihn gut und Vater und Großvater hatten sie schon besessen. Er wollte sie deßhalb nicht lassen. Friedrich gab gute Worte und steigerte sein Gebot. Der Müller blieb bei seiner Weigerung stehen. Da wurde der König bös und fuhr mit den Worten heraus: „Wenn Er nicht gutwillig will, so befehl' ich's ihm und will Er nicht gehorchen, so nehme ich mir die fatale Mühle.“ Der Windmüller ließ sich aber nicht schrecken, er antwortete: „Ha, so gehts nicht! Ja, wenn kein Kammergericht wäre!“ Der König beschied sich augenblicklich, die Mühle steht noch bei Potsdam zum immerwährenden Angedenken, der Enkel wollte sie Schulden halber verkaufen, Friedrich Wilhelm III. nahm das Anerbieten aber nicht an, sondern bezahlte die Schulden, ohne sie zu kaufen. Als Napoleon im Herbst 1806 in Sans souci war, hatte er die Geschichte erfahren und sie für ein Märchen erklärt, er hielt die Selbstbeherrschung Friedrich's für unvereinbar mit der königlichen Auctorität.

Armen Unterthanen, Handwerkern, Bürgern und Bauern war der König sehr geneigt, schnelle Justiz auf dem kürzesten Wege zu verschaffen, jeder konnte

sich an ihn mit Beschwerden wenden. Der Graf Dohna, Gouverneur von Königsberg, hatte seinem Schneider, trotz wiederholten Mahnungen, seine Rechnung nicht berichtigt, der Schneider wandte sich endlich in einer Supplik an den König und bat um seine Verwendung. Mit umgehender Post erhielt er die Antwort, daß er sofort sich zu dem Grafen begeben solle, dem der König seinen Willen kund gethan habe, der Graf werde unfehlbar die Schuld bezahlen. Der Schneider erhielt allerdings sofort sein Geld, dem Grafen war eine ernste Reprimande und ein sehr peremtorischer Zahlungsbefehl zugegangen. Ebenso half der König im Jahre 1747 den Unterthanen des Grafen Frankenberg auf dem an die Berliner Banquierfamilie Benecke gekommenem Gröditzberg in Schlesien: er befahl nicht nur die in's Gefängniß geworfenen und in den eisernen Stock gelegten Leute sofort loszulassen, sondern erließ auch an den Großkanzler Cocceji unterm 12. August die Ordre: „daß, da er, der König, diese armen Leute endlich einmal aus dem verderblichen Proceß und vollkommen in Ruhe gesetzt wissen wolle, der Großkanzler ein Gutachten abfassen und ihm, dem König, zur Confirmation einsenden solle, als wobei es sodann schlechterdings sein Bewenden haben solle.“ Dem Grafen aber schrieb er am 16. August „Trouvant, que la manière dont Vous avez traité ces pauvres gens ait été des plus cruelles, injustes et insupportables, je Vous défends absolument ces sortes de procedures qui sentent

la tyrannie; Vous assurant qu'en cas de recidive, je Vous ferai connaître le poids de ma juste et rigoureuse indignation." Unterm 20. December 1743 hatte die kurmärkische Kriegs- und Domainenkammer eine sehr nachdenkliche Ordre erhalten: „Es kommt Sr. Kön. Maj. doch sehr problematique vor, daß so oft Sie Sachen von klagenden Leuten an die Kammer schicken, solche Leute allemal unrecht haben, welches doch nicht wohl sein kann. Höchstdieselben können daher nicht anders urtheilen, als daß es nicht allemal mit denenjenigen, so die Sachen untersuchen, so ganz richtig sein müsse; Sie wollen also mehr erwähnte Kammer so gnädgst als ernstlichst erinnert und befehligt haben, daß, wenn Höchstdieselben was an sie schicken, Sie sich wohl vorsehen soll, die Untersuchung jederzeit recht ehrlichen und zuverlässigen Leuten aufzutragen, um sich nicht selbst schwere Verantwortung zuzuziehen." Die Fremden bemerkten recht wohl den verhältnißmäßig weit bessern Stand der Bauern in Preußen als in andern Ländern. „Der Geist der Regierung, schreibt der englische Tourist Moore 1775, ist großen und unabhängigen Herren nicht günstig: er hält sowohl die großen als kleinen Gutsherrn vom Schinden und Bedrücken des Landvolks ab ꝛc. Keine Bauern in Europa leben besser als die preußischen." Die Verrätherei des Baron Warkotsch hatte ihre Hauptquelle indem Wunsche, Schlesien, wo er Güter hatte, wieder in die Hände Oestreichs zu bringen, um wieder auf östreichischem Fuße seine Leute behandeln zu können.

Für das Volksschulwesen gab Friedrich noch im Jahre des Hubertsburger Friedensschlusses unterm 12. August 1763 das General=Land=Schulreglement. Er stellte darin die drei wesentlichen Bedingungen der allgemeinen Einführung des Volksunterrichts fest: die Verpflichtung aller Eltern, ohne Ausnahme ihre Kinder in die Schule zu schicken, und wenn sie es vermöchten Schulgeld zu bezahlen; die Bestrafung derjenigen Eltern, die ihre Kinder von der Schule zurückhielten; und die Verpflichtung der Ortsarmenkassen, das Schulgeld der Unvermögenden zu tragen. Es lag Friedrich besonders am Herzen, daß der Bauernstand aus seiner Dumpfheit herauskommen möge. 17. September 1772 schrieb er an d'Alembert: „Die Sorge für die Erziehung ist ein wichtiger Gegenstand, den die Fürsten nicht vernachlässigen sollten und den ich bis auf die Dörfer ausdehne. Er ist das Steckenpferd meines Alters." Er meinte, eigentlich müsse jeder Bauer Logik lernen. Aber es gebrach an Gelde, um durchgreifend zu helfen. Schneider waren die Schulmeister auf dem Lande und die übelste Maaßregel war es, daß Friedrich angeblich auf Brenkenhoff's Vorschlag, unwissende Invaliden zu Schulmeistern einsetzte, um ihnen eine nothdürftige Versorgung zukommen zu lassen.

Es ist bekannt und oft gerügt worden, daß Friedrich die deutsche Literatur nicht gemocht habe. Goethe bemerkt darüber sehr richtig: „Wie kann man von einem Könige, der geistig leben und genießen

will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzuspät entwickelt und genießbar zu sehen?" Als Gelehrte galten Friedrich von den Deutschen nur Peter de Vineis, der Kanzler des Hohenstaufen Friedrich's II., Hutten, Erasmus, Melanchthon, Thomasius und Leibnitz. Lessing, seinen großen Zeitgenossen, hat Friedrich gar nicht beachtet. Einzelne deutsche Literaten und Dichter, wie z. B. Gellert, ließ er sich gelegentlich vorstellen. Auch die Dichterin Karschin, die 1791 in Berlin starb, ward ihm vorgestellt, sie bat ihn um eine Unterstützung, Friedrich machte ihr mehrmals unbedeutende Geschenke, endlich schickte er ihr, um sie los zu werden, zwei Thaler mit der Post. Die Karschin schickte sie zurück mit dem Verse:

„Zwei Thaler giebt kein großer König
Ein solch' Geschenk vergrößert nicht mein Glück
Nein, es erniedrigt mich ein wenig
Drum send' ich sie zurück."

Man lachte bei Hofe und vergaß sie, erst Friedrich Wilhelm II., baute ihr „ein Häuschen" in Berlin am Haakeschen Markte, nachdem sie ihm eine poetische Schuldforderung hatte vorlegen lassen, daß sein großer Oheim ihr bereits vor vierundzwanzig Jahren eine Versorgung versprochen, aber diese Schuld nicht abgetragen habe. Friedrich hatte merkwürdige und höchst bestimmte Antipathien gegen die größten Notabilitäten in der Literatur. Es ist bereits erwähnt worden, daß er eine einzige Zeile der Henriade

Voltaire's der ganzen Iliade Homer's vorzog. An den Professor Myller, der zwei mächtige Quartanten deutsche Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert dem König überschickt hatte, antwortete er: „Hochgelahrter lieber Getrener. Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Seculo rc. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth rc. In Meiner Büchersammlung würde Ich solch elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeissen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek erwarten. Viel Nachfrage verspricht aber dasselbe nicht. Euer sonst gnädiger König. 22. Februar 1784." Goethe's Götz von Berlichingen nannte Friedrich eine abscheuliche Nachahmnng des Shakespeare und Shakespeare selbst fand er abominabel, seine Dramen waren ihm lächerliche Fratzen. Allerdings war die Richtung des Geistes Friedrich's sehr exclusiv, aber seinen Stand der deutschen Literatur gegenüber hatte er sehr wohl begriffen. Der Graf von Mirabean sagte einst zu ihm, daß es zu bedauern sei, daß er nur der Cäsar seines Volks und nicht auch der Augustus desselben habe werden wollen. Da erwiederte ihm Friedrich: „Sie wissen nicht, was Sie sagen. Gerade dadurch, daß ich meine Leute habe machen lassen, mich in ihre wissenschaftliche und schriftstellerische Angelegenheiten nicht gemischt, gar keinen Antheil daran zu

nehmen geschienen habe, glaube ich mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen." Merkwürdig in dieser Beziehung ist auch ein Schreiben des Königs an den Professor Moritz in Berlin, den Liebling Goethe's, der ihm einige Gedichte und zwei seiner die deutsche Sprache betreffende Schriften übersendet hatte. Er lautet also:

„Hochgelahrter, lieber Getreuer!"

„Mahlten alle deutsche Dichter, wie Ihr in Euren mir zugefertigten Gedichten, mit so viel Geschmack und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und der Geist, welcher aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblickt; so würde Ich bald meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen mir dazu eine angenehme Aussicht. Sie haben meinen völligen Beifall und Ich ermuntere Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König."

„Berlin, den 31. Januar 1781.

Friedrich."

In seinem späteren Alter war der König nichts weniger als zufrieden mit der Literatur in Frankreich. Er äußerte: „Wenn ich jung wäre, so würde ich mich an die Engländer und die Deutschen halten."

Friedrich selbst, der eine sehr ansehnliche Menge poetische, historische, politische und philosophische Schriften hinterlassen hat, hat alles in französischer Sprache geschrieben. Die Werke des Philosophen von Sanssouci wurden, aber unvollständig und verstümmelt, 1788 und 1789 in fünfundzwanzig Bänden herausgegeben. Diese Berliner Ausgabe besorgte nach den Mittheilungen des Bibliothekar Biester an den Geheimen Rath Dohm, so wenig man dieß von ihm hätte erwarten sollen, der famose Wöllner, der sich die Schriften des Königs, die sich nach seinem Tode auf den Schlössern zu Sanssouci und Potsdam fanden, hatte schenken lassen. Er verkaufte sie, um Gewinn zu machen, an den Buchhändler Voß und den Hofbuchdrucker Decker; der Prediger de Moulines von der französischen Colonie besorgte Druck und Correctur auf die nachlässigste Weise. Eine neue vollständige und richtige Ausgabe ist unter Friedrich Wilhelm IV. neuerdings bekanntlich unternommen worden. Gibbon schon hatte die erste Ausgabe, als dem preußischen Volke Schande machend, herbe getadelt.

Nach dem Hubertusburger Frieden schloß Friedrich im Jahre 1764 die Allianz mit seinem Nachbar in Osten, mit Rußland, die für Preußen so folgenreich geworden ist. Er sah sich dazu gedrängt, da England ihn in der schwersten Zeit des siebenjährigen Krieges im Stiche gelassen, mit Frankreich einseitig den Pariser Frieden, the shamefull peace, wie die Engländer in den Junius-Briefen ihn selbst genannt haben,

abgeschlossen hatte. Die Allianz mit Rußland war auf die Dauer von acht Jahren gestellt, beide Mächte gelobten sich in allen Kriegen 10,000 Mann und 2000 Pferde. Würde Rußland von der Pforte angegriffen oder Preußen von Frankreich, so sollten Subsidien statt der Mannschaft gegeben werden. In einem geheimen Artikel garantirten sich die Mächte, nicht dulden zu wollen, daß Polen aus einem Wahlreich in ein Erb- oder unumschränktes Reich umgeändert werden solle. Friedrich wußte recht wohl und schrieb selbst darüber, daß der große Kurfürst die Aeußerung einmal gethan habe: „Die Russen sind Bären, die man nicht los lassen muß, weil es schwer ist, sie wieder anzubinden.“ Auch liebte er die Russen nicht; nach der Schlacht bei Zorndorf sagte er zu seinem Begleiter, als gefangene Kosacken vorgeführt wurden: „Seh' Er nur, mit solchem Gesindel muß ich mich herumschlagen.“ Aber er hatte Respect vor den Russen. Schon 1744 schrieb der englische Gesandte Hindford: „Er fürchtet sich mehr vor Rußland als vor Gott.“ Friedrich mußte im siebenjährigen Kriege die Tapferkeit der Russen achten lernen. Er hatte die galante Kaiserin Elisabeth herbe verspottet, er nannte den siebenjährigen Krieg nur la guerre des trois cotillons (gegen sie, Maria Theresia und die Pompadour in Paris); später aber schmeichelte er ihrer Nachfolgerin, Catharinen, auf alle Weise, er nannte sie „seine beste Freundin, die große Semiramis des Nordens.“ Er kannte sie sehr wohl, er

zeichnete sie mit den Worten: „L'impératrice a infiniment d'esprit, aucune réligion, et les inclinations de la défunte mais contrefaite de la dévote en même temps“ — aber er verstand sich mit ihr. Er theilte nach Ablauf der acht Jahre 1772 mit Rußland Polen in engster Allianz und sagte nur: „Ich werde immer der Freund der Russen sein, aber niemals ihr Sclave.“ Schon zehn Jahre darauf, 1782, brachte Potemkin die völlige Auftheilung des „stets uneinigen wetterwendischen“ Polens mit den Worten in Vorschlag: „Gleich bei der ersten Theilung hätte man tiefer in's Zeug schneiden sollen. Hätte man gleich Anfangs ganz getheilt statt des Kinderspiels von 1772 — das Geschrei wäre auch nicht größer gewesen.“ — Friedrich weigerte sich aber und wieß seine Gesandten an, bei allen Gelegenheiten zu erklären: „An eine weitere Theilung sei nicht zu denken.“ Er führte in einem Handschreiben politische und moralische Gründe auf. Graf Görtz übergab das Handschreiben an Potemkin. Dieser überlas es dreimal und gab es dann achselzuckend mit den Worten zurück: „Nun wahrhaftig, für romantisch hätte ich Ihren König nicht gehalten.“ Friedrich war auch gar nicht romantisch, vielmehr war er sehr praktisch. Durch die erste Theilung kam der ganze polnische Handel in die Hände Preußens. Die Folgen der zweiten Theilung Polens bewiesen, wie unpolitisch sie war. Als Süd- und Neuostpreußen als Provinzen behandelt werden mußten, fielen unter andern jene Magazine, die den

Nerv der Monarchie unter Friedrich ausmachten, in Trümmer, die Armee hatte keine zuverlässige Basis mehr, es entstand eine Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Mirabeau erzählt, daß man einst dem König das dritte Buch von den Pflichten von Cicero vorgelesen habe, wo dieser beweist, daß das Gerechte immer nützlich, das Ungerechte immer schädlich sei. Der Vorleser lächelte unmerklich. Der König aber rief ihm zu: „Was kömmt Ihm an? Warum will er sich verstellen? Er denkt an die Theilung von Polen?“ Der König gestand frei heraus, er hätte sich zu dieser gewaltsamen, mit einem schlechten Anstrich versehenen That nur darum bewegen lassen, um seiner Nation und selbst Polen große Unfälle zu ersparen. Friedrich schrieb deßhalb an Voltaire: „Il fallut recourir à ce partage, comme à l'unique moyen d'éviter une guerre générale.“ Offenbar ging das Project von Friedrich aus, da ihm Alles daran liegen mußte, das Königreich Preußen mit Pommern und Brandenburg durch das dazwischen liegende Land zu verbinden. Sofort nach der polnischen Theilung nahm Friedrich statt des bisher gebrauchten Titels: „König in Preußen“ den „König von Preußen“ an. Die polnische Adelswirthschaft, wo es nur Herren gab und Knechte, war Friedrich ein Greuel. Wie er sie ansah, bezeugt am besten eine Stelle aus seiner Instruction für den Brombergischen Kammer-Director von Domhardt vom 4. Januar 1782: „Se. Königl. Maj.

werden gerne sehen, wenn gute Leute bürgerlichen Standes auszumitteln, die diesen polnischen Edelleuten ihre Güter abkaufen. Denn obwohl in andern Provinzen es wider die Gesetze läuft, daß Leute bürgerlichen Standes adelige Güter acquiriren, so wollen S. K. M. doch in Westpreußen solches accordiren, um nur die Polen los zu werden, weil Ihnen dorten ein guter Bürger lieber ist, wie alles das polnische Volk." Auch in Polen nahm sich der König hauptsächlich der Bauern an und verordnete in derselben Instruction: „Gehet S. K. M. Intention dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen und keine Sclaven." — Titel, wie „polnische Windbeutel, polnische Canaille" gebrauchte er in Cabinetsordres nicht selten, so in der vom 2. December 1773, in Betreff des Fürsten Sulkowsky, der früher sächsischer Premierminister vor Brühl war. Als Sulkowsky damals durch Potsdam reiste und schriftlich einkam, seine Aufwartung machen zu dürfen, schrieb Friedrich an den Rand der Eingabe: „Ich hätte in beiden Händen das Podagra." Die Cabinetsräthe mußten ihn dessen bescheiden. Friedrich schrieb an Voltaire unterm 11. December 1773: „Es war billig, daß ein Land, das den Kopernicus hervorgebracht hat, nicht länger in jeder Art von Barbarei schmachtete, in welche mächtige Tyrannen es gestürzt hatten" — und unterm 19. Juni an d'Alembert: „Schneider und Schuster sind Virtuosen, die

in diesem Lande eifrig gesucht werden; hier kennt man das Recht des Eigenthums nicht, statt aller Gesetze unterdrückt der Stärkere ungestraft den Schwächeren."

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck.

Digitized by Google

Geschichte

der

deutschen Höfe

seit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehse.

4r Band.

Erste Abtheilung:

Preußen.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Digitized by Google

Geschichte

des

preußischen Hofs und Adels

und

der preußischen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehse.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.

Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Fortsetzung.

Digitized by Google

Digitized by Google

6. Hof- und Privatleben und Tagesordnung Friedrich's des Großen. Seine Freunde und Freundinnen.

Ich komme nun auf die Tagesordnung des Königs. Regelmäßig residirte Friedrich der Große während der Frühlings- und Sommerzeit von Ende März, Anfang oder Mitte April an, je nachdem die Witterung war, bis zum Spätherbst in Sanssouci. Er bewohnte hier die rechte Hälfte des Schlosses, wozu drei Zimmer, ein Schlafcabinet und ein Bibliothekzimmer gehörten. Die drei Zimmer, das Empfangs-, das Musik- und das ovale Speisezimmer, so wie das Schlafcabinet durften Fremden gezeigt werden — in das kleine mit Cedern getäfelte Bibliothek- oder Studierzimmer ward Niemand geführt, als von Friedrich selbst. Das Schlafcabinet war mit dem Bildniß Gustav Adolf's und einer antiken Büste Marc Aurel's auf dem Kamine geschmückt. Friedrich starb darin und es ist, wie das Studierzimmer noch heut zu Tage in dem Stande, wie es der große König benutzte; die andern Gemächer ließ Friedrich Wilhelm II. durch den Dessauer Erdmannsdorf

Digitized by Google

wesentlich verändern. Alle Vorhänge und Möbelüberzüge in des Königs Gemächern waren, da Friedrich nur gedämpfte Farben liebte, hellviolett, himmelblau, seladongrün oder rosenroth, auch fleischfarbig, mit Silber eingefaßt.

Die andere linke Hälfte des Schlosses war für die eingeladenen Gäste reservirt, namentlich für den Erbprinzen und den Prinzen Friedrich von Braunschweig, seine Neffen und Lieblinge; hier wohnte auch Voltaire.

Der König stand alle Morgen zwischen drei und vier, selten nach vier Uhr und im Winter um fünf Uhr auf. Er schlief nur fünf bis sechs Stunden; nur in seinen alten Tagen erhöhte sich diese Zeit auf sieben, ja auch acht und neun Stunden. Er hatte von Natur eine Neigung zum Langeschlafen; er arbeitete aber dieser natürlichen Neigung mit aller Energie des Geistes entgegen: seine Bedienten waren angewiesen, ihm eine in kaltes Wasser getauchte Serviette zu der Stunde, wo er aufstehen wollte, übers Gesicht zu legen, wenn er der vorgezeigten Weckuhr nicht Folge leiste. Als er noch als Kronprinz mit seinem Vater der Campagne am Rheine beiwohnte, hatte er einen Versuch gemacht, wie lange er sich ohne zu schlafen erhalten könne. Er hatte sich mit Kaffeetrinken vier Tage lang munter erhalten, zuletzt aber war er bei Tische eingeschlafen. Eine Viertelstunde nach dem Wecken wurde in dem Schlafzimmer, Sommer und Winter durch, Kaminfeuer gemacht. Auf dem Bette sitzend, zog Friedrich seine schwarzen Sammetbeinkleider, seine Stiefeln und

einen seiner Casaquins von reichem, meist hellblauem Stoffe oder Sammet mit Silber gestickt an, die ihm seine Schwestern und Nichten zu schenken pflegten. Nur, wenn er krank war, bediente er sich eines Zobelpelzes, den ihm die Kaiserin Elisabeth geschenkt hatte. Sobald er „hier!" rief, trat der Kammerlakai mit den von dem ersten Kabinetsrathe in versiegeltem Einschlusse eingesandten Briefen herein. Während der Lakai ihm den Zopf machte, sah der König die Briefe durch, es waren solche, die nach dem Petschafte oder nach dem Postberichte von Adeligen kamen. Ueber alle Bittschriften der Nichtadeligen und alle übrige Berichte, Vorstellungen nnd Anzeigen der Regierungs-Departements las der König nur die Auszüge, die zwei Kabinetsräthe alltäglich zu machen angewiesen waren.

War der König mit der Durchsicht dieser Briefe zu Ende, so wusch er sich und setzte in den späteren Jahren seine Haartour auf und den Hut, den er, außer bei Tische und wenn er mit Personen hohen Ranges sprach, stets auf dem Kopfe trug. Darauf übergab der Adjutant der Leibgarde den Rapport über die in Potsdam eingetroffenen Fremden, der Rapport aus Berlin war schon mit den Briefschaften angekommen. Den Rapport über die Fremden benutzte der König, um Jedermann Gelegenheit zu geben, sich direct an ihn zu wenden; fand er in dem Rapport die Bemerkung: „hat Verrichtungen bei S. Maj." und die Person hatte sich nicht mit ihrem Anliegen gemeldet, so ließ er Meilen weit die Leute durch einen reitenden

Jäger zurückholen. Die Generaladjutanten machten ihren Bericht über die Armee. Waren die Generaladjutanten abgefertigt, so begab sich der König in sein Schreibzimmer, um erst einige Gläser Wasser, sodann zwei bis drei Tassen Kaffee zu trinken. In der letzten Zeit seines Lebens ließ er einen Theelöffel weißen Senf als Verwahrungsmittel wider den Schlag und „fürs Gedächtniß“ dem Kaffee zugeben. Früher hatte er auch Chocolade gefrühstückt. Der Resident in Constantinopel schickte einmal später dergleichen ein, er sandte die Hälfte dem Minister S. (? Schulenburg) mit den Worten: „Laß er sich, mein lieber S., dieses Produkt gut schmecken; es kommt von einer Nation, die meine Person werth hält und mein Haus ehrt. Vor zwanzig Jahren habe ich diese Chocolade gern getrunken, nun aber kann ich sie bei meinen alten Tagen nicht mehr vertragen.“ Während des Frühstückens wurden der Berliner Rapport und die zurückbehaltenen Briefe vorgenommen.

Nach eingenommenem Kaffee wanderte Friedrich dann ein oder zwei Stunden lang, theils Flöte blasend, theils Obst, das er sehr liebte und das stets auf den Kaminconsolen und Spiegeltischen stand, essend, durch sein Zimmer. Dieses Obst zog er sich selbst in den kostbaren, weltberühmten Treibhäusern und terrassenförmigen Spalieren von Sanssouci; für die ersten Kirschen im December und bis Mitte Januar zahlte er das Stück zwei Thaler. „Du wirst Schmälen, schreibt er einmal an seinen Tresorier Fredersdorf, daß gestern vohr 180 Thaler Kirschen gegeßen

worden, ich werde mich eine liederliche reputation machen.“ Während des Flöteblasens meditirte der König, hier kamen ihm, wie er selbst einmal zu d'Alembert sagte, die besten Gedanken, sie strömten ihm zu unter den Wogen der Töne.

Sobald der König die Flöte weglegte, nach neun Uhr, traten die schon zwischen sechs und sieben Uhr eingetroffenen Cabinetsräthe ein, einer nach dem andern. Sie erschienen vor dem König in vollem Staate, arbeiteten mit ihm stehend und schrieben die Antworten, die der König angab, mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben.

Wenn die Cabinetsräthe entlassen waren, ließ sich der König von seinem Kammerhusaren pudern und zog nun seine gewöhnliche blaue Uniform an. Von zehn bis elf Uhr pflegte er sodann Audienzen zu ertheilen, auszureiten, wenn es die Witterung zuließ oder im Garten mit drei Windspielen spazieren zu gehen. Zu Pferde und zu Fuß führte er den berühmten Krückenstock, ein spanisches Rohr, woran die Krücke von Gold und sehr reich mit Diamanten besetzt war. Friedrich brauchte diesen Krückenstock bis zu seinem Tode, dann erhielt ihn seine Wittwe, die sich gleichfalls bis an ihr Ende darauf stützte. Gegenwärtig befindet er sich in der Berliner Kunstkammer. Elf Uhr war Parade zu Potsdam, wobei die Parole ausgetheilt wurde. Bei schönem Wetter pflegte er dann mit der Garde und noch einigen Regimentern eine Stunde lang vor der Stadt zu exerciren, wobei er selbst commandirte. Immer wußte er bei aller Commandostrenge von Zeit

zu Zeit seine Bursche durch einen Scherz zu erquicken. Im Sommer 1767 hatte es stark geregnet und von den Born'schen Bergen war so viel Wasser heruntergekommen, daß sich ein kleiner Teich gebildet hatte. Die Garde avancirte in gerader Linie und stand auf einmal vor dem Teiche. Der König commandirte Halt! setzte aber sofort hinzu: „Bursche, habt Ihr mir geschworen zu Land und zu Wasser zu dienen?" Alles rief „Ja", der König aber: „Bataillon vorwärts! Marsch!" Die Garde wadete jubilirend mit ihren weißen Stiefeletten durch den Teich. Nach der Parade schrieb der König bei üblem Wetter, wenn er nicht exercirte, Familienbriefe oder las. Schlag zwölf Uhr begab er sich zur Tafel. Sie dauerte in der Regel bis drei, oft auch bis vier oder fünf Uhr, da Friedrich meinte, daß der Mensch während dieser Zeit nicht älter werde. In den späteren Jahren ward es Sitte, erst gegen zwei Uhr zu Tisch zu gehen.

Friedrich's Tischgesellschaften sind berühmt, er pflegte gewöhnlich sieben bis zehn Gäste an seinem Tische zu haben. Sie wurden zehn Uhr eingeladen. Die Einladungen ergingen an Offiziere und Gelehrte. Er war ein liebenswürdiger Wirth, bei Tafel hatte er das Herz auf der Zunge. Er selbst sprach beständig; die Gegenstände der Unterhaltung waren Politik, Geschichte, Religion, Kriegssachen und was sonst allgemein von Interesse war. Die Unterhaltung ward regelmäßig in französischer Sprache geführt. Zu seinen

liebsten Gästen gehörten theils Franzosen, theils Engländer, theils Italiener, theils Deutsche.

Unter den Franzosen, die den näheren Umgang des Königs bildeten, nimmt die erste Stelle ein: Jean Baptiste de Boyer, der berühmte Marquis d'Argens. d'Argens war ein Provençale aus Aix und früher Offizier in der französischen Armee. Er war ein langer, stattlicher, wohlgewachsener Mann von außerordentlicher Lebhaftigkeit, voller Witz und immer guter Laune, seine Repartieen waren zwar oft sehr kaustisch, ja cynisch, er selbst aber ein Ausbund von Gutmüthigkeit. Er besaß einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit, wie selten ein französischer Weltmann und dabei eine ungemeine Gabe, sie andern Welt- und Hofleuten mitzutheilen, ihnen Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten beizubringen, sie ihnen angenehm zu machen. Zu alle dem war d'Argens ein sehr redlicher Mann und wohl der einzige unter den Franzosen, der eine wahre Herzensanhänglichkeit an den König hatte. Seine Jugend war ziemlich bewegt gewesen. Das bei ihm mit viel Feuer vergesellschaftete eigenthümliche Phlegma hatte ihm den Dienst beim Cavalerieregiment Toulouse, das in Straßburg stand, bald verleidet, er nahm seinen Abschied. Darauf verliebte er sich in eine Schauspielerin und wollte sie heirathen. Als sein Vater, der Präsident in Aix war, die Einwilligung versagte, entfloh er mit seiner Geliebten nach Spanien, ward hier aber erkannt, verhaftet und nach Frankreich zurückgebracht. Nun ging d'Argens mit dem nach Constantinopel bestimmten französischen Ge-

sandten d'Andesse über Algier, Tunis, Tripolis nach Constantinopel: hier blieb er fünf Monate. Sowohl hier als in den andern genannten Orten hatte er wiederholt verliebte Abenteuer, er hatte sich auch im Orient nach Landesgebrauch verheirathet. Zurückgekehrt nach Frankreich, ward er Advocat zu Aix. Darauf erwachte die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften bei ihm: er trieb Musik, Malerei, Philosophie. Gleichzeitig mit den Studien liefen wieder eine Menge verliebte Abenteuer, besonders mit Schauspielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen. Mit einer ließ er sich in Marseille nieder. Doch gedachte er, weil seine Finanzen in großer Zerrüttung waren, sich zu verheirathen und zwar, wie er selbst in seinen Memoiren berichtet, mit einer sehr reichen, freilich vorn und hinten ausgewachsenen und nicht 3½ Fuß großen Dame. Er stand aber gleichzeitig mit zwei bis drei andern schönen Damen in ähnlichen Verhältnissen, denen er allen Hoffnung gemacht hatte, sie zu heirathen. Endlich entschloß er sich, alle zusammen sitzen zu lassen, Marseille zu verlassen und nach Paris zu gehen. Hier setzte er Galanterien und Studien fort, versuchte aber auch das Spiel und gewann in den ersten anderhalb Stunden 6000 Livres im Roulette. Drei Tage darauf reiste er nach Rom, um ganz den Künsten zu leben; nebenbei kamen aber wieder galante Abenteuer vor und zwar so mannichfaltige, daß die rachsüchtigen Italienerinnen ihn zwangen, schon nach acht Wochen seine Sicherheit zu suchen. Er ging nach Marseille zurück und trat wieder in dem

1733 mit Oestreich ausgebrochenen Kriege in Militairdienste: eine Verwundung bei Kehl und ein Sturz mit dem Pferde nach der Belagerung von Philippsburg machte ihn zu fernerem Dienste untüchtig. Nun ging er wieder nach Paris und schrieb Bücher. Sein Philosophie du bon sens zog ihm Verfolgungen der Geistlichkeit auf den Hals: er verließ darauf Frankreich und lebte meist in Holland, wo er die berühmten Lettres juives herausgab. Um's Jahr 1740 ging er nach Stuttgart und hier fand er an der galanten Mutter des berühmten Herzogs Carl, Marie Auguste, gebornen Prinzessin von Thurn und Taxis eine Patronin. Er kam im December 1741 als Begleiter dieser verwittweten Herzogin von Würtemberg und ihrer Prinzen, die bei Friedrich erzogen werden sollten, nach Berlin und wohnte mit der Herzogin im Schlosse. Hier ward er bald Busenfreund des Königs, der ihn zum Kammerherrn mit 1000 Thaler Pension und zum Director der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften machte. Er stand in solcher Gunst bei Friedrich, daß dieser im siebenjährigen Kriege einen ähnlichen fortgesetzten Briefwechsel mit ihm unterhielt, wie er mit Jordan in den schlesischen Kriegen geführt hatte. Rührend war es, mit welcher Ehrfurcht d'Argens die Briefe des Königs empfing, er schloß sich jedesmal ein, wenn er einen Brief von ihm erhielt. Man sah ihn durch's Schlüsselloch, wie er, der sonst aus Furcht sich zu erkälten, nie seine zwei Mützen abnahm, mit entblößtem Haupte die Briefe las. Er hielt alle sorgfältig verschlossen und beobachtete in den

Mittheilungen von deren Inhalt die höchste Discretion. d'Argens hatte im Jahre 1749 die geist- und talentvolle Schauspielerin Babet Cochois geheirathet, zwar sehr gegen des Königs Willen, aber sie war die einzige Dame, der er erlaubte, im neuen Schlosse bei Sanssouci, wo der König für d'Argens eine Wohnung hatte einrichten lassen, zu wohnen. Die Ehe war sehr glücklich, d'Argens hatte aber, obgleich er ein großer Kinderfreund war, keine Kinder: wenigstens galten zwei Pflegetöchter, die er bei sich hatte, nur als solche; er soll aber die eine als seine eheleibliche Tochter anerkannt und sie zur Erbin eingesetzt haben, schon zwei Jahre vor seinem Tode: sie hieß Barbe Girault. Die andere Pflegetochter war reformirt, er ließ sie alle Sonntage eine reformirte Predigt hören, seine Frau ging alle Sonntage in die Messe. Jean, sein treuer Bedienter und seine Köchin gingen alle Sonntage Nachmittags in die lutherische Predigt. Er selbst aber hörte weder Predigt, noch Messe. d'Argens hatte mancherlei Schwächen. Zu diesen gehörte namentlich seine übertriebene Furcht vor Krankheiten, insbesondere vor Erkältung, er trug deshalb stets ein paar Schlafmützen und ein paar Schlafröcke über einander und brachte die Hälfte seines Lebens studirend im Bett zu. Er stand erst um Mittag auf und legte sich erst drei Uhr nach Mitternacht nieder. Ferner war er ungemein abergläubisch: ein umgeworfenes Salzfaß konnte ihm als die schlimmste Vorbedeutung erscheinen. Wegen diesen mancherlei Schwächen mußte er vom König viel leiden, dieser

verfuhr nach gewohnter Weise nicht sehr säuberlich mit ihm, machte ihm das Leben schwer, ja maltraitirte ihn zuweilen. So erschien er einst vor dem Bette des, wie er glaubte, nur eingebildet kranken d'Argens, um ihn, als Katholiken, mit der letzten Oelung zu versehen, er überschwemmte mit dem Oele das ganze Bette. d'Argens meinte: „Cela passe raillerie". Ebenso wird erzählt, soll der König die Hauptscenen aus dem famosen und scandalosen Buche Therèse philosophe, das einige ihm, andere Voltaire zuschreiben, dergestalt malen haben lassen, daß die Hauptpersonen dem Marquis und Mademoiselle Cochois sehr ähnlich gewesen: mit diesen Bildern wurden einmal d'Argens' Zimmer heimlich ausgeziert und der Herr Marquis damit nicht wenig überrascht, aber gar wenig vergnügt. Trotzdem hielt der Marquis dreißig Jahre lang bei Friedrich aus und war unausgesetzt im höchsten Vertrauen. Erst 1769 trennte er sich von dem König und starb, getrennt von ihm 1771, achtundsechzig Jahr alt unter dem beau soleil seines Vaterlandes zu Toulon in der Provence, die er zum drittenmale aufgesucht hatte, weil er das Clima in Berlin nicht vertrug.

Ein zweiter Franzose, der in des Königs nächstem Umgange war, war der berühmte Mathematiker und Philosoph Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Er stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Hafenstadt S. Malo in Bretagne, hatte bis zum Capitain gedient und war 1736 bei der merkwürdigen Expedition der französischen Akademiker mit gewesen, die Ludwig XV. nach Schweden schickte, um die Gestalt

der Erde am Nordpol zu bestimmen. Er kam schon 1740 auf Friedrich's Einladung nach Berlin, begleitete denselben auf dem schlesischen Feldzuge, ward bei Mollwitz gefangen, nach Wien transportirt und gegen den Bischof von Breslau, Grafen von Zinzendorf ausgetauscht. Seit 1746 erhielt Maupertuis eine Stellung in Berlin, wie sie noch kein Gelehrter als solcher gehabt hatte: er ward Präsident der Akademie der Wissenschaften mit 3000 Thalern Gehalt und dem Rang einer Oberhofcharge. Das Jahr vorher hatte er sich mit Fräulein von Bork, Staatsdame der Königin und Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie vermählt. Er war dem König wegen seines Umgangs werth, machte ihm aber viel Verdruß durch seine Prätensionen. Er war ein ächter Franzose, voller Geist und Lebhaftigkeit, diese war von der Art, daß sie ihm, verbunden mit der Art, wie sie sich kleidete, ein etwas sonderbares Aussehen gab. Er hielt in der Akademie streng auf Ordnung und Decenz, war ein angenehmer Gesellschafter, ein guter Freund und ein guter Ehemann. Aber seine Eitelkeit brachte ihn in fortwährende Streitigkeiten, unter denen die mit Voltaire, der gegen ihn den Doctor Akakia schrieb, die ärgerlichste war. In seinem Hause unterhielt er eine förmliche Menagerie von Thieren aller Gattungen, mit denen er Racenkreuzungsversuche anstellte: er hatte ein Buch über die Zeugung unter dem Titel Vénus physique herausgegeben, das von den Weltleuten stark gelesen ward. — Wer zu ihm kam ward vom Hofe aus bis in alle Zimmer von isländischen

Hunden, Katzen, Affen, Papageien und dergleichen Bestien begleitet. Er machte in Berlin ein stattliches Haus, nahm aber auch dreimal Urlaub nach Frankreich; auf der dritten Reise, die er vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges antrat, starb er in Basel in den Armen seines Freundes Bernoulli, 1759, einundsechzig Jahr alt.

Ein dritter, dem Könige nahe stehender Franzose war de la Mettrie, auch ein Kaufmannssohn aus S. Malo in Bretagne, Autor des Buchs, l'homme machine, ehemals französischer Feldarzt. Friedrich nahm ihn, obgleich er als Atheist in Frankreich verrufen und wie d'Argens nach Leyden vertrieben worden war, 1748 zu seinem Vorleser; auch er war wegen seines aufgeweckten Geistes als lustiger Tischgenoß sehr beliebt, beging aber eine Menge Indiscretionen, indem er ausplauderte, was an der Tafel des Königs gesprochen wurde. Er starb schon 1751, erst zweiundvierzig Jahr alt an den Folgen der Indigestion von einer Trüffelpastete beim französischen Gesandten Tyrconel, gegen die er Bäder und Aderlaß sich selbst verordnete. Als man ihm dagegen Vorstellungen machte, antwortete er: qu'il vouloit accoutumer l'indigestion à la saignée und starb. In dem Eloge, das der König auf ihn machte, sagte er: „Herr de la Mettrie war mit einer unerschöpflichen Heiterkeit geboren, seine Einbildungskraft war so fruchtbar, daß sie auch in dem trocknen Erdreich der Arzneiwissenschaft Blumen hervorbrachte."

Endlich war unter den Franzosen, die des Königs Vertrauen besaßen, auch noch der ehrliche Darget,

früher Secretair des französischen Gesandten Marquis de Valori. Er war 1745 bis 1752 Friedrich's Vorleser und Privatsecretair und später sein literarischer Beauftragter in Paris. Er starb 1778, sechsundsechzig Jahr alt. Sein vornehmster Nachfolger als literarischer Gesellschafter war de Catt, ein französischer Schweizer, den der König 1755 auf der holländischen Reise in einer Treckschuyte kennen gelernt hatte und der seit 1758, einundzwanzig Jahre lang in des Königs täglicher Umgebung war und sich durch Verschwiegenheit und Treue in steter Gunst erhielt. Erst nach diesen einundzwanzig Jahren kam er aus unbekannten Ursachen in Ungnade, behielt aber seinen vollen Gehalt und lebte abwechselnd theils in Potsdam, theils auf seinem Landgute. Er starb erst 1795.

Von Militairs französischer Abkunft war General Heinrich Carl Ludwig Hautcharmoy in großer Gunst: er war schon Generalquartiermeister unter Friedrich Wilhelm I., ward dann unter Friedrich Gouverneur von Brieg und der König, bei dem er oft in Sanssouci zu Besuch kommen mußte, wohnte wiederholt bei ihm in Brieg: er blieb mit Schwerin bei Prag 1757. Der König hatte ihm das schöne Gut Allerheiligen bei Oels in Schlesien gegeben, das jetzt an die Familie von Schickfuß verkauft ist. Seit 1755 war er Ritter des schwarzen Adlerordens.

Von Engländern gehörten zu Lieblingen des Königs die Brüder Keith. Sie stammten aus einer schottischen Familie und hatten nach dem Falle der Stuarts, deren eifrige Anhänger sie waren, ihre Güter

verloren und 1715 England verlassen. **Georg Keith, Lord Marishal**, hatte sich in spanische Dienste begeben und als Generalmajor gegen Kaiser Carl VI. gedient. Er zog sich dann in's Königreich Valencia zurück und mußte nach der verunglückten Expedition Frankreichs gegen Schottland im Jahre 1744 nach Rußland, wo sein Bruder General war, sich retten, aber von Petersburg vertrieb ihn die englische Diplomatie nach Venedig. Von hier aus kam er im Februar 1748, seinem Bruder in dem preußischen Dienst nachfolgend, zu Friedrich. 1750 ging er als Gesandter nach Paris und Madrid, 1751 erhielt er den schwarzen Adlerorden, 1754 ward er Gouverneur von Neufchatel, gab aber diesen Posten auf, weil er hoffte, nun in Schottland wieder leben zu können: der König von England hatte ihn begnadigt. Es gefiel ihm aber in Schottland, wo seine meisten Güter in Fremder Hände waren — einen Theil seines Vermögens hatte ihm Friedrich wieder verschafft — nicht und 1765 zog er zum König nach Potsdam. Der von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältig hintergangene Friedrich gab Marishal das schöne Zeugniß, daß er, „der gute Mylord," ihn so zu sagen gezwungen habe, wieder an die Tugend zu glauben. Marishal war bei ihm in höchster Gunst und starb 1778, gegen neunzig Jahr alt, genau weiß man es nicht, weil er stets sein Geburtsjahr geheim hielt, einige halten ihn für 1685 geboren, also ist er dreiundneunzig Jahr alt geworden.

Jacob Keith, sein jüngerer Bruder, war, nachdem er, wie sein Bruder, gegen zehn Jahre in spanischen Diensten gewesen war, dann neunzehn Jahre lang in Rußland theils gegen die Türken unter Münnich, theils gegen die Schweden mit Auszeichnung gedient hatte, 1747 in die Dienste des Königs von Preußen getreten. Friedrich gab ihm zwei Tage nach seiner Ankunft in Berlin, am 19. October, die General-Feldmarschallswürde und machte ihn 1749, nach dem Tode des Herzogs von Holstein-Beck, zum Gouverneur von Berlin und Ritter des schwarzen Adlerordens. Auch er war bei dem König im intimsten Vertrauen, fiel aber, zweiundsechzig Jahr alt, 1758 bei Hochkirch. „Er war, sagt Formey, in seiner Lobrede, neun Sprachen mächtig, verstand schottisch, englisch, französisch, spanisch, russisch, schwedisch, deutsch und lateinisch und las die griechischen Schriftsteller. Er hatte alle große und kleine Höfe Europas, von dem des Vicelegaten von Avignon bis zur Residenz des Tartar-Chans gesehen nnd überall hatte er gefallen. Der General, der Minister, der Hofmann, der Gelehrte waren in seiner Person vereinigt und er verstand es vortrefflich, alle diese verschiedenen Eigenschaften zu repräsentiren. Man hat die hochgebildetsten Leute wie in Extase von einer Unterredung mit ihm zurückkehren sehen, sie wollten ihren Ohren kaum trauen."

Nächst den Gebrüdern Keith war der englische Gesandte in Berlin, Sir Andrew Mitchell, beim König sehr wohl gelitten. Er begleitete den König

durch den ganzen siebenjährigen Krieg und stand oft, wie bei Zorndorf, an seiner Seite in den blutigsten Schlachten. 1760, im Winterquartier zu Freiberg, aß Friedrich viele Wochen lang nach einander mit Niemand, als mit Mitchell. Mitchell war ein Mann, dem die Gabe der Repartie, die man bei dem Könige so nöthig hatte, sehr zu Gebote stand. Als die Engländer 1759 Quebec eingenommen hatten, fragte der König, ob es wahr sei? „Ja, Sire," sagte Sir Andrew, „mit Gottes Hülfe." „Wie," fragte der König, „gehört der liebe Gott auch zu Ihren Alliirten?" „Allerdings Sire," erwiederte Mitchell, „und er ist der Einzige, dem wir keine Subsidien zahlen." Mitchell starb 1771 in Berlin.

Nach dem Aachner Frieden 1748 bis zum Abschluß der Allianz mit England, 1756, war kein englischer Gesandter in Berlin und der König gar nicht gut auf die Herren Engländer zu sprechen. Frankreich hatte als Gesandten einen Irländer, Lord Tyrconel, damals geschickt, in Bezug auf ihn schrieb Friedrich an Darget: „Gott verzeihe es mir, ich habe einen wahren Abscheu vor dem englischen Volke und kann mich gar nicht davon los machen. Das unbillige Verfahren des Monarchen fällt auf sein Volk zurück."

Der englische Tourist Wraxall, der die Theilung Polens in seinem Tour round the baltic getadelt hatte und den Friedrich deßhalb nicht empfangen wollte, schreibt, der König habe eigentlich nie die Engländer geliebt und ihnen namentlich nach der Vorenthaltung der Subsidien für's Jahr 1762 gegrollt. Als im

bairischen Erbfolgekriege englische Offiziere sich anboten, als Volontaire bei ihm zu dienen, schlug Friedrich es mit den Worten ab: „Je ne veux pas de chambre basse au milieu de mon armée.“

Von Italienern standen bei Friedrich in höchster Gunst der Graf Algarotti und der Abbé Bastiani. Algarotti, geboren 1712, in demselben Jahre mit dem König, zu Padua im Gebiete Venedigs, war wieder ein Bürgerssohn, auch ein Sohn eines reichen Kaufmanns, aber ein Mann von dem feinsten und vornehmsten Tone und von der gewandtesten Geschmeidigkeit. Friedrich erhob ihn in den Grafenstand und nannte ihn nur den Cygne de Padoue; er starb 1764 zu Pisa. Abbé Bastiani, war einst von den Werbewütherichen Friedrich Wilhelm's als Dorfpfarrvicar in Welschland entführt worden; er kam nachher in den Dienst des Cardinals Sinzendorf, Friedrich hatte ihn zum Domherr von Breslau gemacht. Er war ein schöner, lebenslustiger Mann und mußte alljährlich und oft viele Wochen hindurch im Winter nach Potsdam kommen; der König liebte ihn ungemein als gelehrten und liebenswürdigen Gesellschafter; er war sehr witzig und doch sehr bescheiden. Er sagte dem König nie etwas Nachtheiliges von dritten Personen. Als er hörte, daß Friedrich todt sei, starb er bald ihm nach: das Bisthum Breslau war ihm auf den Erledigungsfall bestimmt. Italienische Offiziere mochte Friedrich aus einem andern Grunde nicht in seiner Armee, wie englische. Er schrieb einmal deßhalb an einen Oberst: „Ich bin den Italienern recht gut und

beweise dieses in der ansehnlichen Gage meiner Opernsänger. Nur bei meinen Truppen befürchte ich wegen ihrer bekannten Weichlichkeit, Miß- und Unmuth nnd könnt Ihr die Supplicanten nach dieser meiner Gesinnung höflich abweisen." Doch machte der König auch hier Ausnahmen, z. B. mit Oberst Pinto, einem seiner letzten täglichen Gesellschafter.

Endlich sind noch einige Schweizer auszuzeichnen, die Generale von Lentulus, von Warnery und der liebenswürdige von Rosieres. Robert Scipio Baron Lentulus stammte aus einem Geschlechte, das die Familientradition auf einen aus Neapel entflohenen Mönch zurückführt, der, wie der Stammvater der Münchhausen, sein erlöschendes Geschlecht fortpflanzen wollte. Der Lentulus'sche Mönch hatte aber nicht, wie der Münchhausen'sche den Dispens des Papstes eingeholt, schmachtete daher sieben Jahre in den Kerkern der Inquisition und kam erst 1559 durch eine zweite Flucht nach Genf, ward Pfarrer in den piemontesischen Thälern und starb angeblich 1599 zu Cläven im Valtelin. Sein Sohn war Leibarzt der Königin von England und ward als erster Arzt von Basel nach Bern berufen, wo er das Ehrenbürgerrecht erhielt. Der General war geboren in Wien und in östreichischen Diensten, kam nach Preußen 1746, wurde des Königs Flügeladjutant und 1748 Schwiegersohn des Oberstallmeisters Schwerin. Er ging später, 1768, als Gouverneur von Neufchatel in sein Vaterland zurück, erhielt 1770 den schwarzen Adlerorden, fungirte bis 1779 und starb als Landvoigt zu Königs bei

Bern 1786, zweiundsiebzig Jahr alt. Er war ein außerordentlich schöner Mann und von hervorragenden Geistesgaben, ein eben so tapfrer Soldat, als feiner Hofmann. Warnery war der, welcher im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that, als er mit noch drei andern die sächsische Festung Stolpen überrumpelte. Als 1758 Schweidnitz übergeben wurde, glaubte er seinen Abschied nehmen zu müssen, trat in polnische Dienste und starb in denselben 1786 wenige Monate vor Friedrich zu Breslau. Ludwig von Rosieres endlich, gebürtig aus Nion im Canton Waadt, kam 1770 erst aus sardinischen Diensten zu Friedrich, wurde Commandant von Silberberg in Schlesien und starb 1778 als General zu Schönwalde.

Von Deutschen bildeten meist Generale und Offiziere Friedrich's nähere Umgebung. Unter diesen Generalen und Offizieren befanden sich namentlich die General-Adjutanten, welche vermöge ihrer Stellung in der unmittelbaren Nähe des Königs einen sehr einflußreichen Wirkungskreis hatten. Zu Anfang der Regierung Friedrich's bekleideten diesen Posten die Grafen Truchseß und Finkenstein.

Graf Friedrich Sebastian Truchseß von Waldburg gehörte der preußischen Linie der aus Schwaben stammenden Truchsesse an, die sich von Capustigal nannte: sein Oheim, der preußische General und Gouverneur von Pillau, Wolf Christoph, hatte unter dem großen Kurfürsten für seine Dienste bei der Belagerung von Wien 1683 vom Kaiser die Reichsgrafenwürde erhalten. Er selbst war früher

Gesandter in Dresden. Bielefeld giebt ein Bild von diesem General-Adjutanten, der, wie er sagt, sechs Fuß lang war, in einem Briefe vom 11. Aug. 1739: „Ich kenne keinen angenehmeren Mann, als den Grafen Truchseß, sein Umgang hat für mich so etwas Anziehendes, daß mir jeder andere dagegen werthlos erscheint. Er besitzt neben dem feinsten Weltton eine seltne Bescheidenheit; sein überfließender Witz ist immer zart und attisch. Ich bin unaufhörlich in seinem Hause und werde von ihm mit Artigkeiten überschüttet. Er hat tausend Tugenden, tausend große Eigenschaften, aber auch manche kleine Gebrechen, die den Schatten im Gemälde abgeben und die einförmige Vollkommenheit daraus entfernen. Sein größter Fehler ist ein ewiges Poltern und Toben mit seinen Leuten, worin ihn selbst die Anwesenheit von Gästen nicht stört. Er hat einen alten Kammerdiener, welcher die Geduld selbst ist: er ist ewig die Zielscheibe seiner Schmähungen und übeln Laune. Aber auch die andern Diener mögen thun, was sie wollen — sie machen immer Alles unrecht. — Ich wünschte, Sie könnten seine Wohnung sehen (sie lag zwischen dem Köpeniker und Stralauer Thore in den alten Festungswerken). Sie ist weder ein Palais, noch der Flügel eines Palais, noch ein Pavillon oder sonst etwas dergleichen. Keinen Begriff kann man geben von diesen vielen Zimmern, die an einander hängen, von dem großen Saale, der Galerie, der Grotte und den vielen Cabinetten, die alle im untern Stockwerk sich befinden, alle keinen auffallenden Eingang und keinen Vordergiebel haben und

doch so bequem, so gut eingetheilt und so gut meublirt sind, und in denen man überall Geschmack findet ohne Pracht. Der Speisesaal geht auf einen großen Garten, der in einem alten Festungswerke angelegt ist und daher eben so wunderbar unregelmäßig als das Haus ist, aber eben so nett als dieses. Man findet darin lauter aus- oder einlaufende Winkel. Ueber dem Speisesaal an der Außenseite finden sich drei Kinderstatuen: das eine Kind hält den Riß des Gebäudes, das andre öffnet mit verschlossenen Augen einen Geldbeutel und das dritte kratzt sich hinter den Ohren. Der einzige wahre Werth dieser Figuren beruht vielleicht in der Wahrheit, die sie andeuten. Der arme Graf Truchseß hat so viel Weisheit und Baulust wie Salomo, aber nicht so viel Geld."

Graf Truchseß erhielt vom König sogleich nach seiner Thronbesteigung das schöne, in Berlin garnisonirende Dönhof'sche Regiment, und ward mit Bielefeld nach Hannover und London als Gesandter geschickt, um die Thronbesteigung Friedrich's anzumelden; bei seiner Zurückkunft ward er Oberhofmeister des präsumtiven Thronerben Prinz Wilhelm und Hofmarschall. 1744 erhielt er den schwarzen Adlerorden und ward 1745 Generallieutenant. Er fiel 1745 bei Hohenfriedberg.

Der andere General-Adjutant, Graf Friedrich Wilhelm Finkenstein, ein Bruder des Ministers, war einer der ersten, der 1741 bei Mollwitz, den Degen in der Hand, unter den Augen des Königs fiel.

Unter den späteren General-Adjutanten hatten besonders zwei großen Einfluß: Hans Carl von Winterfeldt, der im siebenjährigen Kriege 1756 den schwarzen Adlerorden erhielt und bei Moys 1758 fiel, und der natürliche Sohn des Erbprinzen von Dessau, Heinrich Wilhelm von Anhalt, der nach dem siebenjährigen Kriege 1768 erster General-Adjutant ward, im bairischen Erbfolgekriege in eine kurze Ungnade fiel, aber bis 1781 in seinem Posten blieb, worauf er 1783 Gouverneur von Königsberg ward.

Unter den wenigen Deutschen, die zur nähern Umgebung des Königs, aber nicht zum Militair, gehörten, ist besonders Pöllnitz auszuzeichnen, der aber nur als eine Art lustiger Rath und Zielscheibe des königlichen Witzes figurirte. Nächst ihm ist von Nicht-Offizieren nur noch der Oberhofmarschall Graf Gotter zu nennen, auf den ich unten beim Hof-Etat zurückkomme.

Carl Ludwig Baron von Pöllnitz war am Hofe Friedrich's des Großen ohngefähr das, was Gundling am Hofe seines Vaters gewesen war. Er war 1691 zu Issum im Stifte Cöln geboren, sein Großvater, Gerhard Bernhard, war der Staatsminister, Kammerherr, Generalmajor, Commandant zu Berlin, Oberster der Garde zu Fuß und Ritter des Johanniterordens, von dem ich oben das Pistolenduell mit dem Baron Truchseß-Waldburg erwähnt habe, — seine Großmutter war Eleonore Gräfin von Nassau, eine natürliche Tochter des zweiten Statthalters der Niederlande, Moritz von Oranien. Sein

Vater, Wilhelm Ludwig, war Oberst und seine Mutter gab ihm zwei Stiefväter, den berühmten Minister Franz von Meinders, der zehn Monate nach der Heirath starb, und den Hofmarschall von Wensen. Seines Vaters Schwester war die Gemahlin des Marquis François du Hamel, der als Generalissimus der Republik Venedig starb. Er beerbte ihn. Pöllnitz fungirte in Berlin zuerst als Kammerjunker unter dem ersten König von Preußen. Nach der großen Reduction des Hofstaats unter Friedrich Wilhelm I. ging er auf Reisen und machte sich durch seine Lettres et Mémoires, worin er seine Bemerkungen über die vornehmsten Höfe Europas mittheilte und die 1727 zum erstenmale erschienen, einen Namen. 1713 war er unter andern in Paris und die bekannte Herzogin von Orleans fand ihn „all' possirlich, wenn er will, kann wohl reden und redt nicht wenig.“ 1735 erschien die berüchtigte Saxe galante, deren Autor er ohnstreitig ist, obgleich er sich nicht nannte. Eben so war er anonymer Verfasser der histoire secrète de la princesse d'Alten (Ahlden), der Geliebten des Grafen Königsmark, Kurprinzessin von Hannover, eines Buchs, das 1732 herauskam. Um diese Zeit gelang es ihm wieder, unter Friedrich Wilhelm I. als Kammerherr angestellt zu werden. Unter Friedrich II. ward er premier Chambellan. Friedrich behandelte Pöllnitz, wie er es werth war. Sein Urtheil von ihm, schon als er nur noch Kronprinz war, lautete: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß, divertissant beim Essen, hernach einsperren.“ Ueber seine nach

seinem Tode erschienenen preußischen Memoiren, hauptsächlich die Zeit des ersten Königs betreffend, urtheilte der König, dem er sie im Manuscript überreichte: „Ou écrivez gravement et mettez plus d'étoffe dans votre ouvrage ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre style naturel qui est badin et enjoué“ etc. Einst trug Friedrich ihm auf, einige indianische Hühner anzuschaffen. Pöllnitz beeilte sich, sie zu erwerben und übersandte sie, indem er sich als geistreicher Mann zu insinuiren glaubte, mit den vier Worten: „Voila les dindons Sire.“ Darauf ließ Friedrich einen der magersten Ochsen kaufen, ihm die Hörner vergolden, ihn vor die Wohnung des Barons führen und dort anbinden. Pöllnitz wurde dabei ein Billet des Königs eingehändigt mit den vier Worten: „Voilà le boeuf Pöllnitz.“ Er war so thöricht, das viele Geld, das er hatte, alles durchzubringen. Er kam nicht heraus aus den Schulden. Im Jahre 1744 hoffte der Baron eine reiche Partie mit einer katholischen Dame in Nürnberg machen zu können und bat deshalb um seinen Abschied. Der König dictirte ihn selbst in folgender characteristischer Fassung, in der sich die ganze Verachtung eines Genies über die erbärmliche Charakterlosigkeit eines Hofmannes so recht mit Behagen ergeht:

„Wir, Friedrich &c.; thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Unserm hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, als Kammerjunker, der Herzogin von

Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papste als Kämmerer, dem Herzoge von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, Unserm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und zuletzt uns als Ceremonienmeister bedient, da er sich, von dem Strome der ehrenvollsten Militairbedienungen und der eminentesten Hofchargen, die nach und nach auf seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu*), der kurz vor ihm vom Hofe entwichen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten hat, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir nun mit der Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er Uns gebeten hat, angesehen die höchst wichtigen Dienste, welche er Unserm

*) Ein Sohn des Generals Montolieu de S. Hypolite, der in französischen Diensten stand und einen Arm darin verlor. Er machte eine reiche Verwandtin in Leipzig, die mit dem reformirten Prediger daselbst versprochen war, diesem abspenstig und kam an den preußischen Hof. In wenig Jahren brachte er das Vermögen seiner Frau von zwei Tonnen Goldes durch und flüchtete mit einem Schatze von 50—60,000 Thalern in Juwelen und Edelsteinen nach Würtemberg, sie und bedeutende Schulden hinterlassend.

königlichen Hofe durch seine Schwänke geleistet und die Kurzweile, die er Unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre zu Wege gebracht hat: so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die der Baron rühmlich in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenraub begangen, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfrauen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch jemandes Ehre an Unserm Hofe gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein Galanthomme, und seiner Geburt gemäß betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen honneten Gebrauch gemacht hat, nämlich den Zweck zu erreichen, der bei den Schauspielen zum Grunde liegt und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und heitere Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bacchus im Punkte der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar die Bauern überwogen hatte, die Vorschrift des Evangeliums: „Geben ist seliger, denn nehmen", zu befolgen. Er weiß noch ganz genau die Anecdoten von unsern Schlössern und Lustgärten, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich ins Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich durch seine Meriten bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen gelernt hatten.

Digitized by Google

Wir geben auch dem besagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt hat, ausgenommen, wenn er durch seine feige Unverschämtheit (lache importunité) alle Grenzen der Ehrfurcht überschreitend, auf eine unwürdige und unverträgliche Weise die Asche Unsrer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren versuchte.

Da man aber in den schönsten Gegenden unfruchtbare und wüste Stellen findet, da die schönsten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größten Meister ihre Fehler haben, so wollen Wirauch mehr besagtem Baron seine Fehler und Gebrechen zu gute halten und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obgleich ungern, den von ihm begehrten Abschied; Wir wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abschaffen, um dadurch das Andenken daran für immer unter den Menschen zu vertilgen, dafür haltend, daß nach besagtem Baron Niemand würdig sei, es weiter zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

Friedrich.

Abschied für den Baron von Pöllnitz."

Pöllnitz verließ hierauf Berlin und wurde seiner Braut zu Gefallen katholisch: er wurde der dritte notable Convertit, nach Kleist unter dem großen Kurfürsten und nach Metternich unter Friedrich und Friedrich Wilhelm I. Dieser Uebertritt war aber ohne den von seinen Vorgängern gezogenen und von dem Baron sehr stark gehofften Nutzen. Die Heirath kam

nicht zu Stande, die Braut hatte nähere Nachrichten über den Geliebten eingezogen, sie wollte die Ehre, Baronesse zu heißen, nicht mit ihrem großen Vermögen erkaufen. Pöllnitz erhielt in Nürnberg einen Korb.

Der Baron war nun in der größten Noth. Er wollte in ein Kloster gehen. Ohne Geld und ohne Aussicht, eine angemessene Anstellung zu finden, wandte er sich wieder von Nürnberg aus mit einer demüthigen Bittschrift an den König, ihm seine vorige Hofcharge wieder ertheilen zu wollen, er stellte auch in Aussicht, daß er zur evangelischen Religion zurückzutreten entschlossen sei. Friedrich aber, empört über den Höfling, der keinen Scrupel hatte, seine Religion wie ein Paar Handschuhe zu wechseln, erwiederte ihm: „Ob Ihr reformirt, katholisch oder lutherisch seid, das ist mir gleichviel. Wenn Ihr Euch aber wollt beschneiden lassen, dann will ich Euch wieder in meine Dienste nehmen.“

Der König schenkte ihm aber doch, als er schon im Juli 1744 wieder nach Berlin zurückkehrte, seine Gunst wieder und behielt ihn als ersten Kammerherrn bei. Die Bedingungen waren freilich nicht sehr ehrenvoll für Pöllnitz. Sie lauteten: 1) Es wird durch öffentlichen Ausruf (bei Trommelschlag, wie bräuchlich) in Berlin verkündigt, daß bei hundert Ducaten Strafe verboten ist, seiner Person etwas zu borgen, weder an Geld noch an Waaren. 2) Pöllnitz ist verboten, jemals wieder seinen Fuß in das Haus eines fremden Gesandten zu setzen oder in andern Häusern Verkehr mit ihnen zu haben, oder ihnen von der Tafel und den

Gesprächen des Königs etwas mitzutheilen. 3) Wird Pöllnitz zur Tafel beim König geladen, so soll er, wenn die andern Gäste guten Humors sind, mit Fleiß vermeiden „de prendre mal à propos les visages d'un cocu..“ Eigenhändig hatte der König hinzugeschrieben: „Si vous aimez mieux servir les cochons que des grands Princes comme vous l'avez dit, vous ne pouvez manquer de condition et vous trouverez en Westphalie de l'emploi etc. Allez vous êtes un Indigne et si je vous tire de la misère etc. ce n'est que par pitié“ etc. Er bezahlte aber doch wieder von Zeit zu Zeit seine Schulden, hielt ihn aber kurz, er wußte, daß Pöllnitz nicht im Stande war, mit dem Gelde umzugehen. Als dieser um eine Zulage bat, ließ ihm der König einen Scheffel Hafer in sein Zimmer streuen. Er schrieb ihm einmal unterm 2. September 1746: „quand Serous nous Sages? trois jours après jamais.“ Nach dem siebenjährigen Kriege dirigirte Pöllnitz die Comödie und das Ballet in Berlin, der König lud ihn bisweilen nach Potsdam ein, ihn zu besuchen, er starb, vierundachtzig Jahr alt, als premier Chambellan du Roi 1775 zu Berlin. Noch in seinem letzten Lebensjahre war er zum zweitenmale katholisch geworden. Nützliche Dienste hatte er leisten können, als am 9. November 1763 der türkische Gesandte in Berlin seinen Einzug hielt, am 21. November seine Antritts- und am 20. April 1764 seine Abschiedsaudienz bei Friedrich hatte. Pöllnitz war damals der einzige

Mann am preußischen Hofe, der noch etwas vom alten Ceremoniel verstand.

Friedrich's Tafel war nicht kostbar, aber ausgesucht und lecker. Gewöhnlich aß man acht Schüsseln, vier französische, zwei italienische und zwei nach dem besondern Geschmack des Königs und nach seiner Vorschrift. Der König pflegte zu sagen: „Wer sich nicht an acht Gerichten satt ißt, hat auch an achtzig nicht genug.“

Einer der letzten Küchenzettel vom 5. August, zwölf Tage vor seinem Tode, lautete:

Den 5. August, Mittags, Sr. Majestät Tafel:

(Name des Kochs.)

Henaut: 1 Soupe aux Choux à la Fouqué. † (Die Kreuze, die der König machte, waren Zeichen, daß das Gericht ihm geschmeckt hatte.)

Pfund: 1 du boeuf au pannais et carottes. †

Voigt: 1 des poulets en cannelon aux commcombres farcis au blanc à l'Anglaise (war durchgestrichen; der König hatte dafür gesetzt: des Cotelettes dans du papier.)

Dionisius: 1 de petits patéz à la Romaine.
1 gebratene junge Coleunen.

Pfund: 1 du Saumon à la Dessau. †

Blesson: 1 de filés de Volaille à la Pompadour avec langue de boeufs et croquets.

Dionisius: 1 Portugieser Kuchen (durchstrichen; dafür des Gauffres.)
Pfund: Grüne Erbsen. †
Frische Heringe. †
Saure Gurken."

Besonders liebte Friedrich scharf gewürzte Gerichte, französische und italienische Speisen, namentlich Polenta, das bekannte italienische Gericht aus Mais und Käse, Pasteten, besonders Aalpasteten, Kuchen, Mehlspeisen und wie sein Vater Friedrich Wilhelm, Schinken und Kohl. Friedrich aber war ein ganz andrer Esser, wie sein Vater: er war ein ausgesuchter Gourmand, der eine sehr feine, ausgewählte Küche liebte. Den Küchenzettel ließ er sich alle Morgen, oft schon am Abend vorher überreichen, er änderte ihn öfters eigenhändig ab und ließ wohl auch, wenn es eine besondere Lieblingsspeise gab, eine Viertelstunde vor zwölf Uhr anrichten. Joyard bekleidete am Anfang der Regierung sein Oberküchenmeisteramt als Oberhofcharge, er war der Schwiegersohn des Malers Pesne. Sieur Nöel, Maître d'hôtel, der den Tod des Königs erlebte, stand in großer Gunst, der König widmete ihm sogar ein gelehrtes Lobgedicht im Namen des Kaisers von China bei Gelegenheit der Erfindung eines neuen Küchenproducts, der bombe à la Sardanapale, an welchem jedoch nicht, wie Lord Dover berichtet, de la Mettrie starb. Bei Tische machte der König zu den einzelnen Gerichten Bleistiftzeichen, um nach der Tafel mit dem Küchenmeister darüber zu sprechen. Friedrich hatte zwölf gut bezahlte Köche, theils Fran-

zosen, theils Deutsche, auch Italiener, Russen, Engländer. Jeder machte seine eignen Gerichte. Sie standen unter dem Haushofmeister Nöel. Dieser erschien jedesmal nach der Tafel beim Desert in galonirten Kleidern, um seinen Preis und Ruhm aus dem Munde seines großen königlichen Gönners und Kenners zu vernehmen. Für gewöhnlich ward von schönem Porzellain gespeist, in zwei Gängen, außer dem Obst ward kein Nachtisch aufgetragen. Von Weinen liebte Friedrich die französischen, in der Regel Bergerac, einen Bordeauxwein, oder Moseler, von denen er gewöhnlich nahe eine Flasche trank und zwar so lange er bei Tafel saß. Er trank den Wein mit Wasser gemischt. Bisweilen nahm er einige Gläser Champagner oder Tokaier. Champagner trank er gern und viel in früherer Zeit, noch 1747 im Februar berichtet davon der englische Gesandte Lawrence, aber der besorgte Suhm rieth ihm in einem Briefe aus Petersburg 1739 schon dringend an, ihn zu vermeiden, weil ein auch nur mäßiger Genuß desselben Magenkrämpfe befördre — Suhm bezog sich bei diesem Rath, den ihm ein großer Arzt ertheilt habe, auf das Beispiel Ludwig's XIV., der in seiner Jugend, wie Friedrich, an Magenkrämpfen zu leiden gehabt und sich des Champagners daher immer mit größter Vorsicht enthalten habe, er habe nur Burgunderwein mit Wasser vermischt getrunken. Rheinwein verschmähte Friedrich des Podagras halber; er behauptete, sein Vater habe sein Podagra selbst dem Rheinweine zu verdanken und auch auf ihn vererbt. Er sagte oft:

„Si on veut avoir un avantgout de la pendaison on n'a qu'a boire du vin de Rhin — er behauptete, er sei so sauer, daß er den Hals zusammenziehe. Der Küchen-Etat war jährlich auf 12,000 Thaler festgestellt, dafür mußten acht Schüsseln auf des Königs, acht auf die Marschallstafel geliefert werden, Mittags und Abends drei Schüsseln für zehn bis zwölf Bediente und kalte Küche für die Hunde des Königs. Bekam der König Besuch von vornehmen Fremden oder Verwandten, so wurden bis zu dreißig Schüsseln gegeben und besonders bezahlt, wie auch die Tafeln bei den Musterungen und bei den Redouten, die der König gab. Jede Schüssel berechnete der König zu 365 Thlr. jährlich: er schrieb einmal einer kranken Rittmeisterswittwe, der er nicht gleich eine Pension geben konnte: „Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen, dieses beträgt jährlich 365 Thlr.“ Da seit Fixirung des Küchen-Etats die Lebensmittel sehr im Preise gestiegen waren und die 12,000 Thaler nicht ausreichten, schalt der König zwar gewaltig, aber er bezahlte die Schulden. Doch hielt er auch hier die schärfste Controle. Er schreibt an Fredersdorf, seinen Tresorier, in den vierziger Jahren: „ich kan recht guht eßen und die Köche könn die Selbige eßen machen, nuhr Müssen Sie nicht die Helfte von denen Ingredientzen Stehlen, sonsten gehen alle Thage 11 Thaler mehr drauf, ich versichere dier das unßer Fras nicht kostbahr, aber nur Delicat ist.“ Bei einer Küchenrechnung vom 9. Novbr. 1784 war bemerkt, daß die Extra-

Consumtion Summa 25 Thlr. 10 gGr. $1^1/_5$ **Pfennig** betrage. Friedrich schrieb darunter: „Gestohlen, denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tische gewesen, kosten 4 Thaler; die Kuchen 2 Thaler; Quappenleber 1 Thaler; der Fisch 2 Thaler; die Kuchen auf Russisch 2 Thaler, macht 11 Thaler, das Uebrige gestohlen. Da ein Essen mehr heute ist gewesen, Hering und Erbsen kann 1 Thaler kosten, also was über 12 Thaler, ist impertinent gestohlen. Friedrich.“ Der König gab genau Acht; wenn von der Tafel gestohlen wurde, brach ohnfehlbar ein heftiges Donnerwetter los. Er sagte deßhalb einmal zu dem Staatsminister von Werder, der zu ihm kam, als er eben einen Lakai, der eine Flasche Wein in die Tasche gesteckt hatte, reprimandirte: „Hab ich nicht Ursach, dem spitzbubischen Gesindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu schicken? Sieht Er, wenn ich sie schalten und walten ließe, wie sie wollen, so würde mir bald kein Pfennig zur Unterstützung unglücklicher Unterthanen übrig bleiben.“ „Als der König, erzählt Lord Malmesbury, einst während des siebenjährigen Kriegs mit einer kleinen Gesellschaft in Leipzig soupirte, fragte er den so eben aus England zurückgekehrten General Coccey, welche Art von Wein das wäre, den wir Claret nennten und ob er welchen bekommen könnte. Coccey entgegnete, daß dies sehr gut geschehen könne, er wolle einen Eimer kommen lassen. „Einen Eimer, fragte der König, wie viel kostet der“? — „Einen Kronenthaler die Flasche“ — „Wenn das ist, entgegnete S. Maj., so lassen Sie bloß ein Dutzend Flaschen

kommen und da muß ich immer noch einen sächsischen Bauer schinden, um wieder zu meinem Gelde zu kommen." Dieß ist, setzt der Lord hinzu, buchstäblich wahr, denn ich habe es vom General Coccey selbst, einem Manne, der stets die Wahrheit redete." Der König wollte sich offenbar bei seinen Subsidiengeldverzahlern mit der Sparsamkeit legitimiren.

Nach der Mittagstafel, die in der Regel drei Uhr zu Ende war, blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte. Sodann ging er an Unterzeichnung der unterdessen von den Cabinetsräthen aufgesetzten Briefe. Dieß dauerte eine reichliche halbe Stunde. Es war fester Grundsatz bei Friedrich, alle Eingaben unverzüglich noch an demselben Tage zur Beantwortung zu bringen. Nur Todesurtheile vollzog er nie vor dem zweiten Tage. Seiner Namensunterschrift oder seinem Namenszuge fügte er hin und wieder jene Randbemerkungen und Nachschriften bei, die durch ihre lakonische Kürze, ihren kräftigen Witz und ihre schlechte Orthographie so berühmt geworden sind. Hierauf nahm Friedrich den Kaffee. Die späteren Nachmittagsstunden, vier bis sechs Uhr, waren in der Regel der Lectüre und Schriftstellerei gewidmet, auch empfing er in dieser Zeit Fremde, sechs bis sieben Uhr war Concert, wozu nur besonders Eingeladne Zutritt hatten. Der König vertheilte die Stimmen selbst für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagott, ein Fortepiano, er selbst blies seine Flöte. „Trotz dem, schreibt Lord Malmesbury, daß Friedrich Stunden lang sich einschloß,

um einzuüben, was er zu spielen hatte, fing er doch nie an, ohne Zittern zu blasen: so eine außerordentliche Scheu hatte er, falsch zu spielen". Adagios namentlich trug er meisterhaft vor. Abwechselnd accompagnirten ihn von vier zu vier Wochen der große Klavierspieler Emanuel Bach, der nachher nach Hamburg ging, und Fasch, der Stifter der Berliner Liedertafel. Fasch versicherte Zeltern, daß er das Rührende und Edle im Vortrag der Adagios nur bei drei Virtuosen in höchster Vollkommenheit gehört habe, bei dem König auf der Flöte, bei Emanuel Bach auf dem Klaviere und bei Franz Benda auf der Violine. Noch bei Anwesenheit der verwittweten Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen im Herbst 1770 wurde ein Concert gegeben, wobei diese ausgezeichnete Kennerin und Liebhaberin der Musik den Flügel spielte und sang, der König, von seinem Lehrer Quanz begleitet, blies die erste Flöte, der Erbprinz von Braunschweig spielte die erste Violine, der Prinz von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) das Violoncell. Blasinstrumente, die sein Vater vorzugsweise liebte, liebte Friedrich nicht. Nach dem bairischen Erbfolgekriege hörten die Concerte auf; der König, der die Vorderzähne verloren hatte und dem die Hände zu zittern anfingen, konnte auch früh die Flöte nicht mehr spielen. Nun mußten die Cabinetsräthe schon früh vier Uhr von Berlin zu ihm kommen. Er sagte ihnen bei dieser Gelegenheit die königlichen Worte: „Mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die

ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“

Mit den Concerten wechselte im Sommer der gewöhnliche tägliche Spaziergang hin und her zwischen dem Schlosse von Sanssouci und dem neuen Palais. Sein Begleiter hierbei war sein treuer Kriegskamerad, der alte Oberstallmeister General Graf Schwerin, ein ziemlich kleiner, dicker Mann, der oft nicht nachkommen konnte und große Tropfen schwitzte, obgleich er stets ein paar Schritte zurück war, was den König sehr belustigte, der immer den Rüstigen machte und wacker voraus schritt. Nach den Concerten oder der Promenade kam die Abendmahlzeit, die der König erst nach dem siebenjährigen Kriege einstellte. Diese berühmten Abendmahlzeiten im Marmorsaal von Sanssouci waren ganz besonders heiter, sogar der Spötter Voltaire gedenkt ihrer mit der höchsten Auszeichnung, er sagt in der berüchtigten Vie privée de Frédéric: „Le roi avoit bien de l'esprit et en faisoit avoir; et ce qu'il y a d'extraordinaire, c'est que je n'ai jamais fait de repas si libres.“ Diese Abendmahlzeiten währten oft bis Mitternacht, ja bis nach Mitternacht. In der späteren Zeit seines Lebens aß Friedrich nicht zu Nacht; für die Fremden ward 1/29 Uhr aufgetragen, doch dauerte die Tafel nur eine halbe Stunde. Der Abend ward mit Lesen und Gesprächen verbracht.

Wenn der König die Gesellschafter entlassen hatte, gewöhnlich zehn Uhr, stellte er sich vor den Kamin, zog sich bis auf Beinkleider und Stiefeln selbst aus,

legte sich dann das Nachtzeug an, entließ seine Kammerlakaien und schlief ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Sein Bett war ein eisernes Feldbett. In der Nacht trank der König, wenn er trinken wollte, Wasser und Wein vermischt: alle Abende wurde eine Flasche Champagner, Burgunder und Wasser mit Präsentirteller und Glas und des Königs Taschenuhr auf den Tisch gestellt. Im Vorzimmer hatten nur zwei Hoflakaien die Wache, vor dem Schlosse war eine Wache von einem Unteroffizier und sechs Flügelgrenadieren, die alle Abend von der Potsdamer Schloßwache kam.

Im Winter bis zum Ende März oder Anfang April, wo, wie gesagt, dann Sanssouci bis Ende Herbst bezogen ward, wohnte der König in Potsdam. Im Frühling und Herbst waren regelmäßig die Musterungen und Manoeuvres bei der Armee. Ende April oder Anfang Mai war Revue über die Berliner und Potsdamer Besatzung. Ende Mai begab der König sich zur Magdeburger Revue. Anfang Juni kam die preußische Reise nach Graudenz, wo sich die preußischen Minister und Collegienchefs zusammenfanden; von da kehrte der König nach Sanssouci zurück. Mitte Juni (früher war es der 24. Mai) fiel die s. g. Ministerrevue, sämmtliche Minister des Generaldirectoriums und die Regiedirectoren kamen zusammen, um Abschluß über Einnahme und Ausgabe zu halten und um ihre Etats sich erneuern zu lassen. Es war das allemal ein schwerer Tag für die Minister. Sie standen im Halbkreis versammelt Morgens im

Schlosse zu Sanssouci und in stummer Ehrerbietung blickten aller Augen nach der Thür, durch die der Herr eintreten sollte. Er ließ nicht lange auf sich warten, er trat ein, lüftete ein wenig den verschobenen dreieckigen Hut und sagte mit sonorer Stimme: „Bon jour, Messieurs!“ Dann trat er näher in den Kreis und fixirte jeden der Minister mit seinem gestrengen durchbohrenden Blicke vom Scheitel bis zur Fußsohle. Diese Revue dauerte einige Minuten, dann kam das Examen. Dieses geschah außer der Reihe. Der König wollte wissen von dem Befragten, wie in seinem Departement die Geschäfte ständen und ob sie im letzten Jahre vorgerückt seien. Erfolgte eine bestimmte, thatsächlich belegte Antwort, so war er zufrieden und schloß das Examen mit den Worten „Eh bien!“ Zu einem Minister aber, der auf die Anfragen stockte und nicht genügende Antwort ertheilen konnte, sagte er: „Herr! das sind leere Excusen! Finde ich Ihn das nächstemal wieder auf fahlem Pferde, so werde ich Ihn nach Spandau schicken! Merk Er sich das!“ Und dabei klopfte er ihm mit der Krücke dreimal sehr empfindlich auf die Achsel. Nach dieser gestrengen Ministerrevue kam die Zeit, die Friedrich selbst seine Ferien nannte, d. h. er trank den Eger und Pyrmonter Brunnen, wozu er sich eine kleine Gesellschaft s. g. Brunnengäste kommen ließ. Er that dieß alle Jahre, weil es ihm sehr gut bekam, so regelmäßig, wie er sich viermal zur Ader lassen ließ. Mitte August ward sodann die schlesische Reise angetreten, in Breslau blieb er mehrere Tage und machte mit dem

dortigen Ministern die Finanzgeschäfte ab. Anfang September war er wieder in Sanssouci. Zu Ende September kam dann das berühmte Potsdamsche Herbstmanöver, wozu Fremde aus allen Ständen, in den spätern Jahren selbst aus allen Ländern Europas sich einfanden. Nach diesem großen Manöver ward zu Ausgang November wieder das Potsdamer Schloß zum Winteraufenthalt bezogen.

Gegen Weihnacht begab sich der König zum Carneval nach Berlin, gewöhnlich brachte er hier den vollen Monat vom 24. December, dem Weihnachtsheiligenabend, biß zum 24. Januar, auf welchen sein Geburtstag fiel, zu. Der 18. Januar, der preußische Krönungstag, ward mit höchster Pracht gefeiert, der Hof speiste an diesem Tage vom goldenen Service, das eine Million 300,000 Thaler gekostet hatte und im December 1743 zum erstenmale gebraucht worden war. Verwendet wurden dazu eine Menge prachtvolle Geräthschaften und andre Pretiosen, die sich noch aus der Zeit Friedrich's I. herschrieben. Dieses Service erhielt sich bis auf die Unglückszeit nach 1806. Die Königin und die Prinzessinnen trugen am Krönungstage auch die prächtigen Kleider, die der König ihnen alljährlich am Neujahrstage schenkte. Friedrich nahm in früheren Jahren die Neujahrswünsche in Berlin selbst an; späterhin ließ er den Offizieren der Berliner Garnison bei der Parole zum Neuen Jahre „Gesundheit, langes Leben und baldiges Avancement“ wünschen, bisweilen aber auch „mehr Application im Dienste.“ Nach dem siebenjährigen Kriege hatte die

Carnevalszeit folgende bestimmte Abend=Lustbarkeiten, bei denen der Anfang sechs Uhr zu sein pflegte: Sonntags war große Cour bei der Königin in Monbijou; Montags Oper; Dienstags Redoute, zu welcher der Boden des Opernhausparterres dem Theater gleich gemacht und dieses in einen korinthischen Saal verwandelt ward, der Hof speiste im Opernhause gewöhnlich dabei an fünf Tafeln; Mittwochs komische Oper oder französische Comedie; Donnerstags Cour bei der Prinzessin von Preußen; Freitags Oper; Sonnabends Ruhe, doch pflegte einer der prinzlichen Höfe an diesem Tage Souper und Ball zu geben. Der Sonnabend war auch den ganzen Winter durch der Haupttag für die Assembléen und Bälle bei den Ministern und andern ein Haus machenden Personen. Junge und alte unverheirathete Leute gab es bei diesen Bällen und Assembléen die Hülle und Fülle: die Ehelosigkeit war durch den König Mode geworden. Als 1778 das Baireuther Dragonerregiment in's Feld rückte, zählte das Corps von vierundsiebzig Offizieren vom General von Bülow bis zum jüngsten Fähndrich herunter, nicht einen verheiratheten Offizier. Aus Potsdam 20. October 1746 war folgende Cabinetsordre ergangen: „Mein lieber General=Major von Bronikowski. Ich gebe euch auf eure Vorstellung vom 12. dieses wegen Versorgung eurer Schwester durch eine Heirath mit dem Cornet von Zmiewsky in Antwort, daß die Husaren nicht durch die Scheide, sondern durch den Säbel ihr Glück machen müssen.“ Am Neujahrs=

tage gab der König dem ganzen königlichen Hause Geschenke und der Armee ansehnliche Geldsummen, gewöhnlich 4000 Thlr., 1761 6000, 1762 10,000 Thlr. Der König erschien ein oder zweimal bei der Cour der Königin, speiste auch verschiedentlich bei ihr, seltener erschien er bei den Prinzen, ausgenommen bei dem Prinzen Heinrich, bei dessen Geburtstag am 18. Januar und bei der Prinzessin Amalie. Mit dieser hielt Friedrich gewöhnlich am letzten Jahrestag in Berlin im Schlosse eine s. g. table de confidence an der Maschinentafel, zu der die Speisen durch ein Triebwerk in das Speisezimmer im zweiten Stocke gehoben wurden, so daß keine Bedienten nöthig waren; neben jedem Couvert stand ein s. g. Tambour, man schrieb auf, was man bedurfte und ließ die Tambours herunter, sie brachten jedesmal das Verlangte wieder herauf. Zu dieser Confidenztafel waren noch vier geistreiche Damen, die zu den Freundinnen des Königs gehörten geladen, auf die ich sogleich zurückkomme. Weil am Sylvestertage die Herrschaft der Damen beginnt, fand jede dieser vier Damen unter ihrer Serviette eine Krone und einen Scepter von Zucker „als Symbol der Süßigkeit ihrer Herrschaft.“ Gewöhnlich gefiel es dem König, so lang er in der Carnevalszeit in Berlin sich aufhielt, an den Abenden mit dortigen Gelehrten, als Gelehrter, namentlich mit den Schweizern Merian und Sulzer sich zu unterhalten. Am Tage vor dem 24. Januar, seinem Geburtstag, auch wohl am 24. Januar früh Morgens oder desselben Tages nach der Cour pflegte er nach Potsdam zurückzu-

kehren. Prinz Heinrich feierte seit dem siebenjährigen Kriege den Geburtstag des Königs durch einen großen Maskenball. So lästig Friedrich in den spätern Jahren die Carnevalsreise wurde, so unterließ er sie doch niemals, weil dadurch die Hauptstadt belebt wurde und Fremde anzog. Gespielt wurde nicht am Berliner Hofe: alle Hazardspiele im ganzen Lande waren verboten.

Lord Malmesbury, der im Jahre 1767 als Gesandter in Berlin dem Vermählungsfest des Fürsten Franz von Dessau mit Luise von Brandenburg-Schwedt beiwohnte, berichtet mit Verwunderung von des Königs Oeconomie bei den Hoffesten: „Alle Gemächer, schreibt er, mit Ausnahme der zum Souper oder zum Kartenspiel unmittelbar bestimmten, waren durch eine einzige Kerze erleuchtet. Das Souper selbst war schlecht und ohne Desert, die Weine waren schlecht und ein knapper Vorrath nur vorhanden. Als ich nach dem Tanzen etwas Wein und Wasser verlangte, bekam ich zur Antwort: „Der Wein ist alle, aber etwas Thee können Sie bekommen!" Es muß hierbei bemerkt werden, daß das Fest kein öffentliches war, wo Jedermann zugelassen wird und derartige Beschränkungen allerdings zu entschuldigen sind, sondern es haben am Hofe bloß Personen eines gewissen Ranges, fremde Minister und distinguirte Reisende Zutritt. Ich sah selbst, wie der König seinen Dienern Anweisung zur Erleuchtung des Ballsaals gab und ihnen sagte, wo und wie sie die Lichter aufstecken sollten. Während dies besorgt wurde, mußten die

Königin, die königliche Familie und die ganze Gesellschaft buchstäblich im Finstern warten, weil Se. Maj. die Erleuchtung nicht eher beginnen ließ, bis das Souper zu Ende war: niemand hätte sich unterstehen dürfen, so etwas auf eigne Faust auszuführen. Bei allen Hoffestivitäten bestimmt der König selbst Alles und Jedes bis auf die Zahl und Größe der Wachslichter."

„Point de femme dans le gouvernement de rien au monde. Je crois qu'un homme qui se laisse gouverner par des femmes est le plus grand colon du monde et indigne de porter le digne nom d'homme" — so hatte Friedrich, noch nicht einundzwanzig Jahr alt, als er noch in Ruppin war, 4. September 1732 an den General Grumbkow geschrieben und er ist Zeit seines Lebens nicht von dieser Richtschnur abgewichen. Er hat nie eine Maitresse gehabt, die irgend einen Einfluß auf ihn behauptet hätte. Es ist überhaupt nicht bekannt, daß Friedrich jemals ein wirkliches; dauerndes Liebesverhältniß gehabt habe.

Die ersten Frauen, mit denen er bekannt geworden war, die Formera, die Orselska hatten seine ganze Sinnenleidenschaft aufgeregt und befriedigt. Eine gleiche Befriedigung war ihm in dem Verhältniß mit Frau von Wreech zu Cüstrin zu Theil geworden. Seine Heirath, zu der man ihn ohne Liebe zwang, war ganz dazu geeignet, ihn in der galanten Lebensart zu bestärken, die ihm habituell geworden war. „Mon Dieu schreibt er in dem Briefe vom 4. September 1732 an

Grumbkow, je voudrais que l'on se ressouvînt un peu que l'on m'a proposé ce mariage nolens volens et que la liberté en étoit le prix. C'est pourquoi, si je me marie en galant homme, c'est à dire laissant agir Madame comme bon lui semble et faisant de mon côté ce qui me plait, et vive la liberté. Vous voyez mon général, que j'ai le coeur un peu gros et le tête chaude, mais je ne saurais me contraindre et je vous dis mes sentiments comme je les pense devant Dieu. Vous m'avouerez pourtant, que la force est un evoye bien opposée à l'amour qui ne se laisse forcer. J'aime le sexe, mais je l'aime d'un amour bien volage, je n'en veux que la jouissance et après je le méprise."

Von jetzt an war Friedrich in seinen erotischen Unternehmungen so wenig wählerisch wie Prinz Eugen und der alte Dessauer. Er drückt das in einem Briefe an Grumbkow vom 25. September 1732 selbst aus: „Telle nymphe villageoise, embaumée d'odeur de gousse d'ail plaira mieux que la Comtesse (Döhnhoff) avec tous ses airs précieux." Des Dienstes, den ihm Suhm, der sächsische Gesandte, bei einem erotischen Unfall, der kurz nach seiner Vermählung eintrat, erwies, habe ich oben beiläufig gedacht. Nach dem Ritter Zimmermann war dieser Unfall von drastischen Folgen, unheilbar und der Geschlechtspotenz Eintrag thuend. Eine Operation mußte helfen. Das war der geheime Grund,

daß Friedrich so categorisch die Section nach seinem Abscheiden untersagte, die bekanntlich dennoch erfolgte.

So lebte Friedrich mehr als zwanzig Jahre bis zu den Zeiten des siebenjährigen Kriegs, die wieder einen Lebensabschluß bei ihm machten. 1754 noch schreibt ihm sein Vertrauter, der Tresorier Fredersdorf: „Ew. Kön. Maj. seindt nicht Liederlich, dieses dient zu Ew. Kön. Maj. Kostbahren Gesundheit“ Aber der König trägt ihm auf: „Petit kann den Menschen schicken und kann er eine hübsche H . . . mit Kriegen, so ist es auch guht, den die fehlet uns auch.“

Friedrich's erzwungene Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine war seiner innersten Natur zuwider gewesen. Er gestand zwar seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, daß er seine Gemahlin nicht so unleidlich finde, er hoffe, sie werde sich noch bilden lassen. In Rheinsberg lebte er anscheinend ganz zufrieden mit ihr, jedoch ohne Kinder zu erhalten. Aber nach seiner Thronbesteigung erfüllte er, was er schon vor der Heirath geäußert hatte: „Je la planterai là aussitôt que je serai le maître.“ Er zog sich in seine Junggeselleneinsamkeit nach Sanssouci zurück: nicht ein einzigesmal ist die Königin hierhin gekommen. Er wieß, sobald er den Thron bestiegen hatte, seiner Gemahlin das Schloß Schönhausen zum Sommeraufenthalt an: hierhin ist Friedrich nur ein einzigesmal gekommen, im Jahre 1744 beim Verlobungsfeste seiner Schwester, der nachherigen Königin von

Schweden. Nach dem Tode seiner Mutter überließ er seiner Gemahlin auch noch Monbijou. Er sah sie nur sehr selten. Er speiste in der Carnevalszeit bisweilen in Berlin bei ihr, jedesmal aber saß er, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, ihr gegenüber und machte ihr nur beim Eintreten, Niedersitzen und Aufstehen die üblichen Verbeugungen. Sie war ihm zu verlegen, zu linkisch und zu beschränkt, er pflegte sie nur „die Stumme" zu nennen, erkannte aber jederzeit „ihr gutes Herz" an, ehrte sie übrigens äußerlich mit aller Aufmerksamkeit und hielt gar sehr streng darauf, daß ihr als Königin am Hofe alle Ehre wiederfuhr. Nur in den siebziger Jahren, als sie an der Gicht litt, erkundigte er sich bei der Tafel nach ihrem Befinden, seitdem aber sprach er nicht wieder mit ihr. Sie überlebte den König noch elf Jahre und starb erst 1797 im zweiundachtzigsten Jahre, zehn Monate vor Friedrich Wilhelm II. Sie hat Gellert's geistliche Lieder in's Französische übersetzt.

Die einzige Dame, welcher der König, als er schon König war, besondere Zuneigung widmete, war die erste Tänzerin an der italienischen Oper in Berlin, die berühmte, sowohl durch ihre seltne Schönheit und Anmuth, als durch ihren feinen, heitern und liebenswürdigen Umgang bezaubernde Signora Barbara de Campanini, gewöhnlich Signora Barberini genannt. Sie hatte in Venedig, in Paris und in London, wo sie 1740 auf dem Theater in Common Garden Bielefeld sah, geglänzt. In Venedig hatte sie darauf 1744 der preußische Resident für 7000 Thlr.

engagirt, ein förmlicher Contract war aufgesetzt worden. Sie brach den Contract, weil sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schottländer Mackenzie verglich, den sie heirathen wollte. Der König ließ beim Senat von Venedig Klage führen, dieser machte aber erst dann Ernst, als Friedrich sämmtliches Gepäck des nach London bestimmten venetianischen Gesandten Ritter Campello mit Beschlag belegen ließ. Die schöne Dame ward nun mit einer Wache bis an die östreichische Grenze gebracht, der Wiener Hof schickte sie mit Escorte nach Peterswalde an die sächsische Grenze in Böhmen und der sächsische Hof schaffte sie von da bis an die preußische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzie, mußte aber auf Verlangen seiner Familie Berlin verlassen und nach England zurückkehren. Die Barberini, die mit ihrer Mutter sich in Berlin niederließ, gefiel dem Könige sehr und sie wurde mit 12,000 Thaler Gehalt angestellt. Das war ein sehr hohes Gehalt, mehr als Friedrich einer Theaterschönheit jemals wieder bewilligt hat. Friedrich speiste wiederholt mit der schönen Barberini an der sogenannten Confidenztafel, in vertraulicher Gesellschaft zu Abend, oder er sah sie beim General Rothenburg nach der Oper. „Rothenburg ist, schreibt der englische Gesandte Lawrence, 22. Januar 1746 immer bei dem gegenwärtig, was die Franzosen parties fines nennen und wozu die Barberini, Frau von Brand und die verwittwete Gräfin Truchseß gehören.“ Bei Hofmaskenbällen hatte der König mit ihr sein tête à tête in ihrem verschlossenen Cabinet und trank mit ihr den Thee.

Ihr Bildniß, von Pesne gemalt, hing im Schreibzimmer des Königs.*) Friedrich schrieb ihr zärtliche Briefe, worin er sie Charmante Barberina nannte und ihre schönen Augen erhob. Aber die Barberini hatte noch eine Menge mehr oder minder begünstigte Verehrer, Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Ritter Chazot und viele andere Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Polen. 1748, kurz vor ihrer Heirath, reiste sie mit ihrer Schwester nach England. Einer ihrer leidenschaftlichsten Anbeter war ihr späterer Gemahl, der Sohn des Großkanzlers Baron von Cocceji. Dieser Cocceji war ein baumlanger und fast riesenstarker Mann, von sehr heftigem Temperamente. So oft Signora Barberini tanzte, wußte er sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Seine Leidenschaft für die schöne Tänzerin ging sehr weit. Einmal, als sie einem neben ihm sitzenden Rivalen, wie er glaubte, freundlichere Blicke als ihm zuwarf, übermannte ihn die Eifersucht dergestalt, daß er den Nachbar plötzlich ergriff, ihn wie ein Kind in die Höhe hob und der Signora auf die Bühne hinabwarf. Der König war in seiner Loge. Er ließ ruhig fortspielen. Am andern Morgen fuhr der alte Großkanzler in höchster Bestürzung zum König. Friedrich begnügte sich, den jungen Brausekopf nach

*) Ein anderes Bildniß, ein Pastellbild von Carriera Rosalba befindet sich in der Dresdener Galerie und zeigt die Tänzerin als eine sehr liebliche Dame.

der Festung Glogau zu schicken — aber als Geheimen Justizrath, im Jahre 1748. Cocceji heirathete nun 1749 fünfundzwanzigjährig die Barberini; die so heiß begehrte Ehe dauerte auch vierzig Jahre, endlich aber ließ nach dem Tode des Königs die Barberini sich scheiden und darauf 1789 zur Gräfin Campanini erheben. Sie besaß die schlesischen Güter Barschau, Porschütz und Polach, die sie zu einem Fräuleinstifte vermachte. Cocceji starb als der letzte seines berühmten Geschlechts als Oberamts-Regierungspräsident zu Glogau im Jahre 1808. Merkwürdig wäre, wenn das was der Ritter Zimmermann von dem vergessenen Schottländer Mackenzie berichtet, wahr wäre: Mackenzie, ein Freund und naher Verwandter Lord Bute's, soll viel dazu beigetragen haben, diesen mit seinem unsterblichen Hasse gegen Friedrich zu erfüllen.

Außer der Barberini hat Friedrich nur noch drei Damen aus der Berliner Gesellschaft wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ausgezeichnet.

Die erste von diesen drei Damen war die Frau von Troussel, frühere Frau von Kleist, eine Tochter des Generals von Schwerin in Brandenburg, ehemals Ehrenfräulein der Königin Mutter, eine der galantesten, lebendigsten, heitersten und beliebtesten Damen, welche Berlin unter Friedrich dem Großen aufzuweisen hatte. Thiébault, der sie sehr gut gekannt hat, erzählt, man habe behauptet, sie habe bereits in ihrem vierzehnten Jahre eine Art von Verhältniß gehabt, das Eclat gemacht und sie genöthigt habe, sich zu ihrer Mutter zurückzuziehen.

Zimmermann nennt den Castraten Porporino, von dem man in Berlin erzählte, er finde bei aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beifall. Eine alte Hofdame überführte die Fräulein von Schwerin, sie habe bei Porporino eine Nacht zugebracht. Die Geschichte machte gewaltigen Lärm und die Fräulein ward vom Hofe weggeschafft. Man glaubte nicht, daß sie einen Mann finden werde, zumal da auf die Porporino'sche Affaire bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem famosen Bischof Schaffgotsch von Breslau, auf den ich unten zurückkomme, folgte. Nichts destoweniger fand sich ein Mann und ein junger und reicher Mann, der Domherr von Kleist in Brandenburg. Er ließ sich in große Unternehmungen bei einer Societätshandlung ein, um seine Frau zufrieden zu stellen, die gar viel Geld brauchte und gerieth in Schulden. Der Artilleriecapitain von Troussel von der französischen Colonie ward nun ihr Liebhaber. Kleist machte Vorstellungen dagegen, die sie sehr schnöde aufnahm. Nun ging Kleist davon und ließ alles im Stiche. Sie ließ sich von ihm scheiden und nahm ihre drei Kinder, einen Sohn und zwei Mädchen zu sich. Darauf heirathete sie Herrn von Troussel, der ein Adoptivsohn des Generals Stephan du Troussei, von der französischen Colonie, Sohn des Richters dieser Colonie, Stephan Basset war. Sie nahm aber wieder den Cabinetsrath Galster zum Liebhaber an. In dieser Eigenschaft ertheilte sie öffentliche Audienzen und ihr Wagen mußte oft die ganze Nacht vor Galster's Thüre halten, um

zu zeigen, wie genau sie mit dem einflußreichen Manne liirt sei. Durch Galster ward der Minister von Görne, der den König bei der Seehandlungssocietät so stark betrog, zum Minister vorgeschlagen, Görne hatte Frau von Troussel versprechen müssen, ihre älteste Tochter zu heirathen. Diese Unterhandlung wurde bekannt und machte solchen Lärm, daß die Heirath nicht vollzogen werden konnte. Bald darauf kam nicht nur Görne, sondern auch Galster nach Spandau. Herr von Troussel lebte hierauf noch zwei bis drei Jahre mit seiner Frau. Er stieg bis zum Oberstlieutenant und Artilleriechef in der Armee des Prinzen Heinrich. Als diese Armee bei dem Ausbruch des bairischen Successionskriegs 1778 ausmarschirte, erschoß er sich mit größter Gelassenheit in Magdeburg, wie man sagte, aus Kummer über ein Verhältniß seiner Frau zu zwei jungen Leuten, der König hatte ihm die Scheidung abgeschlagen. Frau von Troussel ward nun kränklich und bekam Zufälle, die man in Berlin für unheilbar hielt. Sie begab sich deshalb in die Cur des berühmten Grafen St. Germain. Dieser heilte sie aus dem Grunde, sie selbst zeigte einen Stein von der Größe eines Hühnerei's vor, von dem er sie befreit habe. Das Berliner Publikum aber, sagt Zimmermann, war argwöhnisch genug zu glauben, was auch höchst wahrscheinlich ist: St. Germain habe sie bloß von einem Nachlasse ihrer Liebe für den schändlichen Bischof von Breslau geheilt. Sie starb und zwar plötzlich ein Jahr nach ihrem Manne an einem hitzigen Fieber. Merkwürdig ist, daß auch noch

ein Bruder des Oberstlieutenant Troussel sich selbst das Leben nahm.

Die beiden andern jungen, schönen Damen der Berliner Gesellschaft, welche der König auszeichnete, waren: eine Fräulein von Tettau und eine Gräfin Dönhoff. Fräulein Tettau wurde gleich nach seinem Regierungsantritt Hoffräulein der regierenden Königin und stand in so gutem Andenken, daß er ihrer selbst im Feldlager nicht vergaß: „Mein Compliment, schreibt er nach der Schlacht bei Czaslau, 20. März 1742 an Jordan, an „die kleine Tettau." — Später in den achtziger Jahren stand in hoher Gunst die 1764 geborne und 1784 vermählte Gräfin Sophie Henriette Dorothee Dönhoff-Dönhoffstädt, wie Frau von Troussel ebenfalls eine geborne Gräfin Schwerin von Wolfshagen und Hofdame der Prinzessin Amalie: sie starb erst 1825 zu Berlin und war Friedrich's Enkelschwiegertochter. Ihr Gemahl Graf Bogislav Dönhoff war der Sohn der Fräulein von Wrech, Tochter der Frau von Wrech, der oben erwähnten Geliebten Friedrich's des Großen. Er erbte 1795 beim Erlöschen der reichen Familie Wrech die Güter Tamsel und Tamin bei Cüstrin, Güter, die zwanzig Jahre später beim Erlöschen des Hauses Dönhoffstädt 1816 an die Wolfshagner Grafen von Schwerin durch Heirath der Erbschwester kamen.

Von seinen Schwestern liebte der König in seinen Jugendjahren die Markgräfin von Baireuth, die Memoirenschreiberin, am Meisten; im Alter war die

Prinzessin Amalie seine Vertraute, die unvermählt in Berlin geblieben war und auf die ich unten zurückkomme. Bei dieser war es, wo er am Sylvesterabend die vier geistreichen Damen der Confidenztafel sah. Diese Damen waren: die Gräfin Camas, die Baronin Kannenberg, die Gräfin Kamecke und die Frau von Morien.

Die Gräfin Sophie von Camas war eine geborne von Brand, Tochter des 1701 als Gouverneur von Magdeburg gestorbenen Generals Wilhelm von Brand, eines der sieben Brüder Brand, denen die Minister Christoph und Eusebius unter dem großen Kurfürsten angehörten. Ihr Gemahl, der Oberst Paul Heinrich Thilio von Camas, stammte von einer französischen Emigrantenfamilie aus Metz und war einer der Vertrauten Friedrich's als Kronprinzen, der ihm das Studium der Kriegskunst lieb gemacht und mit dem er einen gemüthlichen Briefwechsel von Rheinsberg aus gehabt hatte. Camas besaß das ganze Vertrauen Friedrich's, dieser schrieb ihm wenige Tage nach der Thronbesteigung: „O Camas, der du mich von Kindheit an gekannt und die thörichten Verirrungen meiner Jugend gesehn hast, sei jederzeit ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich und rücksichtslos gegen meine Fehler und Laster: so nur läutert sich mit Feuers Hülfe das Gold und scheidet sich von den unedlen Metallen, mit denen es vermischt worden rc.“ Oberst Camas, früher Gouverneur des Prinzen Heinrich, war zuletzt Commandant von Frankfurt a. d. O. und hatte nur einen Arm.

Als der Marquis de Beauveau, der nur eine Hand hatte, vom französischen Hofe 1740, dem König zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, gesandt wurde, schickte Friedrich Camas, den französischen Hof zu begrüßen, nach Paris. Er starb bald darauf 1741 zu Breslau. 1742 erhob der König seine Wittwe, Frau von Camas, für ihre Person zur Gräfin. Sie war Oberhofmeisterin der Königin, zweiundzwanzig Jahre älter als Friedrich; er schätzte sie aber außerordentlich hoch, sie war eine sehr gescheite Dame, die andern Damen nannte Friedrich in einem gedruckten Briefe einmal „Gänschen mit dem leeren Gehirn.“ Er nannte sie nur „seine liebe Mama“ und einmal in einem Briefe vom 17. Febr. 1738: „les délices de la jeunesse.“ Er suchte sie öfters des Nachmittags auf ein Stündchen „in ihrem Paradiese“, vier Treppen hoch im Berliner Schlosse, auf, selbst noch nach dem siebenjährigen Kriege, wenn er von Potsdam nach Berlin kam. Sie erhielt von ihm ansehnliche Geschenke mit den verbindlichsten Handbilleten. Einst übersendete er ihr mehrere Pfundpäckchen Spaniol und bezeichnete ihr dasjenige, das sie zuerst öffnen solle: es enthielt eine goldne, reich mit Diamanten besetzte Dose. Ein andresmal überschickte er ihr einen Diamantring mit zwei verschlungnen Herzen, das begleitende Handbillet besagte: „da der Uebersender allezeit ihr Anbeter gewesen sei, so habe er die beiden Herzen auf dem Ringe vereinigen lassen; was man davon sagen werde, darum kümmere er sich nicht, er bitte sie, es eben so

zu machen.“ Sie starb in Schönhausen im Jahre 1766, achtundachtzig Jahre alt.

Die zweite Dame der Confidenztafel war die 1706 geborne, 1722 verheirathete und 1762 verwittwete Baronin Charlotte Albertine von Kannenberg, eine Schwester des Cabinetsministers Grafen Finkenstein. Ihr Gemahl war Oberhofmeister der Königin und nach dem Tode der Gräfin Camas ward sie die Nachfolgerin derselben in dem Amte bei der Königin. Sie galt als eine Frau von mannhaftem Verstand und gütigem Herzen. Sie überlebte den König und starb erst 1795, neunundachtzig Jahre alt.

Die dritte Dame war die Wittwe des 1740 von Friedrich gegraften Schloßhauptmanns Friedrich Paul Kamecke, Sohns des „großen“ Kamecke, des ehrlichen Grand maître de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I. Diese Gräfin Marie Kamecke war eine geborne Russin, Tochter des russischen Gesandten, Grafen Alexis Golofkin in Berlin und im Haag, eine von dessen fünfundzwanzig Kindern von der Gräfin Dohna Ferrassieres. Sie war 1728 geboren, seit 1769 verwittwet und starb 1797, neunundsechzig Jahre alt.

Endlich die vierte Dame der Confidenztafel war die im Rheinsberger Kreise schon genannte Frau von Morien, geborne von Marwitz, deren sehr einfältiger Mann Oberhofmeister der Königin Mutter gewesen war. Friedrich pflegte diese lebhafte Frau in früherer Zeit, in den Briefen aus den schlesischen Feldzügen, wo er sie wiederholt durch Jordan grüßen

läßt, nur „le tourbillon“ zu nennen. Sie zog sich erst 1774 vom Hofe zurück.

Alle diese jungen und älteren Damen konnten Manches von Friedrich erlangen, was er seinen Hofleuten und selbst seinen Generalen abgeschlagen haben würde.

Von fremden Fürstlichkeiten waren es besonders drei Damen, und zwar deutsche Fürstinnen, denen der König besondere Auszeichnung gewidmet hat: die männlich-geistreiche (ingenio vir ließ Friedrich auf ihre Büste setzen) und großgesinnte Landgräfin Caroline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, des königlichen Neffen und Nachfolgers — die eben so männlich entschlossene Herzogin Mariane von Zweibrück, mit deren Hülfe er den Plan des östreichischen Cabinets, Baiern an sich zu ziehen, zu nichte machte — und die Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen, geborne Prinzessin von Baiern, die er schon vom siebenjährigen Kriege her kannte, mit der er eine fortgesetzte Correspondenz unterhielt, deren Plan er aber zu nichte machte, die Regierung ihrem Sohne Friedrich August zu entziehen, indem sie ihn beim Regensburger Reichstag für einen Bastard erklären wollte.

Endlich ist noch, um keine Notabilität in der Damenwelt zu übergehen, der dieser außerordentliche Mann seine Sympathien zuwandte, eine außerordentliche Frau zu erwähnen, der er seine Huldigungen brachte, die berühmte englische Löwin, die Herzogin von Kingston, früher Miß Chudleigh: „der Papst

und Friedrich der Große standen an der Spitze der Bewunderer derselben", berichtet Horace Walpole.

Den Ton in der großen Gesellschaft zu Berlin unter Friedrich dem Großen fanden die Touristen angenehmer und weniger steif, als an vielen kleineren Höfen. „Die Gesellschaft, berichtet Dr. Moore, als er sich in Berlin in Begleitung des Herzogs von Hamilton im Jahre 1775 aufhielt, zu der Fremde in dieser Hauptstadt Zutritt finden können, ist weder weitläuftig noch mannichfaltig. Die preußischen Offiziere von höherem Range, die ihre Zeit nicht, wie ihre Subalternen, ganz auf ihren Beruf verwenden müssen, leben größtentheils in ihren Familien oder unter einander selbst in Gesellschaft. Außer andern Gründen, die sie hierzu bewegen könnten, glaubt man auch, der König sehe es nicht gern, wenn sie sich in vertrauliche Bekanntschaften mit Fremden oder ausländischen Ministern einlassen. Kurz vor der neulichen Musterung ereignete sich ein sehr auffallendes Beispiel von der Freiheit, die man sich hier herausnehmen kann und was dasselbe noch merkwürdiger macht, so fiel es nicht während der Munterkeit der Tafel vor, sondern auf der Scene der strengsten Kriegszucht. Zwei Regimenter exercirten. Das eine war das des General ——s (? Oberst Quintus, der 1775 starb). Dieser gehörte zu denen, die mehr von ihrer Zeit im Umgang mit Fremden und bei fremden Gesandten zubringen. Etwas mochte vermuthlich den König an demselben Morgen geärgert haben. Als die Regimenter in einer Linie anrückten, sagte er zu dem General, der nahe bei ihm stand:

„Votre régiment n'est pas aligné, Monsieur — et cela n'est pas surprenant, vous jouez tant aux cartes.“ Der General commandirte sogleich Halt! Darauf wandte er sich zum König und sagte: „Il n'est pas question, Sire, de mes cartes — Mais ayez la bonté de régarder, si ce régiment n'est pas aligné.“ Das Regiment stand wirklich sehr gerade in der Linie und der König begab sich hinweg, ohne ein Wort zu sagen und, wie es schien, nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt. Der biedre Offizier hatte nachher nie Ursache zu glauben, daß der König ihm seine Freimüthigkeit übel genommen habe.“ Von der Musterung der Berliner Garnison berichtet Moore weiter: „Der König schien an diesem Tage sehr gut aufgeräumt zu sein und redete zu allen Offizieren auf eine ungezwungene Art und mit einer muntern, leutseligen Gesprächigkeit. Sie, ihres Theils, erschienen vor ihrem Herrn mit einer geraden, aufrechten, soldatischen Dreistigkeit, die nichts von jenen an vielen Höfen herrschenden kriechenden Complimenten an sich hatte, welche hier gar nicht ihr Glück machen würden ꝛc.“

„Die Prinzessin von Preußen (Luise von Darmstadt) gab ein Frühstück in einem Garten im Park, wozu eine sehr große Gesellschaft eingeladen war. Man tanzte hernach den ganzen Vormittag durch. Bei allen diesen Gelegenheiten sah ich nichts von dem steifen Gepränge und Staate, den man den Deutschen Schuld giebt. Personen von höchstem Stande begegneten allen und jeden Anwesenden mit der natürlichsten

und leutseligsten Höflichkeit und mengten sich, ohne die geringsten Umstände und ohne Etiquette, mit in die Contretänze.".

„Der Staatsminister Graf von Finkenstein gab bei Gelegenheit der Vermählung eines seiner Söhne ein herrliches Diner und Ball; Graf Reuß, der Obermarschall und einige andere haben ebenfalls Tractamente gegeben. Allein die beständigste und Hauptgesellschaft findet man in den Häusern der hier residirenden fremden Gesandten, besonders bei H. Harris (dem nachmaligen Lord Malmesbury), bei dem Wiener Gesandten Baron von Swieten ꝛc."

„Der Sohn des Prinzen von Preußen, ein Kind von sechs bis sieben Jahren (Friedrich Wilhelm III.) ist bei den Musterungen des Königs mit seinem Hofmeister zu Fuß anwesend und von keinem Offizier oder Bedienten begleitet. Sie mischten sich ohne den geringsten Unterschied unter die andern Zuschauer. Der König sowohl als der Kronprinz verlangen, daß man den künftigen Thronfolger auf eine rauhe, männliche Art erziehen und ihm seine Wichtigkeit wenig merken lassen soll: weil doch dergleichen Gefühle, ohnerachtet aller Bestrebungen sie zu hindern oder zu dämpfen, ohnehin früh genug sich regen werden."

„Als wir hier anlangten, residirte die Königin in Monbijou, einem kleinen Palast hart außerhalb der Thore. Während ihres dortigen Aufenthalts hatte Ihre Maj. wöchentlich zwei öffentliche Courtage. Vor kurzem ist sie aber nach Schönhausen, zwei Meilen von Berlin, gezogen, wo sie den Sommer zubringt.

Hier hat sie für gewöhnlich nur einen öffentlichen Courtag. Die Prinzen, der Adel, die Gesandten und die Fremden machen ihr bei dieser Gelegenheit fünf Uhr Abends die Aufwartung. Wenn die Königin den Kreis herumgegangen ist und jedem ein paar Worte gesagt hat, setzt sie sich zum Spiel nieder. Die Königin hat ihren eignen Spieltisch und jede von den Prinzessinnen hat einen. Sie alle wählen sich ihre Partieen. Die übrige Gesellschaft zeigt sich ein paar Minuten an einem von diesen Spieltischen, sodann ist die Aufwartung vorüber und man spaziert im Garten oder formirt Spielpartieen in den andern Zimmern. Bei Nachteinbruch kehrt man nach Berlin zurück. An gewissen besonderen Abenden ladet die Königin eine ansehnliche Zahl zum Souper ein, das bis Mitternacht dauert."

„Die Assembléen zu Schönhausen sind die einzigen eingeführten öffentlichen Versammlungen der Berliner Damen vom Stande während des Sommers, man bekömmt aber die Hofdamen oft in den Häusern der Gesandten zu sehen."

„Die französischen Sitten und Denkungsart herrschen gewiß sehr wenig unter den preußischen Offizieren; die Berliner Hofdamen hingegen haben mehr als die von irgend einem anderen Hofe, den ich kenne, die Miene von Französinnen. Fräulein von Hertefeld, erste Hofdame der Königin, verbindet mit unendlich vielem Witz alle die natürliche unaffectirte Anmuth, welche die Damen vom Versailler Hofe auszeichnet."

„Der König erscheint sehr selten an einem Orte, wo Damen einen Theil der Versammlung ausmachen. Ich sagte einmal zu einer Dame an diesem Hofe, es sei Schade, daß Se. Maj. keine Frauenzimmer liebe. „In Betracht seines Alters,“ erwiederte sie, „könnten wir allenfalls seine Liebe entbehren, aber es ist hart, daß er uns nicht leiden kann.“

„Dieser Laune des Königs ohngeachtet werden doch die Damen hier keineswegs von den Männern überhaupt vernachlässigt. Insbesondere haben viele unter den Verheiratheten ihre öffentlichen Verehrer, die sie bei jeder Gelegenheit begleiten, mit ihnen zu allen Tractamenten eingeladen werden, bei Tische neben ihnen sitzen und vom Herrn oder der Frau des Hauses geflissentlich in die nämliche Spielpartie mit ihnen gesetzt werden. Ist eine Frau nicht mit einem solchem Partner versehen, so ist ihr Mann sowohl als sie selbst darüber etwas verlegen und beide scheinen so lange betreten zu sein, bis sich der so nöthige Gesellschafter findet.“

„Ehescheidungen sind hier zu Lande, wenn beide Parteien einwilligen und keine Kinder da sind, mit wenig Mühe und Kosten zu erlangen. Wir befinden uns oft in Gesellschaften, worin eine Frau und ihr jetziger und der vormalige Ehemann an einer Tafel beisammen sitzen und alle Parteien einander auf's Höflichste und Freundlichste begegnen.“ Moore erzählt nun die drollige Historie, wo sich ein Mann von seiner Frau hatte scheiden lassen, um eine Dame, in die er sterblich verliebt war, zu heirathen, und dann

der enragirte und erhörte Anbeter seiner geschiedenen Frau wurde. Er schließt seinen Bericht über die sexualischen Verhältnisse in Berlin mit der Bemerkung: „Hier wird die Eifersucht eben so sehr verachtet als verabscheut und von Lästerungen, Tadel, boshaften Anmerkungen über Vertraulichkeiten zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weiß man sehr wenig. Das mag vermuthlich unter andern auch daher rühren, daß es (wie man mich versichert hat) in den Staaten Sr. Preußischen Maj. schwerlich eine alte Jungfer giebt.“

Bekanntlich mußte am 17. November 1782 ein besonderes Edict gegen den überhand genommenen Mißbrauch der Ehescheidungen gegeben werden. Das Maitressenhalten „vieler junger Offiziere, die dadurch weichlich und unordentlich werden,“ verbot der König durch Cabinetsordre. Als aber ein Geheimer Rath F. sich über ein gewisses Haus, das seiner Wohnung gegenüber lag, beschwerte, antwortete Friedrich: „Mein lieber F. In Eurem und meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können.“

7. Theater und Capelle. Bibliothek und Galerie, Bauten, Pferde und Hunde, Sympathien und Antipathien. Die Kammerdiener. Fredersdorf. Reisen.

In den früheren Jahren war Friedrich der Große auch ein großer Liebhaber des Theaters. In Rheinsberg hatte er selbst mit Comödie gespielt, so am 12. September 1737 gab er die Rolle des Philoktet in Voltaire's Oedipe. Als er König wurde, spielten die Prinzen und die Prinzessin Amalie bei Hofe, sie führten Trauerspiele von Racine vor dem König auf. Am 28. September 1750 spielte auch Voltaire als Cicero in seiner Rome sauvée (Mort de César) mit. Das Stück ward in den Zimmern der Prinzessin Amalie gegeben. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte der König eine französische Truppe nach Berlin berufen. Bei dieser Truppe trat Voltaire auch als Orosman in seiner Zaïre auf. Das Theater für diese französischen Schauspieler war in Berlin theils im Kurfürstensaale im Schlosse, theils in Monbijou bei der Königin Mutter. So ganz entschieden Friedrich für das französische Schauspiel war, so verkannte er doch nicht das übermäßig stark aufgetragene Pathos der französischen Schauspieler. Unterm 5. Aug. 1775 schrieb er über Le Cain, den Schüler Voltaire's, den französischen Garrick: „Dieser Mann würde der Roscius unseres Jahrhunderts sein, wenn er weniger übertriebe. Ich mag unsre Leidenschaften gern so vorstellen sehen, wie sie wirklich sind; dieses

Schauspiel bewegt das Innere des Herzens. Sobald aber die Kunst die Natur erstickt, so **bin ich kalt.** Ich wette, Sie denken: „„so sind die Deutschen, sie haben bloß schwach angedeutete Leidenschaften; starke Ausdrücke sind ihnen zuwider, weil sie die niemals empfinden."" Das kann sein, ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. **Auch ist es wahr, sie reißen keine Mühlen um und verderben keine Saat, wenn sie über Korntheuerung klagen; sie haben bis jetzt weder St. Bartholomäusnächte noch rebellische Bürgerkriege ausgeübt"** rc. Le Cain spielte den Oedipe, den Mahomet und den Orosman, und der König bekannte, daß er sich weder im Oedipe noch in der Zaïre der Thränen habe enthalten können.

In Berlin bürgerte Friedrich die italienische Oper ein nebst dem Ballet, bei dem **Signora Barberini** Prima Donna war. 1742 ward das von **Knobelsdorf** erbaute Opernhaus fertig und am 1. December mit **Graun's** Cleopatra und Cäsar eingeweiht. Im Januar 1743 folgte: La Clemenza di Tito von **Hasse.** Vorzugsweise wurden Opern von Hasse und Graun gegeben. Hasse setzte Friedrich über alle Componisten. Seine Capellmeister waren lauter Deutsche, erst **Graun**, dann **Agricola**, **Fasch** und seit 1776 **Johann Friedrich Reichardt**, ein Königsberger, geboren 1752, der Schwiegersohn des berühmten Violinspielers **Franz Benda**, eines geborenen Böhmen, der als Concertmeister in der königlichen Capelle unter seinem Schwiegersohne diente.

Reichardt, durch seine Goethe'schen Liedercompositionen, seine Reisen nach Paris und seinen Liberalismus bekannt und als Schwiegervater des Dichters Ludwig Tieck und des Erlanger Professors Carl von Raumer, starb, nachdem er drei preußischen Königen gedient hatte, 1814, zweiundsechzig Jahr alt zu Giebichenstein bei Halle in der Zurückgezogenheit eines schönen und vielbesuchten Familienkreises.

Friedrich hatte eine Vorliebe für den strengen deutschen Musikstyl. 1747 lud er den berühmten Sebastian Bach aus Leipzig zu sich, der ihm auf Orgel und Clavier seine Präludien und Fugen vortrug. Nach dem siebenjährigen Kriege feierte er den Frieden in der Charlottenburger Schloßcapelle mit einem Tedeum von Graun. Noch gegen Ende seines Lebens wollte er Naumann von Dresden nach Berlin ziehn mit 2000 Thalern Gehalt. Er war gar kein Freund von italienischer Musik, auch nicht von Gluck, wohl aber zog er italienischen Gesang allem andern vor. Vom deutschen Gesange pflegte er, ehe er die Mara gehört, zu sagen: „er wolle lieber seine Pferde wiehern hören."

Als Sänger und Sängerinnen glänzten in Berlin in der ersten Zeit der Oper, den vierziger Jahren, Felice Salimbeni, ein Schüler Porpora's, der für den größten Sänger seiner Zeit galt, 1750 aber nach Dresden und 1751 wieder nach Italien ging, wo er noch in demselben Jahre starb; ferner: Pinti, den der König, als er in Mähren stand, durch einen Brief an Alga-

rotti vom 18. April 1742 mit dem Auftrag ihm bis 4000 Thaler Gehalt zu bieten, engagiren ließ; sodann Carestini, die Johanna Astrua aus Turin, die seit 1747 jährlich 6000 Thaler erhielt und 1756 mit 1000 Thalern Pension den Abschied nahm, die Farinella und die Laura (Lorio). Später sangen Concialini aus Siena, der zweite Salimbeni genannt, der noch unter Friedrich Wilhelm II. Furore machte: er war ein fast täglicher Gesellschafter der Gräfin Lichtenau; ferner: Tombolini, der 1784 kam und 1839 in Charlottenburg starb; die Todi aus Lissabon und die Mara. Die berühmte Madame Mara war eine geborne Schmehling aus Cassel, sie war in den Jahren 1771—1780 erste Kammersängerin in Berlin und erhielt, als sie 1771 zweiundzwanzigjährig angestellt ward, 3000 Thaler Gehalt, heirathete 1774 den Violoncellisten Mara gegen des Königs Willen und entfloh zweimal aus Berlin, weil der König ihr weder Erlaubniß zu einer Badereise nach Töplitz, noch zu einer Gastreise nach London ertheilen wollte. Der König hatte schon am 11. März 1773 in einem Billet an Graf Zierotin vorausgesagt, daß sie „ein Loch in den Mond machen werde.“ Sie starb erst 1833, dreiundachtzig Jahr alt, zu Reval.

Das Theater kostete Friedrich jährlich gegen 400,000 Thaler nach dem Zeugniß des Touristen Wraxall, der seine Mittheilungen von dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, des Königs Liebling erhielt. Das Theater in Berlin war frei, die Logen hatte der Hof, die Minister, die Geheimen Räthe und

die Räthe des General-Directoriums und der Regie; ins Parterre schickte jedes Garnisonregiment eine Anzahl Leute, für Bürger wurde es schwer hineinzukommen.

Die Capelle bestand bei des Königs Tode ohngefähr aus hundert Personen. Außer dem Capellmeister Reichardt und dem Concertmeister Benda fungirten: zwölf Violinisten, fünf Violoncellisten, zwei Violonspieler, vier Bratschen-, zwei Clavier-, ein Harfen-, drei Flöten-, zwei Hoboe-, vier Fagot-, zwei Waldhornspieler, zusammen siebenunddreißig Personen. Zur großen italienischen opera seria gehörten: zwei Sopransängerinnen und vier Sopransänger, ein Altist, ein Tenorist und ein Chor von vierundzwanzig Personen — zur opera buffa: zwei Sopransängerinnen, zwei Tenoristen, ein Bassist.

Das Ballet bildeten: ein Balletmeister, zwei Solotänzerinnen, zwei Solotänzer, sechs Figurantinnen und sechs Figuranten.

Wie in der italienischen Oper die Barberini als Tänzerin Furore machte, so machte in der französischen Comödie seit dem Jahre 1742 Mademoiselle Cochois Furore. Auch diese Dame heirathete wider den Willen des Königs, sein Vertrauter, der Marquis d'Argens. Friedrich ließ sie aber, wie schon erwähnt, in Sanssouci mit wohnen, und lud sie sogar während des siebenjährigen Krieges mit nach Leipzig, wo er Winterquartier hielt, ein: „Bringen Sie die gute Babet nur mit," schreibt er an d'Argens aus Meissen unterm 22. November 1762.

Die Aufsicht übers Theater hatte nach dem Regierungsantritt des Königs der Oberhofmarschall

Graf Gotter, später Baron Ernst Maximilian Sweerts, ein Schlesier, und Baron Carl Ludwig Pöllnitz. Bis zum siebenjährigen Kriege war Friedrich ein sehr fleißiger Besucher sowohl von Oper und Ballet, als französischer Comödie. 1749 6. Sept. schickte er einmal Graf Algarotti ein „Canevas“ zu einer neuen Oper Coriolan, das der Graf und der Hofpoet Filati weiter ausführten. Auch eine Arie in dieser Oper war vom König selbst componirt. Das Theaterpersonal machte ihm viel Noth. „Die Opernleute, schreibt er einmal an seinen Vertrauten, den Tresorier Fredersdorf, Seindt Solchen Canaillen bagage, das ich Sie Thausendtmahl müde bin.“ Ein andresmal schreibt er: „ich jage sie zum Teüfel und Solche Canaillen Krigt man doch wieder — ich Mus Geld zü Canonen ausgeben und kann nicht so vihl vohr Haselanten verthun.“ — „Die Astrua und Caristini haben nun hendel und forbern den abschiet, es ist Teufels Crop, ich wolte das sie der Teufel alle holete, die Canalien bezahlet man zum plaisir und nicht, fecsirerei von ihnen zu haben.“ Als Regel schrieb er dem Baron Arnim, dem letzten Directeur des spectacles, den er hatte, vor: „Ihr müsset mit den Comödianten nicht so viel Complimente machen, sondern die, die sich ungebührlich betragen, brav bestrafen.“ Am 30. Juli 1776 wird Arnim angewiesen, die Mara, die Umstände gemacht hatte, gewisse Arien zu singen und sich deshalb schriftlich an den König gewandt hatte, zu bedeuten „sie werde

bezahlt, um zu singen und nicht um zu schreiben" und am 15. Juli erhielt Arnim wiederholten Befehl, ihr, da sie sich noch nicht beruhigt hatte, zu eröffnen: „Die H... soll die Arien singen, wie ich es verlange und nicht widerspenstig sein, wo sie nicht will, daß es ihr eben so wie ihrem Manne ergehen soll, und er soll sitzen bis auf weitere Ordre; danach kann sie sich nur richten." Auch mit den Tänzern hatte der König seine Noth. Er schreibt an Fredersdorf: „Zulage kann ich weder an Denis noch an keinen anderen geben, dazu bin ich weder reich genug, noch Seindt die Leute mehr Werth, wan Sie durchaus vohr ihr Tractement nicht bleiben wollen, müs man andere kommen lassen, die guht Seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen Schneiden." Selbst Vestris, der französische Tanzgott, der nachher bei Herzog Carl von Würtemberg mit 12,000 Gulden engagirt worden, kam in Berlin nicht an: „Mr. Westris ist nicht Klug, wer wirdt einem Täntzer 4000 Thaler geben, der Schwester 3000 und dem Bruder 1000, das Müsten Naren Seindt." Sehr drollig lautete ein Bescheid, den einige Statistinnen, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, erhielten auf ihre Bitte um bestimmte Gage: „Ihr habt Euch sehr falsch an mich adressirt. Dies ist eine Sache, die Eure Kaiser und Könige angeht, an diese müßt Ihr Euch wenden. Es ist ganz wider meine Principien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu mischen."

Seit dem Hubertusburger Frieden verminderte sich Friedrich's Geschmack am Theater, er sah jede Oper nur einmal und besuchte dann und wann die französische Comödie. Er correspondirte noch über Theaterangelegenheiten mit Pöllnitz und mit dem Reichsgrafen Johann Zierotin, der 1771 Directeur des spectacles wurde bis 1776, wo Baron von Arnim ihm folgte, früher Gesandter in Copenhagen und Dresden. 1778, kurz vor dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs endigte sich Arnim's Function durch eine ziemlich expressive Cabinetsordre vom 30. März: „Die gegenwärtigen Conjuncturen lassen ernsthaftere Scenen erwarten: man kann sehr wohl der komischen entbehren und dies ist der Grund, weshalb Ich den sämmtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen Meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen entziehe. Das Eure ist ebenfalls mit inbegriffen und nachdem Ihr sämmtliche französische Commödianten verabschiedet habt, wird es ganz in Eurem Belieben stehen, Eure ganze Sorgfalt Euren Liebschaften zu widmen. Hiermit bitte Ich Gott u. s. w.

Friedrich.

Auch an den Redouten nahm Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege keinen Theil mehr; früher als Kronprinz hatte er noch lieber getanzt, als Musik gemacht. Anderem Tanz als auf freier Erde war Friedrich sehr abhold: er verbot durch eine eigne Cabinetsordre vom 2. October 1779 alle Productionen

von Bereitern und Seiltänzern in seinem ganzen Reiche. „Wollen sich dergleichen Leute den Hals brechen, so können Wir solches in fremden Landen zwar nicht hindern, in Unsern eignen Provinzen hingegen verstattet Unsre Menschenliebe und landesväterliche Fürsorge nicht, dazu Gelegenheit zu geben.“ Allem Zwange des Hoflebens entzog der König sich völlig. „Mein größtes Vergnügen ist, sagte er zu Thiébault, Verse zu machen, das ist ein wahrer Genuß und eine vollkommene Erholung für mich.“ „In meinem Alter, lieber Marquis, schrieb er im August 1762 an d'Argens, sind Bücher, Conversation, ein guter Lehnstuhl und eine warme Stube, Alles, was mir übrig bleibt.“

Zu seiner geistigen Unterhaltung hielt sich der König fünf ganz gleiche Büchersammlungen: in Potsdam, in Sanssouci, in Berlin, in Charlottenburg und in Breslau. Späterhin wurde auch noch eine Bibliothek in dem seit dem siebenjährigen Kriege erbauten Neuen Palais in Potsdam aufgestellt und auch noch eine bibliothéque portative für die Reisen angeschafft. In diesen Bibliotheken herrschte die genauste Ordnung und von jeder waren sorgfältige Verzeichnisse vorhanden. Alle Bücher waren in rothen Maroquin gebunden, mit goldnem Schnitte. Auf dem Deckel stand ein Buchstabe, der die Bibliothek anzeigte: die Bücher des Potsdamer Schlosses hatten ein P., die von Sanssouci waren mit einem V. gezeichnet, weil dieser Ort erst Vigne hieß. Die Bücher vom neuen Palais trugen ein S. (Sanssouci). In der letzten Zeit seines

Lebens konnte Friedrich die dicken und schweren Octavbände aus Schwäche nicht mehr halten, er ließ sie deshalb auseinandernehmen und in dünnere Bände binden. Die sämmtlichen Bibliotheken enthielten die griechischen und römischen Classiker in französischen Uebersetzungen und die Classiker der Franzosen. Deutsche Bücher hatte Friedrich gar nicht; wurden ihm welche geschenkt, so schickte er sie an die Bibliothek nach Berlin, die er übrigens in allen Branchen pflegte. Er kaufte nicht nur 1775 für 12,000 Thaler die über 5000 Bände starke Bibliothek des Obersten Quintus Icilius für sie, sondern ließ auch von 1775 bis auf seinen Tod für 80,000 Thaler neue Bücher kaufen, so daß die Bibliothek 1786 150,000 Bände umfaßte.

Nächst der Bibliothek gewährte dem König die Bildergalerie, der s. g. Bildersaal zu Sanssonci großen Genuß. Er begab sich öfters eine Stunde vor Tisch in denselben. In den letzten Jahren, wo er oft verdrießlich war, pflegte er die Thür hart zuzuwerfen. Um zwölf Uhr kam sein Lieblingshund und kratzte an die Thüre, um ihm die angerichtete Tafel anzukündigen. Gewöhnlich dann trat der König erheitert aus dem Saale. In dem Bildersaal hingen Italiener und Niederländer, an der Zahl 172, die der Berliner Kaufmann Gotzkowsky auf Befehl des Königs seit 1755 in Italien, Frankreich und Holland zusammengekauft hatte. Der König kaufte nicht nach dem Namen der Bilder, sondern wie sie ihm gefielen. Friedrich hatte selbst während des siebenjährigen Krieges

diese Galerie im Auge. Er schrieb an d'Argens nach dem Unglück von Kunnersdorf aus dem Winterlager zu Freiberg im März 1760: „Sie wissen, daß Gotzkowsky noch schöne Gemälde hat, die für mich bestimmt sind. Ich ersuche Sie, ihren Werth zu prüfen und sich bei ihm zu erkundigen, ob er den Correggio bekommen wird, den er mir einmal versprach. Mich wandelt gerade eine Neugierde darauf an." Die Hauptbilder in der Galerie zu Sanssouci waren die berühmten beiden Correggio's, Leda mit ihren Gespielinnen badend und Jo, von der Wolke umarmt, beide aus der Galerie Orleans. Ein Lieblingsbild Friedrich's unter den italienischen Bildern war die Magdalena von Battoni, die er sich aus der Dresdener Galerie vorzugsweise hatte copiren lassen. Seine Lieblingsmaler waren aber die Niederländer Rubens und Van der Werff und besonders der Franzose Watteau, dessen feine, graciöse Genrebilder und Conversationsstücke, Rendezvous, Bälle und Assembléen fast alle Zimmer von Sanssouci schmückten. Friedrich unterhielt sich gern über die Kunst mit dem Galerie-Inspector Oesterreich, einen gebornen Hamburger, den er 1757 in Dresden kennen gelernt und dann in Dienst genommen hatte. Die Hauptportraitmalerin in Berlin war unter Friedrich, der auch von ihr für Voltaire 1775 gemalt wurde, Madame Anna Dorothea Therbusch, geborne Lisiewska, gestorben 1782, sechzig Jahre alt.

Zu dem schon 1747 bezogenen älteren Palais von Sanssouci, wo Friedrich wohnte, hatte er mit

großem Geldaufwand — um in Gemüthern der nicht tiefer forschenden Leute die Idee von der Unerschöpflichkeit seiner Geldquellen zu befestigen — das s. g. Neue Palais durch den Mannheimer Carl von Gontard bauen lassen und zwar ganz nach seiner eignen Angabe. Es kostete nahe an drei Millionen Thaler. Er wohnte hier von nun an abwechselnd mit dem alten Schloß von Sanssouci; er bezog es, wenn Fremde sich bei ihm aufhielten. Wie Ludwig XIV. die Ebene von Versailles der Höhe von St. Germain vorzog, so gab Friedrich bei Anlegung dieses neuen Palais einer morastigen Wiese den Vorzug vor einem dicht in der Nähe befindlichen Hügel. Das neue Palais — ganz aus Backsteinen von den grellsten Farben erbaut — zeigte im Innern die größte, wenn auch nicht geschmackvollste Pracht, es war namentlich mit überhäufter Vergoldung und seltsamen Meubles ausgestattet. Von außen ließ der König in steinernen Pfeilern und Nischen nicht einzelne Statuen nach dem Muster der Antiken, sondern ganze Gruppen aus den Metamorphosen Ovids und von allerhand phantastischer Erfindung in Ueberfülle anbringen, es sind ihrer 328. Drei Damen in kolossaler Größe, die rücksichtslos aller Welt das hintere Profil zeigen, trugen auf dem Gipfel des Schloßes die königliche Krone: man deutete im vorigen Jahrhundert diese Trägerinnen auf Maria Theresia, Catharina II. und Madame Pompadour. Der Eintheilung der zweiundsiebzig Zimmer und Piecen im Innern, bemerkte schon der englische Gesandte Harris, war sehr schlecht und hatte

namentlich eine Unmasse Thüren — das Schlafzimmer zählte deren z. B. vier.

Auch Berlin verdankt Friedrich dem Großen einen großen Theil seiner Verschönerungen. Gleich nach Antritt seiner Regierung ließ er durch Baron Knobelsdorf, der Sanssouci gebaut hatte, das Opernhaus (mit der Inschrift: Friedericus Rex Apollini et Musis) bauen und ebenfalls durch ihn den Thiergarten zu einem öffentlichen Spaziergang einrichten. Er hatte bisher schon seit dem sechzehnten Jahrhundert als Jagdgehege gedient, das damals bis an die Spree sich hineinerstreckte. 1745 nach dem zweiten schlesischen Kriege ward mit der Abtragung der Wälle Berlins angefangen, 1748 die katholische und Domkirche und das Invalidenhaus vor dem Oranienburger Thore gebaut, letzteres mit der Römerinschrift: „Laeso et invicto militi“ und 1752 das s. g. voigtländische Viertel vor dem Hamburger Thore, die heutige Proletariervorstadt angelegt. Den Namen erhielt diese Vorstadt von den aus Sachsen und namentlich aus dem sächsischen Voigtland zu den Berliner Bauten gekommenen Maurern und Zimmerleuten. Nach dem siebenjährigen Kriege wurden die großen Militairgebäude in Berlin gebaut, die Casernen, die Ritterakademie, das Cadettenhaus und die Exercierhäuser; ferner 1775 das Bibliothekgebäude (mit der nicht classischen Inschrift: Nutrimentum spiritus im Jahre 1780) und das Friedrichsstädter Theater. Außerdem ließ der König hunderte von Privathäusern abbrechen, schöner wieder aufbauen und schenkte sie den Eigenthümern. Prinz Heinrich baute

sein Palais, die heutige Universität 1754—1764. Die Einwohnerzahl Berlins stieg von 98,000 auf 150,000. Wie Petersburg der Spiegel des Geistes Peter's des Großen war, so war Berlin der des Geistes Friedrich's: in der Physiognomie Berlins erkannte man sein Genie überall, sowohl das des Königs, als das des Generals und das des Architekten. So oft er aus Sanssouci nach Berlin kam, pflegte er langsam durch die Straßen, wo gebaut wurde, zu reiten: man sah ihn mit seinem Glase am Auge aufmerksam das Fortschreiten der Werke beobachten und genaue Befehle über alles und jedes ertheilen.

Einen besondern Gegenstand der Beschäftigung Friedrich's machten aus und einer ganz besondern Gunst erfreuten sich bei ihm seine Hunde, die Windspiele. Sie traten an die Stelle der Affen, die er sich früher als Kronprinz und noch in der ersten Zeit als König in seinem Zimmer hielt, sonderbar gekleidet und mit eigenen Namen. Die Windspiele hatten einen förmlichen Stand am Hofe, sie waren des großen Junggesellenkönigs, des Abts im Kloster Sanssonci beständige, treue Begleiter in seiner Wohnung, auf seinen Spaziergängen, auf den Reisen und im Felde. Drei oder vier kleine italienische Windspiele waren stets als Cortege um ihn, der eine die Biche und noch mehr Alcmene waren die Lieblinge, die andern Phyllis, Thisbe, Pax, Diana, Amorette, Superbe, dienten zur Gesellschaft. Mit der Biche verbarg sich Friedrich einmal vor den Panduren unter einer Brücke, sie drängte sich dicht an ihn und verrieth

ihn mit keinem Laut. Nadasti nahm sie dem König in der Schlacht bei Sorr, wo er sein Lager erbeutete, ab, die Generalin Nadasti war schwer zu bewegen, sie wieder ausliefern zu lassen. Ueber ihren Tod schrieb der König an Fredersdorf, seinen lieben Geheimen Kämmerier, der „dreißig Docters probiret": „Die arme Bische mus schon toht bleiben Weil sie zehn Docters hin curiret haben, Mene Sol nichts einnehmen, als wie petitlät und kein Hunde-Docter sol sie nicht angreifen." Die Alcmene verließ Friedrich in Sanssouci sehr krank, als er in den achtziger Jahren zur Revue in Schlesien abging. Es ward täglich eine Staffette über ihr Befinden ihm nachgeschickt. Sie starb, es ward ihm gemeldet und er befahl, ihren todten Körper im Sarge in seine Bibliothek zu stellen. Nach seiner Rückkehr betrachtete er sie zwei oder drei Tage ganze Stunden lang mit stiller Wehmuth, weinte bitterlich und ließ sie darauf beisetzen. Die Hunde wurden auf den sechs Terrassen von Sanssouci in kleinen Särgen begraben und erhielten kleine Grabsteine mit ihrer Namens-Inschrift. Auf der obersten Terrasse hatte Friedrich für sich selbst eine Ruhestätte bauen lassen, als sie angelegt wurde, sagte er beim Spazierengehen zu d'Argens: Quand je suis là, je serai sans-souci, davon erhielt das Lustschloß den Namen.

Die Favorithündin lag immer an der Seite ihres Herrn in den Zimmern zu Sanssouci, im Winter mit Kissen bedeckt, des Nachts schlief sie in dem Bette des Königs. Die andern Hunde mußten des Abends das

Zimmer verlassen, am Morgen kamen sie beim Wecken wieder. Die Favorithündin und ihre Gesellschaft hatten zur Bedienung einen von den s. g. königlichen kleinen Lakeien, der sie fütterte und an schönen Tagen im Garten, bei schlechter Witterung in einem großen Saale spazieren führte. Die Hunde hatten vollkommne Freiheit, sie lagen auf den kostbarsten Kanape's und Stühlen mit Atlas überzogen, den sie wie die Vorhänge in Fetzen zerrissen, was Friedrich nicht ausbessern ließ. Zu ihrem Zeitvertreib fanden die Hunde in den Zimmern kleine lederne Bälle zum Spielen. Auf jeden Hund ward monatlich zwei Thaler Futtergeld verrechnet. Sie speisten zum Theil mit dem Könige. Man sah jedesmal den Flecken des Tischtuchs, wo der König gesessen hatte, der als alter Junggeselle lebend, selbst nicht sehr reinlich war. Wenn der König reiste, wurden die Hunde in einer sechsspännigen Kutsche ihm nachgefahren; der Lakei saß allemal auf dem Rücksitz und redete, was sehr charakteristisch, die den Vordersitz einnehmenden Thiere mit „Sie" an: „Biche, sein Sie doch artig!" „Alcmene, bellen Sie doch nicht so!" Der Respect und das Interesse für die Hunde stieg dem König zu Ehren so weit, daß leider erst im Jahre nach dem Tode desselben „1787" ein Hunde- und Katzenalmanach" herauskam. Marquis d'Argens fand, als der König seine Winterquartiere 1760 in Leipzig hielt, ihn eines Abends auf dem platten Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Fricassee, aus der die Hunde ihre Mahlzeit hielten. Friedrich hatte ein

kleines Stöckchen in der Hand, mit welchem er Ordnung hielt und dem Lieblinge die besten Bissen hinschob.

Nächst den Hunden hielt der König auch auf seine Pferde sehr viel. In der Regel ritt er nur englische Pferde. Sporen trug er nie; um die Pferde zu strafen, schlug er sie mit seinem Krückenstocke zwischen die Ohren. Er hatte zwischen vierzig und sechzig, im Jahre 1754 sogar über hundert. Die auserlesensten nahm er mit zu Felde, die übrigen ließ er nachkommen, so weit er sie brauchte. Sehr oft wurden ihm in den Schlachten Pferde todt geschossen und verwundet, so bei Hohenfriedberg, bei Czaslau, bei Hochkirch, bei Kunnersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. Lieblingspferde waren: der Mollwitzer „lange" Schimmel, der noch seinem Vater gehört hatte, mit welchem er die Schlacht verließ und den er nachher nicht mehr brauchte, sondern zu Tode füttern ließ — ferner der Cäsar, ein Rothschimmel, der ungehindert im Lustgarten des Potsdamer Schlosses herumging und so an den König gewöhnt war, daß er ihm auf die Parade in Potsdam folgte, weßhalb der König nicht selten diese eine andere Wendung machen ließ, wenn Cäsar im Wege gerade stand — sodann der Condé, ein Fliegenschimmel, ein Wallach, von schönem Bau, ganz tückenlos, immer munter und so frei von Furcht, daß er sich vor keinem Gegenstande scheute und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb. Der Condé gehörte zu den zehn Pferden, die gewöhnlich in Sanssouci standen, der König ließ ihn sich fast täglich vor-

führen und fütterte ihn jedesmal mit Zucker, Melonen und Feigen. Er verfolgte den König bis an seine Zimmer, ja einmal kam er bis in den Saal von Sanssouci, wo er einige Tafeln des Fußbodens zertrat. Dies alte Leibreitpferd Friedrich's des Großen, der Condé, starb 1804, achtunddreißig Jahre alt. Noch gehörten zu den Lieblingspferden der Choiseul, der Kaunitz, der Brühl und der Pitt. Ein sehr schönes Pferd, das des englischen Ministers Bute Namen trug, mußte, als dieser 1762 ihn im Stiche gelassen und die Subsidien zurückgezogen hatte, mit den Mauleseln Orangebäume ziehen.

Die Passion, die noch im achtzehnten Jahrhundert die Hauptpassion so vieler Fürsten war, theilte Friedrich nicht, ja er verachtete sie. Er pflegte öfters zu sagen: „Der Fleischer tödtet die Thiere nicht zum Vergnügen, sondern nur weil die Gesellschaft ihrer bedarf, der Jäger aber tödtet sie nur zum Vergnügen und das ist abscheulich. Man muß deßhalb den Jäger noch unter den Fleischer in der bürgerlichen Gesellschaft stellen."

Friedrich der Große war von sehr delicater Gesundheit. Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung, also nach dem achtundzwanzigsten Lebensjahre, äußerten sich Gicht und Hämorrhoiden, diese Uebel blieben stehend bis zu seinem Tode, man suchte sie durch Aderlässe und gelinde Abführungen zu lindern. „Ich leide, schreibt der König einmal an Fredersdorf, immer an der Nihre, Milz und Leber, das alte Luder ist nicht mehr wehrt, als das es der

Teüfel Holet." Im Februar 1747 hatte er einen Anfall von einem halben Schlagfluß, der curirt wurde und seit dieser Zeit zeigte sich keine Anwandlung wieder. Geläufige Sprache und gutes Gedächtniß behielt er bis zu seinem Tode, er besorgte regelmäßig die Regierungsgeschäfte bis zum Tage vor seinem Tode, wo die Ordnung zum erstenmale unterbrochen wurde. In der Nähe sah er sehr gut, für die Ferne bediente er sich eines Glases. Zum Lesen und Schreiben hat er nie der Brille bedurft.

Friedrich liebte die Bequemlichkeit, war aber ein Feind jeder Verweichlichung des Körpers. Er hat nie Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze getragen. Für seine Wäsche, namentlich seine Hemden, hatte früher nach dem alten Brauche an seines Vaters Hofe seine Mutter gesorgt — Friedrich glaubte, daß er für Lebenszeit versorgt sei. Später sorgte, so lange sie noch rüstig war, seine Schwester Amalie. Zuletzt bekümmerte sich niemand mehr um diese wichtige innere Angelegenheit. Aus der Reinlichkeit machte der König — wieder im Gegensatz gegen seinen Vater — sich nicht viel und vernachlässigte sie, wie seine Kleidung mit zunehmendem Alter immer mehr. Er trug schlechte Wäsche, unreine Hemden; weil sie ihm bequemer als neue waren, zerrissene und geflickte Kleider; langen Bart, zerrissene Stiefeln; in Gesicht und Kleidern sah man Spuren des spanischen Tabacks: er achtete das alles nicht. In jüngeren Jahren und noch in den ersten Jahren seiner Regierung kleidete er sich in Röcke nach dem neuesten Pariser Geschmacke. Noch 1750

trug er Galakleider von Gold- und Silberstoff mit Brillantknöpfen, Schuhe und seidne Strümpfe. Später war statt der Galakleider die blaue Uniform seines Leibgardebataillons sein beständiger Anzug, zuerst mit sehr reicher Silberstickerei, dann ohne Stickerei, bloß mit dem Achselbande, zuletzt ließ er auch noch die Stickerei am Hute weg und trug diesen bloß mit der weißen Plume, der feinsten Straußenfeder. An der linken Hand trug er beständig zwei kostbare Solitärbrillanten — die Brillanten konnte er nicht schön genug haben — und an der rechten Hand einen großen schlesischen Chrysopras, den er dem Prinzen Heinrich vermachte. An den Uhren, die er besaß, trug er nie andere als schwarze Bänder, wie Thiébault erzählt, als eine Art von Trauerzeichen zum Andenken an seine Mutter. Von fremden Orden trug Friedrich nur drei, den russischen Andreas-, den polnischen weißen Adler- und den schwedischen Seraphinenorden. Den Hosenbandorden, den seine drei Vorfahren trugen und den der große Kurfürst so überaus werth hielt, trug er nicht. Neue Moden und Façons liebte Friedrich nicht, er ging am letzten Tage seiner Regierung so gekleidet, wie am ersten, die Armeeuniformen blieben dieselben, auch seine Lakaien und Jäger gingen in dem alten halbhundertjährigen Livréeschnitte. Der Hut des Königs mußte, auch wenn er neu war, im Kopfe so weich gerieben sein, daß er einem alten glich; aus demselben Grunde der Bequemlichkeit ließ er, wie gesagt, seine Kleider lieber ausbessern, als daß er neue anzog; eben so trug er seine Stiefeln, die Husarenkappen

hatten, welche in Runzeln um die Knöchel fielen, niemals neu, ließ sie auch nie wichsen und sie sahen oft, namentlich die Kappen, sehr roth aus. Aber in diesen alten Stiefeln gab er Europa „Gesetze und Aufklärung." Der Tourist Moore, der mit dem Herzog von Hamilton 1775 in Potsdam war, sah in der Kleiderkammer des Königs nur zwei blaue Röcke mit rothen Aufschlägen, das Futter des einen ein wenig zerrissen, — zwei gelbe Westen, ziemlich dicht mit Spaniol bepudert — drei Paar gelbe Hosen — und ein blaues Kleid von Sammet, mit Silber gestickt, für feierliche Gelegenheiten: es mochte ohngefähr zehn Jahre alt sein und hatte noch alle Kräfte der Jugend. Bei seinem Tode hinterließ Friedrich eine Garderobe, die ein Jude in Bausch und Bogen um 400 Thaler kaufte. Es waren nicht mehr als fünf Uniform- und Winterröcke, acht Westen, vier Paar Beinkleider, sechs Paar Stiefeln, zehn Paar weiße und fünf Paar schwarzseidne Strümpfe und sechzehn Hemden und zwar waren diese, weil er ungemein stark und oft transspirirte, in so schlechten Umständen, daß der erste Kammerdiener Schöning ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg mitgeben mußte.

Friedrich's einzige kostbare Liebhaberei waren Dosen. Er hinterließ deren 130 Stück, in denen ein Werth von 1,300,000 Thalern steckte. Jederzeit standen mehrere dieser Dosen auf seinen Tischen. Zwei gefüllte Dosen von ungeheurer Größe — denn er nahm ungeheure Prisen — trug er stets in den Taschen. „Es ist, schreibt der englische Gesandte Harris,

schwer, sich ihm zu nähern, ohne zu niesen.“ Büsching ist der Meinung, daß sich der König das starke Tabacksschnupfen auf seinen Campagnen angewöhnt habe, wo er stets unter den Soldaten ritt, ging und stand, um nicht von der Transspirationsatmosphäre derselben incommodirt zu werden. Ein paar tausend Pfund Spaniol mußten immer vorräthig sein. Dagegen war dem König das Tabacksrauchen von dem Tabackscollegium seines Vaters her ein Greuel.

Je unscheinbarer der König gekleidet ging, desto reicher waren seine Domestiken angethan. Er wählte sie aus, wie die Physiognomie ihm gefiel. Im Anfang hielt er deren über hundert. Die ersten derselben erhielten aber außer Tisch und Wohnung nur monatlich acht bis zehn Thaler, die übrigen nur vier bis sieben Thaler. Friedrich hatte funfzig Pagen, acht Leibpagen, zwölf Hofpagen und dreißig Hofpagen in Berlin, vier Leibjäger, zwölf Hofjäger, zwei bis vier Kammerhusaren, acht Kammerlakaien, zwölf Heyducken, sechs Läufer, zwölf gemeine Lakaien. Später begnügte er sich in Sanssouci mit einer geringen Dienerschaft, hielt nur ein paar s. g. Kammerhusaren, Schöning und Neumann, zwei Kammerlakaien und zwei sehr einfach gekleidete Leibpagen. Er ritt oft bloß von einem Reitknecht begleitet spazieren. Kammerherren und Kammerjunker hielt er gar nicht um seine Person, sie thaten nur bei hohen Festen ihren Dienst.

Die Leibpagen, die im Vorzimmer Wachen hielten, hatten strengen Dienst, der König sorgte aber väterlich für sie. Bekannt sind die beiden Vorfälle

mit Pagen, die er eingeschlafen fand, der eine aus Erschöpfung an Zahnschmerz, den er durch die Scheinordre, auf der Wache sich als Arrestanten anzugeben, curirte und der andre, bei dem der König einen Danksagungsbrief für die überschickten kleinen Ersparnisse von seiner armen Mutter in Pommern fand und dem er eine Goldrolle in die Tasche steckte. Dieser Page, der so ehrlich war, sogleich den Fund der ihm nicht zugehörigen Rolle dem König zu entdecken, war der erst 1835 als Oberst und langjähriger Director der geheimen Kriegskanzlei sechsundsiebzigjährig gestorbene Christian Ernst von Malschitzki.

Mehrere untere Hofbediente in Friedrich's nächster Umgebung hatten sich seiner besonderen Gunst zu erfreuen und waren wichtige Leute. Zu diesen gehörte besonders der frühere Kammerdiener und später zum Geheimen Kämmerier und Ober-Tresorier ernannte von Fredersdorf — es war fast eine der ersten Ernennungen Friedrich's vom September 1740.

Fredersdorf war ein Kaufmannssohn aus Franken und hatte sich dem Handelsstande gewidmet, als er wegen seiner ansehnlichen Länge in die Hände preußischer Werber fiel, er ward Hautboist im Regiment Schwerin.*) Friedrich lernte ihn in Cüstrin während seiner Gefangenschaft kennen und zog ihn an sich, theils wegen seines Flötespiels, theils zu Führung einer geheimen

*) Nach Rödenbeck's Geschichtscalender Friedrich's des Großen war F. ein Stadtmusicussohn aus Garz, das zum Canton des Regiments Schwerin gehörte.

Correspondenz mit seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, durch die er die Fürsprache Oestreichs erwirkte. Er kaufte ihn, sobald er frei geworden war, los und er stieg vom Lakai zum Kammerdiener: Friedrich ließ ihn seine Chatoulle besorgen. Auch in Rheinsberg fungirte er als erster Kammerdiener. Mit der Thronbesteigung ward er Geheimer Kämmerier, Ober-Tresorier und geadelt. Friedrich schenkte ihm darauf vier Güter im Ruppin'schen Kreise in der Mark, ließ ihn 1750 nach Frankreich reisen und verheirathete ihn, freilich aber erst, als Fredersdorf aus Gram gefährlich krank geworden war, mit der reichen Erbtochter des Banquier Dann in Potsdam. Bielefeld beschreibt Fredersdorf 1739 als einen großen, wohlgebildeten Mann, der Feinheit und Verschmitztheit besitze. „Er ist, sagt er, geschmeidig, einnehmend und aufmerksam auf seinen Vortheil, dabei ein Freund des Glanzes. Ich glaube, er ist ganz dazu geeignet, einmal eine Rolle zu spielen."

Aus dem 1834 herausgekommenen, Kaiser Nicolaus von Rußland dedicirten vertraulichen Briefwechsel Friedrich's mit Fredersdorf ist zu ersehen, daß dessen Hauptleidenschaft die Alchemie und nächst ihr die Wunderdoctorei war: Fredersdorf baute ein großes Laboratorium — angeblich in der Friedrichstraße Nr. 210 in Berlin — sein Helfershelfer war ein Mann ominösen Namens, ein gewisser Düsterhaupt. Fredersdorf war immer krank, ging immer in die Bäder und curirte immer an sich herum, er litt am Unterleib und an Steinschmerzen. Der König ließ ihn durch seinen Leibarzt Cothenius

behandeln und war mit wahrhafter Zärtlichkeit um sein Wohlbefinden bedacht. „Gesundheit, schreibt er ihm einmal, ist besser wie alle Schätze der Welt, flege dihr erst das du besser wirst, dann könn wir goldt und Silber machen und Wan du ja quacksalbern wilst So mache lieber Proben mit goldt und Silber als wie mit allerhand verfluchte Medicinen auf deinen Leib, es ist ken Schertz damit und Wen Man einmahl todt ist so Römt keiner der einen wieder aufwäcket. Gott bewahre Dihr. Sei einmal gescheit und nim dihr inacht.“ Und ein andresmal schreibt Friedrich: „wohr Heute gegen Mittag die Sonne Scheint So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dihr gerne sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark Feuer Seindt. ich wünsche von Hertzen das es sich von tage zu tage mit dihr bessern Möhge. gestern habe ich deine Beßerung Celebrirt mit zwei buteillen ungerschen Wein.“

Weiter schreibt Friedrich: „Wenn ich einen Menschen finden könnte, der wirklich im Stande dihr zu Helffen wehre, so Wolte ich ihm von Japon komen lassen“ und noch ein andresmal: „mach doch ein Mahl ein Ende mit die Närsche Quacksalberei rc. Sonsten Crepirste meiner Sehlen aus puren übermuth“ — das man dihr achtzehn jahr alt machen sol das gehet nicht an — glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du alter.“ — „ich Schicke dihr ein Rares Elicksihr das von Teofrasten Pa-

ratzelsis komt, welches mihr und alle die davon genommen haben wunder gethan hat, nim nuhr von dieser Medecin, es leidet aber keine Quacksalberei darnehben sonsten benimt es einen vohr Sein lebe tage die Mänliche Kräfte der Liebe."

Fredersdorf, den Voltaire nur „Friedrich's grand Factotum" zu nennen pflegte, starb während des siebenjährigen Kriegs im Januar 1758.

Nächst Fredersdorf standen in Gunst die beiden „Kammerhusaren" Schöning und Neumann. Sie verrichteten den Dienst als Kammerdiener, wurden später ebenfalls Geheime Kämmeriere, Schöning sogar Geheimer Kriegsrath.

Friedrich war gegen diese treuen Diener, die in ihrer Gattung sehr wichtige Leute waren, oft ungemein zutraulich und gnädig: er sprach über die geheimsten Sachen mit ihnen, wenn er sie darin geprüft hatte, „daß sie schweigen könnten". Er dutzte alle. Auch die Lakaien behandelte er auf diese wohlwollende, zuweilen etwas derbe Weise; manchmal fielen harte Worte, ja noch härtere Stockschläge. Lord Malmesbury, damals englischer Gesandter in Berlin schreibt unterm 7. März 1775: „Niemals war der König übler Laune. Vor wenig Tagen zerschlug er seine Flöte an dem Kopfe eines Kammerhusaren und er ist gegen seine Bedienung sehr freigebig mit Püffen und Fußtritten." Keiner seiner Dienerschaft durfte mit Frauen Umgang haben. Von mehreren seiner Leute ward er arg bestohlen: sie nahmen ihm die Geldrollen weg, die im

Zimmer herum lagen. Er jagte, wenn das herauskam, diese Leute dann weg, oder steckte sie unter die Soldaten. Im Jahre 1775 fiel der Kammerhusar Dresen, derselbe, dessen Malmesbury in seiner eben erwähnten Depesche gedenkt, in Ungnade: nach dem Touristen Moore hatte er den König um mehr als 30,000 Thlr. betrogen. Er sollte nun als Trommelschläger untergesteckt werden. Er bat die Offiziere, die ihn arretirten, bloß in sein an das Cabinet des Königs anstoßendes Zimmer gehen zu dürfen, um sich seinen Hut zu holen. Dies ward gestattet. Er ging hinein, riegelte sofort die Thür hinter sich zu, zog ein Pistol aus der Tasche und schoß sich durch den Kopf. Der König erschrack über den so dicht in seiner Nähe fallenden Schuß, und als man ihm sagte, was vorgefallen sei, bemitleidete er den armen Dresen und meinte, er müsse verrückt gewesen sein. Dresen war der Schatzmeister des Königs für seine Handausgaben gewesen, das viele Geld, das durch seine Hände ging, hatte ihn verführt, sich ein höchst comfortables Haus für die unterschlagnen Gelder einzurichten.

Der neue Kammerhusar, der an Dresen's Stelle trat, schrieb einen Brief an seine Geliebte des Inhalts: „Meine liebe Charlotte, es wird mir nicht möglich sein, heute oder in den nächsten Tagen zu Dir zu kommen, weil ich zu Hause bleiben und den alten Brummbär abwarten muß.“ Unglücklicherweise fiel dieser Brief in die Hände des Bären. Er schickte sofort nach dem Steller desselben und fragte ihn, „ob er schreiben könne?“ „Ein wenig,“ antwortete der

Husar. „So nimm eine Feder und schreib, was ich dir dictire.“ Der König dictirte den schrecklichen Brief, den der Husar gestellt hatte. Er fiel auf die Kniee. „Immer schreib zu,“ erwiederte der König. Friedrich ließ ihn nun noch beischreiben: „Meine liebe Charlotte, jetzt ist es wahrscheinlich, daß mehrere Wochen vergehen werden, ehe ich das Vergnügen haben kann, Dich zu sehen, weil ich mich so eben auf den Weg nach Spandau machen muß.“ Der König unterschrieb den Brief mit der schrecklichen Apostille selbst und schickte ihn ab. Der Husar blieb aber nicht länger auf der Festung, als um ihn recht gründlich in Angst und Furcht zu setzen.

Einer der königlichen Kammerdiener, Glasow, ließ sich im siebenjährigen Kriege von einem Mädchen, das er liebte, wie man sagt, auf Anstiften der Hauptfeindin des Königs, der Königin Josephine von Polen, gebornen Prinzessin von Oestreich verführen, dem König einen Brief aus der Tasche zu ziehen, den man gern haben wollte, ja er soll ihn sogar im Hauptquartier zu Lockwitz bei Dresden im Frühjahr 1757 mit einer Tasse Chocolate haben vergiften wollen. Gewiß ist, daß er auf die Festung Spandau kam: hier starb er ein halbes Jahr darauf.

Eine merkwürdige Figur war des Königs alter Leibkutscher. Er hieß Pfund und hatte Friedrich bereits, als er noch Kronprinz war, gefahren. Pfund fuhr, wie es der König liebte, wie der Sturmwind. Einst aber warf er ihn bei einer solchen rapiden Fahrt um. Friedrich griff schon zum Stocke. Aber der alte

Mann entwaffnete den entzürnten Herrn, ehe er an's Werk schritt, mit den sehr resoluten Worten: „Haben denn Ew. Maj. niemals eine Schlacht verloren?“ Derselbe alte Leibkutscher Pfund wußte auch den Zorn des Königs bei einer andern Gelegenheit sehr geschickt zu beschwichtigen. Als Friedrich's Nichte im Jahre 1767 den Erbstatthalter von Holland heirathete, trug Friedrich seinem Pfund auf, den Leibkutscher des Statthalters und die übrigen Kutscher in einem Gasthofe von Berlin wohl zu tractiren. Das geschah treulichst. Am andern Morgen lief die Rechnung ein. Sie betrug nicht wenig, unter andern waren über hundert Flaschen des feinsten Champagners aufgesetzt. Der alte Fritz war nicht wenig ungehalten. Der alte Pfund erwiederte aber ganz gelassen: „Glauben vielleicht Ihre Maj., daß der Leibkutscher des Erbstatthalters eben so ein armer Teufel ist wie ich? Der Kerl säuft nichts als Champagner. Was sollte ich ihm anders vorsetzen?“ Darauf zahlte der überzeugte König. Von diesem merkwürdigen Leibkutscher ließ sich Friedrich auch, wenn Vorspannpferde gegeben wurden, auf den jährlichen Musterungsreisen stets fahren. Einmal aber, bei einer schlesischen Revue, war Pfund gerade so krank, daß er zu Bette liegen mußte, er hatte Fieber. Der König, der bewundernswürdig seine Leute kannte und genau wußte, was auf sie wirke, schrieb eigenhändig „an seinen lieben Leibkutscher“, daß er diesmal wohl werde die schlesische Revue aufgeben müssen. Als dieser Brief an Pfund's Krankenbett kam und ihm, der gar

nicht selbst lesen konnte, vorgelesen wurde, sprang er vor Freuden sofort aus dem Bette und ward vor Freuden gesund. Er fuhr den König nach Schlesien.

Diese jährlichen Musterungsreisen, die in der Hauptsache einen militairischen Zweck hatten, benutzte Friedrich der Große, um zugleich alle Branchen der Civilverwaltung zu controliren. Hohe und niedere Beamte, Präsidenten und Directoren der Kammern, Landräthe, Amtleute, Schulzen, Forstbediente, jeder auf seiner Stelle mußte, bis auf's kleinste Einzelne Bericht und Auskunft über alle Fragen geben. Eben so zog der König Geschäftsmänner, Kaufleute, ja selbst Bürger und Handwerker und Bauern an sich. Im schlesischen Gebirge sagte er einst den Abgeordneten des Handelsstandes: „Wenden Sie sich nur an mich, ich bin Ihr erster Minister.“ Jeder Unterthan konnte ihm Bittschriften überreichen, auch auf diese verfügte er, wie zu Hause, wenn irgend möglich, jeden Tag sogleich. Er schrieb an Voltaire unterm 13. August 1775: „Ich für meinen Theil suche blos in meinem Lande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu hart scheinen. Jedermann hat Zutritt zu mir, wenn ich die Provinzen durchreise, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder ich lasse sie untersuchen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Existenz ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision hält die Richter in der Aufmerksamkeit und verhütet zu strenge Proce-duren.“ Auf den Reisen bezeigte sich der König sehr

affabel. Am 17. Aug. 1781 wohnte er in Schmiedeberg bei der Wittwe des Kaufmanns Stengel und hatte hier eine lange Unterredung mit Kaufmann Keller aus Landshut, zwei Hoffmännern aus Schmiedeberg und Hirschberg u. s. w. Als er ihnen ein Project zur Ausbreitung ihres Linnenhandels machte und sie dessen Unausführbarkeit darlegten, sagte er: „Nu, nu — es sind nur so Ideen, die ich habe — Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule!“ Auf die Frage des Königs, ob sie hier Steinkohlen hätten, bemerkte man ihm, daß sie von Waldenburg und Gottesberg kämen und daß sie nun auch besser zu transportiren sein würden, wenn der König die Wege vollends durchgängig werde haben bessern lassen. Darauf erwiederte Friedrich lächelnd: „Ich werde Ihren Befehl respectiren, ich bin darum da.“ In Schweidnitz erkundigte sich auf dieser schlesischen Reise der König beim Bäckermeister Friese nach der Structur der eisernen, mit Steinkohlen geheizten Oefen zum Brodbacken.

Auf diesen Reisen des Königs wurde jedes Nachtquartier mit hundert, jedes Speisequartier mit funfzig Thalern bezahlt. War der Wirth in den Dörfern, wo Revue gehalten wurde, ein Edelmann, so bekam er außer den hundert Thalern „Geschenk in's Haus“ wohl noch eine goldne Dose oder einen Ring, 4—500 Thaler an Werth, wie ihn z. B. bei der schlesischen Reise 1781 Baron von Czettritz in Berghof erhielt. Am liebsten verschenkte Friedrich Dosen mit

der Aufschrift: „L'amitié augmente le prix." Während Maria Theresia, wenn sie spazieren fuhr, Ducaten austheilte, hatte Friedrich auf seinen Reisen nach Schlesien nur zwei Thaler in Groschen in der Tasche, die er den schüchternen Bauern zuwarf. Invaliden, Soldaten oder andern armen Leuten ließ er auf Reisen und Spazierritten gewöhnlich acht Groschen reichen.

Vergnügungsreisen und Brunnenreisen waren bei Friedrich dem Großen eine sehr seltene Sache, seine ganze Zeit gehörte den Geschäften des Staats. Im ersten Jahre seiner Regierung soll er, wie Baron Bielefeld erzählt, den Plan gehabt haben, incognito nach Paris zu gehen, er reiste nach Straßburg mit seinem Bruder Wilhelm, der König unter dem Namen eines böhmischen Grafen du Four, der Prinz unter dem eines Grafen Schafgotsch in Begleitung des Kämmerers Fredersdorf, der Obersten von York und von Stille, des Adjutanten von Münchow und des Grafen Algarotti. Friedrich kam am 23. Aug. 1740 in Straßburg an und logirte im Gasthof zum Raben. Er schickte hier sogleich den Wirth mit einem seiner Bedienten auf das vornehmste Kaffeehaus und ließ die hier anwesenden vornehmsten Offiziere zur Abendtafel laden. Drei derselben nahmen es an. Der König war so verbindlich, sein Gespräch so gehaltreich, gefällig und natürlich, daß seine Gäste bald fanden, er habe für einen Deutschen ungemein viel Verstand und spreche vollkommen französisch. Das Souper war sehr belebt, es gefiel den Franzosen besonders ein rosenfarbner Wein, von dem Friedrich ihnen in's

Quartier zu schicken versprach. Um ihrem neuen Freunde alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, stellten sich mehrere der Herren am Morgen zur Chokolate ein. Sie nahmen ihn mit auf den Paradeplatz, bewirtheten ihn und stellten ihn nebst Algarotti dem Marschall von Broglie, Gouverneur von Straßburg vor, als zwei deutsche Cavaliere. Er behielt sie zur Tafel. Erst am dritten Tage ward der König von einem aus preußischen Diensten desertirten Soldaten erkannt. Der Marschall von Broglie respectirte aber sein Incognito, er schickte ihm ein paar Offiziere, welche die Citadelle ihm zeigten. Friedrich besuchte den Marschall hierauf und verweilte eine Stunde in seinem Cabinette. Abends sollte er mit dem Marschall in's Theater fahren, er fuhr aber nach Wesel. Algarotti kam eine Viertelstunde in des Marschalls Loge, fuhr aber dann dem König nach. Von Wesel aus sprach Friedrich am 11. September 1740 zum erstenmale Voltaire auf dem Schlosse Moyland bei Cleve. 1742 machte Friedrich eine Brunnenreise nach Aachen und 1744 und 46 nach Pyrmont. 1755 unternahm er mit ganz geringem Gefolge wieder incognito als reisender Virtuos eine Reise nach Holland und sah Amsterdam. Noch einmal war er 1768 auf einem Besuch bei dem Erbstatthalter von Holland in Loo. Am 25. August 1769 war die berühmte Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. auf dem bischöflichen Schlosse zu Neisse in Schlesien, wo Joseph das berühmte Wort zu Friedrich sagte: „Es giebt für Oestreich kein Schlesien mehr." Mit Friedrich waren der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich

der Markgraf von Anspach und die Generale Seydlitz, Tauentzien, Lentulus u. s. w. Mit dem Kaiser kam sein Schwager Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Oberstallmeister Graf Dietrichstein, der Feldmarschall Lascy, General Loudon u. s. w. Das Jahr darauf machte Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt bei Austerlitz. Er traf hier am 3. September Nachmittags zwei Uhr ein, in seinem Wagen saß ihm gegenüber der Prinz von Preußen, im zweiten Prinz Ferdinand von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und sein Bruder Friedrich im dritten und vierten General Lentulus und die drei Adjutanten. Auf dem Markte angelangt, stieg Friedrich aus dem Wagen, Joseph kam ihm mit seinen Generalen Loudon, Lascy und dem Prinzen von Ligne entgegen und beide Herren umarmten sich auf dem Platze. Der Kaiser geleitete seinen Gast nach seiner Wohnung, nach kurzer Unterredung ging man zur Tafel in des Kaisers Quartier. Die nächsten beiden Tage war Manoeuvre. Um dem Kaiser den Anblick der blauen Uniformen, welche die Oestreicher im Kriege so oft gesehen hatten, zu entziehen, erschien Friedrich hier in der östreichischen Armeefarbe, er trug ein weißes, mit Silber gesticktes Kleid, auch sein Gefolge trug weiße Kleider. Aber der Spaniol, den Friedrich aus der Westentasche schnupfte, ließ sich trotz aller seiner Sorgfalt bei dem weißen Anzuge blicken, er sagte daher scherzend zu dem Prinzen von Ligne: „Ich bin für Sie nicht propre genug, meine Herren, ich bin nicht würdig, Ihre

Farben zu tragen." In Neustadt zeichnete Friedrich Kaunitz und Loudon vorzüglich aus, er nannte letzteren jederzeit Feldmarschall, was er erst acht Jahre später wurde. Als man sich zur Tafel setzte und Loudon noch nicht da war, äußerte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da; — erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe, ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber!"

---

8. Friedrich's Benehmen mit Fremden, Hofleuten und Beamten.

Es hat wohl kaum einen Fürsten gegeben, der auf eine so verbindliche und so geistreiche Weise Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten zu erzeigen wußte, als Friedrich. „Ich kenne," schreibt der englische Gesandte Harris 1776 bei Gelegenheit der Beschreibung der Feierlichkeiten in Berlin während der Anwesenheit des Großfürsten Paul, „keinen Mann, der so die Gabe der Unterredung besäße, wie der König von Preußen, oder der sie so zu gelegener Zeit und so am rechten Orte anzuwenden verstände. Es ist unter den russischen Gästen gewiß nicht Einer, der nicht von der Leutseligkeit und Güte des Königs ganz geblendet nach Petersburg zurückkehrte. Darin besteht ganz eigentlich die Herrlichkeit des Empfangs, denn alle andern Festlichkeiten können dagegen gar nicht in Betracht kommen.

Der König weiß dies und lacht darüber, denn er ist überzeugt, daß bei seinem Rufe und bei den Personen, mit denen er es zu thun hat, ein Lächeln von ihm weit mehr wirkt, als wenn er seinen ganzen Schatz ihnen zu Ehren ausleerte."

So verbindlich und galant Friedrich aber gegen Personen von hohem Stande, wie gegen den Großfürsten, den Kaiser Joseph, den Fürsten Kaunitz, den Prinzen von Ligne und andere Fürsten, mit denen er zusammentraf, oder gegen Personen von Genie und hohem Rufe, wie gegen Voltaire und d'Alembert, den Grafen Algarotti und andre sich bezeigen konnte, so gestreng und barsch behandelte er seine Beamten und Diener. Ganz richtig sagte Voltaire von ihm: „Il est poli et dur comme le marbre." Dem Präsidenten Roden, der Lehrer des Prinzen von Preußen im Finanzfach ward, gestorben 1781, hatte er 1772 die Vermessung des neu acquirirten Westpreußen zum Behuf der Einführung der Contribution aufgetragen. Er traf ihn während der Arbeit in Marienwerder. Er fragte ihn sogleich: „Womit hat er sich so dick gefressen?"

Roden: Es kommt vom vielen Sitzen.

König: Was hat Er vor Füße? Hat Er die Wassersucht?

Roden: Nein, Ihro Maj., sie sind mir von der Reise angelaufen.

König: Herr, Er muß, wie ich Ihm in Potsdam schon gesagt, reiten. Ich gebe Ihm jetzt Gelegenheit dazu. — Wie bald gedenkt Er fertig zu sein?

Roden: Ein halb Jahr wird wenigstens dazu erfordert.

König: Nun, das ist gut ꝛc. — Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er Alles gut und geschwind zu Ende bringt.

Roden: Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ist.

Darauf sagten Se. Maj.: »Mein Herr, ich bin Sein Diener.«

Die geringste auch nur scheinbare Antastung seines königlichen Ansehens sah Friedrich sehr streng an. Ein Landrath in Westpreußen, der noch sehr jung war, berichtete dem König, daß sich in seinem Kreise hätten Heuschrecken in großer Zahl blicken lassen. Der König wollte es nicht glauben. Harmlos oder nicht harmlos überschickte der junge Landrath demselben eine Schachtel mit Luftlöchern, worin die accusirten Insecten in natura befindlich waren. Beim Oeffnen flogen sie im Zimmer umher. Darauf erging folgendes Rescript an die westpreußische Kammer: „S. K. Maj. lassen Dero Kammer hierdurch zu erkennen geben, wie Höchstdero ausdrückliche Willensmeinung dahin gehet, daß von nun an keiner als Landrath angesetzt werden soll, der nicht zum allerwenigsten fünfunddreißig Jahr alt ist ꝛc. sonsten taugen sie nicht dazu und solche Kinder und junge Naseweise wollen Höchstdieselbe schlechterdings nicht zu Landräthen haben“ ꝛc. Potsdam, den 27. September 1779.

Sogar den Leibarzt Zimmermann von Hannover, den er nur temporär in seinen Dienst nahm,

stand Friedrich nicht an, mit der Frage zu erquicken: „Wie viel hat Er schon in die andre Welt gesandt?“ Zimmermann besaß aber Geistesgegenwart genug zu antworten: „Lange nicht so viel als Ew. Maj. und mit lange nicht so vielem Ruhme.“

Friedrich war sehr stark in Sarkasmen und um so stärker dazu aufgelegt, als er gewohnt geworden war, mit dem blanken Stahle seines Geistes an todte Steine, die keine Funken gaben, zu schlagen. Geistreiche Antworten liebte er sehr. Der Marquis Lucchesini verdankte einer solchen Antwort sein Glück am Berliner Hofe. Der König fragte ihn, als er 1779 durch den Abbé Fontana vorgestellt wurde: „Herr, giebt es noch viele solche italienische Marquis, die in der Welt umherreisen und an jedem Hofe die Spione machen?“ „Sire, erwiederte Lucchesini, so viele, als es deutsche Fürsten giebt, die so thöricht sind solchen Elenden Orden zu ertheilen.“ Darauf ward der Marquis als Kammerherr, Lektor und Bibliothekar mit 2000 Thalern Gehalt angestellt. Der Breslauer Domherr, Abbé Bastiani, der alljährlich zum Besuch nach Potsdam kam, gab dem König einmal eine vortreffliche Replik. Friedrich stellte dem Abbé ihn verspottend, die Tiare in Aussicht und fragte ihn: „Wie wird Se. Heiligkeit mich empfangen?“ Bastiani entgegnete: „Qu'on fasse entrer l'aigle noir, je dirai Sire, aigle tout puissant! Couvre moi de tes ailes, mais épargne moi tes coups de bec!“ Von dem Moment an, wo Bastiani diese unvergleichliche Repartie gegeben hatte, erquickte

der König ihn nie wieder mit Stachelreden, sondern behandelte ihn mit der höchsten Freundlichkeit. Bastiani blieb nie eine Antwort schuldig. Als einst ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser, der auf die Tafel gesetzt worden war, trotz aller Mühe des Hofconditors nicht springen wollte und während des Essens unvermuthet sprang, fragte der König den Abbé: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, so würde man es für ein Mirakel erklärt haben?“ Ruhig erwiederte Bastiani: „In Ew. Maj. Gegenwart schwerlich.“

Eben so gestreng und barsch und herbe sarkastisch als Friedrich mit seinen Beamten und Hofumgebungen mündlich verfuhr, lauteten auch seine berühmten eigenhändigen Marginalresolutionen auf verschiedentlich ihm eingereichte Eingaben, die ihm nicht zu Sinne standen. Gleich im ersten Monat seiner Regierung, am 24. Juni 1740 erhielt das General-Directorium auf einen Bericht mit Anschlag auf 195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zur Reparatur des Weges zwischen Rheinsberg und Ruppin folgende Bescheidung: „wen die anderen anschläge der Dohmänen Cameren so ridicul wie dießer seindt, so meritiren die Kriegs Rähte wekgejaget zu werden, den die Reparation ist gantz und gar nicht nöthig, ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs Camer vohr ein großes Best halten umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr beßer bekannt ist bei der Nahße Krigen Wollen. Das Directorium mus sich Schlecht von die Sache informihren, um Solchem un nöhtige

reparations anzubringen, sie werden wohl baldt 100,000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs fordern."

Das General-Directorium sammelte diesen Bescheid und die reichlich nachkommenden in die s. g. „Nasenspinde", um sie der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Hofleute, Diplomaten, Offiziere, auch Damen erhielten auf ihre Supplike um Gehalte, Urlaub u. s. w. sehr derbe Bescheide. Es hieß öfters: „Dummes Zeug!" „Ist nicht klug!" u. s. w. Auf ein Gesuch des alten Kammerherrn der Königin, Baron von Müller, im Jahre 1764, das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen, schrieb der König: „was er da Machen wil, er wirdt, was er noch übrig hat dort verspilen und wie ein bettler zurück Kommen." Müller war ein Mann, der 25,000 Thaler Renten hatte, aber allerdings alles verspielte. Er kam nochmals ein. Darauf erfolgte der Marginalbescheid: „er Kan zum Teufel gehen." Der Generalmajor von Rothkirch bat um eine Präbende für eine seiner Töchter 1779. Friedrich erwiederte: „es seynd dreißig bis vierzig anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens Machen, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin." Ein verabschiedeter Major bat um eine erledigte Kriegsrathsstelle 1765; Friedrich resolvirte: „das währe den Bok zum gertner gemacht." Stellenjäger wurden sehr beschämend abgefertigt. So hieß es an einen Sieur de Keith 1747: Je viens d'apprendre par votre lettre que vous ambitionnez le

poste dans la chasse, que feu le Comte Schwerin a eu. J'en suis effectivement surpris, sachant que vous n'êtes aucunement au fait de ce métier que vous n'avez jamais appris et je crois que vous seriez en peine de dire dans quelle saison on doit couper un arbre." Eben so verbat sich der König unnütze Schreibereien seiner Diplomaten. Auf des in Frankfurt beim oberrheinischen Kreise accreditirten Gesandten Geheimen Rath von Brandt Anzeige 1765, daß der hessische Geheime Rath von Moser eine Audienz beim Kurfürsten von Mainz gehabt habe, expectorirte sich Friedrich in folgender Randbemerkung: „er Schreibet den Teufel ein ohr ab er Sol nicht Schreiben als wan es der mühe Wehrt ist." Darauf übersandte derselbe Geheime Rath von Brandt eine Liquidation von Porto-Auslagen an 113 Thaler und bat um allergnädigste Anweisung. Friedrich rescribirt ad marginem: „ich werde ihm Kein geldt zu Schreiben Schicken, den er Schreibet Sich die Finger ab; er Sol schreiben was Nöthig ist und nicht So vihl unnützes Zeuch bar er mihr mit behelliget." 1763 bat der Generalmajor von Kleist, das Bad gebrauchen zu dürfen; Friedrich beschied: Keine Naredein von Bäder er Sol nicht „haßeliren". Auf das gleiche Gesuch des Cornet von Oertzen, eine Badereise nach Carlsbad zu Wiederherstellung seines Gehörs machen zu dürfen im Jahre 1765, erfolgte der Bescheid: „das Carels baht Kan nichts vohr die ohren." Der Graf von Lippe-Detmold bat 1764 um Berücksichtigung der Stadt Lippstadt beim Verkauf von Festungsgrundstücken.

Friedrich resolvirte: „Wague antwort Östreicher Stillus, das nichts bedeutet.“ Ein Oberauditeur zeigte 1766 bei Gelegenheit der Ernennung eines andern Oberauditeurs zum Generalauditeur an, daß er ältester Oberauditeur sei und bereits dreißig Jahre diene. Ihm diente zur Antwort: „ich habe ein Haufen alte Mauleself im Stal die lange den Dienst machen aber nicht das Sie Stalmeisters werden.“ Einen sehr starken Bescheid erhielt der Gemahl einer Fräulein Haßlingen, Generalmajor Prinz Franz Adolf von Anhalt-Bernburg auf seine Beschwerde 1765, „daß seine Heirath von seinen Stiefbrüdern aus einer successiven Begierde noch immer für eine Mesaillance ausgegeben würde, weshalb der König ihm Hülfe schaffen solle. Er schrieb die Worte an den Rand: „Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ Die verw. von Hake bat 1766 um Erlaubniß, Taffet und Linnen in einer Lotterie von 2500 Loosen ausspielen zu dürfen. Darauf Friedrich: „ob sie Meinet das ich so Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr gestochen haben umb mit Taft die Contrebande zu Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbesonnenen bitten verschonen den ich würde sehr üble opinion von ihr haben.“

Je älter der König wurde, desto gestrenger wurde er. Im bairischen Erbfolgekriege hatte er sich überzeugen müssen, daß die Kriegs-Commissarien über die Gebühr stahlen. Nach den „Vertrauten Briefen“ eines Zeitgenossen schrieb Friedrich damals an den schlesischen

Minister Hoym ungefähr Folgendes: Ihr habt mir andere rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerls stehlen just, wie die Raben. Dabei könnt ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie wie die Krammetsvögel aufhängen lassen." Im Jahr 1784, zwei Jahre vor seinem Tode war er mit dem Manövre der schlesischen Infanterie sehr unzufrieden. Generalinspector dieser Truppen war der General Bogislav Friedrich von Tauentzien, der berühmte Vertheidiger von Breslau im siebenjährigen Kriege, der als Loudon, der mit 50,000 Mann kam, ihn aufgefordert hatte, die Stadt die er mit 3000 vertheidigte, zu übergeben, sonst werde man auch das Kind im Mutterleibe nicht schonen", geantwortet hatte: „Nun, ich bin nicht guter Hoffnung und meine Soldaten sind es auch nicht." Tauentzien, seit 1761 Ritter des schwarzen Adlerordens, schon vierundsiebzig Jahr alt, erhielt unterm 7. September 1784 folgendes Schreiben: „Mein lieber General v. Tauentzien. Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch und jetzt will ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt und wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen mache, könnten die Regimenter nicht schlechter sein ꝛc. Beim Manövre machte Schwarz den unverzeihlichen Fehler, bei Neisse die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die

Armee durch Besetzung der Anhöhe zu decken, marschirte mit seiner Division wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernst gewesen, die feindliche Cavalerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit festsetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme mit den unwissenden Generals manövriret und ihnen dabei weiset, was ihre Pflicht ist. Das Regiment von Arnim und das Garnisonregiment von Kanitz macht den Feind und wer alsdann seine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den lasse ich Kriegsgericht halten &c.

Selbst fürstliches Geblüt mußte die herbsten Worte hören. Als der Erbprinz von Braunschweig im bairischen Erbfolgekriege bei Hohenelb in Böhmen einen großen Fehler machte, ritt der König wüthend auf ihn zu und schrie ihn an: „Prinz, wissen Sie wohl, daß Sie ein dummer Teufel sind? Prinz oder nicht, Sie müssen Ordre pariren oder das — — —" „Der Herzog, sagen die vertrauten Briefe, stand blaß, wie Kalk an der Wand."

9. Friedrich's Aufklärungstendenzen. Die Religionsspötterei: Scene mit dem alten Ziethen. Glaube an Astrologie und Wahrsagekunst, Alchemie, glückliche und unglückliche Tage. Verhältniß zum Freimaurer-Orden. Geheime Polizei: Auftritt mit dem Hamburger Meyer.

Friedrich's Hauptsorge durch sein ganzes Leben hindurch war die Aufklärung seiner Staaten. Er schrieb darüber unterm 16. September 1770 an Voltaire: „Das ist meine Hauptbeschäftigung, daß ich in den Ländern, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre und die Sitten cultivire und die Leute so glücklich zu machen suche, als die menschliche Natur es erlaubt und die Mittel, die ich darauf wenden kann, es gestatten." Moses Mendelssohn schrieb im Septemberheft 1784 der Berliner Monatsschrift von Biester zum erstenmal über den Begriff der Aufklärung, worauf der Königsberger Philosoph im December desselben Jahres in demselben Journal mit seinem so berühmt gewordenen Aufsatz: „Was ist Aufklärung?" folgte.

„Aufklärung, sagt Kant in diesem Aufsatz, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muths liegt, sich

seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verstands zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." Funfzehn Jahre später setzte Kant in seinen Vermischten Schriften zu dieser Erkärung hinzu: „Nur ein einziger Herr in der Welt, Friedrich sagt: „Raisonnirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht! — In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs."

Friedrich hatte sich durch die Geschichte belehrt, daß das Haupthinderniß der Aufklärung zeither die Priesterherrschaft und die Schultheologie gewesen sei. Er hatte es mit Bestimmtheit erkannt, daß bis auf seine Zeit herab in beiden herrschenden Kirchen, sowohl in der katholischen, als in der protestantischen, die stolze Hierarchie und die blinde Orthodoxie das Licht verdunkelt, die Liebe in Haß und Verfolgungssucht verkehret, die Geister in Fesseln geschlagen, die freie Entwicklung der Erforschung der Wahrheit gehindert hatten. Er schämte sich, unter seinem Volke, namentlich unter den Bauern, noch so viel Barbarei und Rohheit, so viel Verdummung und thörichte Beschränktheit antreffen zu müssen. Der Zelotismus, der geistliche Hochmuth und die Scheinheiligkeit der graduirten Priester, ihre langen geistlosen Predigten, ihre salbadernden Katechismusübungen, waren ihm ein Greuel, er nannte sie in seiner derben Sprache „pietistische Kerle, evangelische Jesuiten, intriguante Pfaffen, Schekers, Mucker", er verfolgte sie in seinen Schriften und selbst in Cabinetsbescheiden mit seinem

herbsten Witze und Spotte. Er machte es sich zum Gesetz, ihnen die angemaßte Herrschaft über das Volk abzudringen und sie auf ihren ursprünglichen und wahren Standpunkt als Lehrer des Volks zurückzustellen. Ebenso arbeitete er dem todten und öden Wort- und Formel-Christenthum, der orthodoxen Schul-Theologie, die ihm seine eigene Jugend so verleidet hatte, entgegen; um die breite schwülstige Pedanterie, den steifleinenen Schlendrian dieser Schul-Theologie auszutreiben, ließ er die freie Forschung zu und führte eine vernünftige Preßfreiheit in seinen Staaten ein. Die Toleranz und die Gewissensfreiheit, welche die beiden protestantischen Staaten Holland und England so groß und blühend gemacht hatten, machte er auch in seinem Staate zum festen Principe, er erkannte die Stellung Preußens in voller Klarheit, daß es der Hort des Protestantismus in Deutschland sein müsse. Von der Zeit an, wo er den siebenjährigen Krieg als einen Krieg zur Vertheidigung der protestantischen Religion darstellte, hatte Friedrich jederzeit diese große und mächtige Rücksicht im Auge. Er sicherte in Cassel, er sicherte in Stuttgart die Fortdauer der protestantischen Religion. Sein Heiliger war der „St. Humanus".

Das ist die Lichtseite des Friedrich'schen Aufklärungssystems — auf die Schattenseite wird später zurückzukommen sein. Kaum hatte Friedrich den Thron bestiegen, so ließ er unterm 22. Juni 1740 in einer Marginalverordnung folgende Weisung an den Minister des geistlichen Departements ergehen: „Die Religionen Müsen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal

nuhr das Auge darauf haben, das keiner den andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden.“ Zehn Jahre darauf erließ er unterm 4. October 1750 eine Instruction für das lutherische Oberconsistorium, worin § 6. anbefohlen wird, dahin zu sehen: „daß das Wort Gottes von den Geistlichen rein und lauter gepredigt werde.“ Neunundzwanzig Jahre später endlich, gegen Ende seiner Regierung erließ er unterm 5. September 1779 an den geistlichen Minister von Zedlitz die berühmte Cabinetsordre, worin stand: „daß die Schuhlmeister aufm Lande die religion und die moral den jungen Leuten lernen ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste und weit besser wie die katholische; darum müssen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten.“

Den Unterschied in der Richtung und dem Geiste der drei christlichen Hauptconfessionen drückte Friedrich einmal sehr geistreich gegen den Cardinalbischof von Breslau Grafen Zinzendorf (Sohn des bekannten östreichischen Premiers) bei einem Hochamte daselbst in den Worten aus: „Die Calvinisten behandeln Gott als ihren Diener, die Lutheraner als ihres Gleichen, die Katholiken aber als ihren Gott.“

Friedrich's Maxime der Religion als König gegenüber war die, die er im sechsundzwanzigsten Capitel seines Antimacchiavelli aussprach: „die weltliche

Regierung mit Kraft empor halten, jedermann Gewissensfreiheit gewähren, stets König sein und nie den Priester machen." Friedrich glaubte, daß alle Menschen von Gottes Gnaden seien, was sie seien, deßhalb legte er auf die Worte: „Von Gottes Gnaden" in seinem Königs-Titel keinen Werth. Auf den Münzen wurden kurz nach Anfang der Regierung Friedrich's die Worte D. G. Dei gratia, nicht gebraucht, daher die wenigen Thaler und Friedrichsd'or, die diesen Beisatz haben, von Münzsammlern theuer bezahlt werden. Die Münzen des großen Königs hatten die Umschrift: „Fridericus Borussorum Rex." Seine Patente und Edicte aber enthielten stets die Worte „Von Gottes Gnaden." Und eben so brauchte er die königliche Formel am Schlusse der Briefe: „Sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde." Die alte pedantische Aufschrift in den Eingaben an ihn: „Allerdurchlauchtigster König, Allergnädigster König und Herr" verbat er sich aber. Er nannte sich in seinen Briefen nicht „Wir", sondern „Ich." Auch den Titel „Majestät" verbat er sich in den Kirchengebeten. Dagegen erklärte er sich in dem „Versuche über die Regierungsformen und über die Pflichten der Fürsten" vom Jahre 1777, den er 1781 drucken ließ, für „den ersten Diener des Staats und wer um des Genusses willen sein edles Amt versäume, das Wohl des Volks zu fördern, für unnütz auf dem Throne und eines Verbrechens schuldig." Er nannte sich in einem Briefe an de Launay vom 16. März 1766: „l'Advocat

des pauvres." Sein Neffe, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, machte ihm einst, als er mit ihm zur Revue nach Preußen reiste, die Bemerkung, daß die Religion doch eine starke Stütze der Auctorität der Fürsten sei. Friedrich erwiederte: „Mir genügen Ordnung und Gesetze. Blinder Gehorsam ist nur für Tyrannen, wahre Fürsten brauchen nur einen vernünftigen und motivirten Gehorsam." Durch eine ausdrückliche Cabinetsordre vom 30. August 1783 verbot er das Niederfallen gemeiner Leute auf die Erde, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben oder auch bei anderer Gelegenheit, „denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das so thun, ohne dabei niederzufallen" — die Cabinetsordre ging aus Breslau ans Oberconsistorium daselbst — der König war eben auf der Jahresreise in dem sonst östreichischen Schlesien.

Die Hauptstelle, worin Friedrich seine tiefe Hochachtung gegen den sittlichen Kern des Christenthums und damit seine innerste Herzensmeinung ausgesprochen hat, findet sich in dem Examen critique du systeme de la nature des Baron von Holbach, welche Schrift der König mit einem Briefe vom 18. October 1770 seinem Freunde d'Alembert übersandte. Er sagt da: „Wie kann der Baron von Holbach mit Wahrheit sagen, die christliche Religion sei die Ursache von den Uebeln des Menschengeschlechts? Er hätte, um sich richtiger auszudrücken, sagen sollen, Stolz und Eigennutz der Menschen gebrauchen diese Religion zum

Vorwande, die Welt zu beunruhigen und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen. — Wäre auch im ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch, so muß man doch gestehen, daß auch diese wenigen Worte die Quintessenz der ganzen christlichen Moral in sich begreifen. Hat nicht Christus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Liebe und Humanität gepredigt? Man sollte auch auf das Gesetz und nicht auf den Mißbrauch desselben zurückgehen und nicht die Vorschrift mit der Ausübung verwechseln, noch die wahre christliche Moral mit der, die die Pfaffen herabgewürdigt haben. — Läßt man das Dogma des Fatalismus zu, so giebt es weiter keine Moral, keine Tugend und das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft bricht zusammen."

Friedrich der Große hatte eine äußerst schlechte Meinung von den Theologen. Viel Grund zu dieser Ansicht hatte ihm der pietistische Professor Joachim Lange zu Halle gegeben. Als dieser 1738 in Berlin war, um Friedrich's Vater abzuhalten, Wolf wieder zurückzurufen und beim König speiste, mußte er zwischen dem König und dem Kronprinzen sitzen: er mißfiel demselben aufs Höchste wegen seines ungeschlachten Betragens an der Tafel. Als Friedrich König geworden war, mußten die Hallischen Theologen des Königs Abneigung entgelten. Unterm 31. Januar 1745 bat die Universität in Halle um Abschaffung der Comödianten daselbst: sie stellten vor, die Studenten hätten sich im

Theater geprügelt. Der König ertheilte die Marginalresolution: „Das ist das geistliche Mukerpack schuldt dran. sie Sollen Spillen und Hr. Francke (August Gotthilf, der Sohn des berühmten Hermann August) oder wie der Schurke heisset, Sol darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstelung eine öfentliche Reparation zu thun, und mihr Sol der atest vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist.“ Am 19. Februar berichtet das Generaldirectorium, daß des Königs Befehl expedirt sei. Der König schrieb wieder an den Rand: „ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und Mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Auctorität einräumen.“

Die Priesterherrschaft hob Friedrich unterm 31. Mai 1746 auf, indem er durch eine Cabinetsordre aus Pyrmont, der das Edict vom 20. Juni 1746 folgte, die öffentliche Kirchenbuße abschaffte, als die mehr zum Aergerniß und zur Erbitterung, wie zur Besserung diene. Unterm 27. März 1747 erging das Verbot an die Geistlichen, eigenmächtig Jemand vom Abendmahl auszuschließen. Unterm 18. Mai 1781 sagt der König in einer Cabinetsordre: „Die Herren Priester oder Katheder-redner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht als die übers Volk herrschen.“ Friedrich entzog den Geistlichen auch die Aufsicht über die Schulen.

Als Prof. Sulzer 1773 einkam, dem Amte eines Visitators beim Schulrath des Joachimsthalischen Gymnasiums enthoben zu werden und man den Hofprediger Noltenius vorschlug, schrieb er an den Rand: „keinen Pfafen, das komt nichts mit heraus, Merian wirdt Sich dazu Schicken.“ 1771 ward der Abt Hähn zu Klosterbergen bei Magdeburg entfernt auf eine Marginalresolution des Königs zu einem Bericht des Ministers von Münchhausen vom 11. Juni 1770: „Der Abt Tauget nichts Man Mus Einen andern in die Stelle haben Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.“ Director Fromman aus Coburg erhielt die Stelle, man nannte ihn, um mit dem Namen nicht anzustoßen, statt Fromman: Frohman. Der König genehmigte die Wahl mit den Worten: „guht, wo er nuhr kein Muker ist.“

Friedrich duldete alle religiöse Sekten in seinen Staaten. Er schrieb an Voltaire 13. Septbr. 1766: „Ich selbst, nun mein Glaube ist lau, dulde die ganze Welt, vorausgesetzt, daß man auch mich duldet. Ich bekümmere mich nicht darum, was andre für Ueberzeugungen haben.“ In diesem Geiste tolerirte und schützte er die Katholiken in Schlesien, erlaubte ihnen den Bau der Hedwigkirche in Berlin, die 1773 eingeweiht wurde, nahm die Brüdergemeinden unterm 25. December 1742 in Schlesien auf und stellte sie mit ihren Bischöfen ohne Dazwischenkunft eines Consistoriums unmittelbar unter seinen Schutz. Eben so nahm er die Hussiten, die Schwenkfelder, die böhmischen

Brüder und die Mennoniten in allen seinen Staaten auf. Bei der Wahl der Prediger war es Hauptmaxime des Königs, den Gemeinden vollkommene Freiheit zu lassen, er untersagte dem geistlichen Departement und dem Oberconsistorium, sie darin zu behindern. Eine Rand-Resolution vom 20. November 1772 befahl an: „Guhte mores ist das erste vohr ein Dorf prister und wan er die Bauern gefält, so mus man Sie nicht chicaniren." Eben so lautete ein Cabinetsbefehl vom 17. Juli 1784: „S. K. Maj. wollten den Gemeinden gar nicht verwehren, wenn sie den einen Prediger lieber haben wollen, wie den andern, daß sie sich den wählen, zu den sie das meiste Vertrauen haben, denn er prediget vor sie. Nur muß das ein ordentlicher Mensch sein, gegen dessen Leben und Wandel nichts zu sagen ist." Einen der stärksten Beweise, daß der König die seltene Kunst besaß, Menschen zu gewinnen, legte er in Schlesien ab, wo nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Einwohner ihm treu blieben, der Abt zu Camenz rettete ihn vor der Schlacht von Hohenfriedberg 1745 sogar aus der Gefahr, gefangen zu werden. Friedrich hatte eine Einladung von dem Abt angenommen, zum Jahrestag der Schlacht von Czaslau 17. Mai einem Hochamte beizuwohnen; nach dem Hochamt ward der König in einer Gartenlaube köstlich bewirthet. Es gefiel ihm, er kam wieder zum Besuche. Die Oestreicher erfuhren es und sandten dem Abt eine Aufforderung zu, den König einmal bis zum Abend aufzuhalten, um ihn dann zu überfallen. Sobald der Abt das Schreiben

erhalten hatte, theilte er es dem Könige mit, der sogleich fliehen wollte. Allein die Panduren waren schon da; der Abt rettete den König, indem er ihn in eine Mönchskutte steckte und Messe lesen ließ. Als die Panduren ins Kloster drangen, fanden sie die Klerisei beschäftigt, die Stätte mit dem Weihwedel zu reinigen, die der Ketzer entheiligt. Friedrich schrieb 5. Jannar 1746 auf den Neujahrswunsch des Abts: „ich halte mein Gelübte und Schicke ihm portzelen, Champagner Wein und Stoff zum pontificiren." Der König war so artig, den Jesuiten zu Glatz ein Kleid vom reichsten Stoff für ihre Madonna zu schicken, nachdem das Gelübde der Gräfin Grünne, Gemahlin eines Stabsoffiziers der östreichischen Besatzung vergeblich gewesen war, ein schönes Kleid der H. Jungfrau bei den Jesuiten zu schenken, wenn die Belagerung aufgehoben werde. Die Jesuiten waren entzückt, kamen in Prozession, sich bei dem König zu bedanken und zeigten allen Fremden das herrliche Kleid als ein herrliches Denkmal der gottseligen Gesinnungen des Monarchen. Als die Jesuiten von allen europäischen Ländern ausgeschlossen, als sie sogar vom Papst aufgehoben wurden, duldete sie Friedrich wie das Parlament von England und Catharine von Rußland in Schlesien und Cleve fort. Er überließ sogar den Jesuiten ihre Erziehungshäuser noch ferner, freilich nur aus dem Grunde, weil man gefunden hatte, daß die Güter dieser Häuser, wenn sie aufgehoben würden, zu dem Unterrichtszwecke nicht zureichen würden. Es schwebten die Reichthümer der Jesuiten vor Augen.

Da diese unsichtbar blieben, wurden ihre Schulen 1781 aufgehoben. 1776 schon hatten sie den Ordenshabit ausziehen müssen. Nur für die Juden war Friedrich, wie er sich einmal ausdrückte, „nicht sehr portirt“, er wollte sie nicht vermehrt haben, nur wer 10,000 Thlr. Vermögen besaß, hatte Hoffnung, den Aufenthalt in Preußen verstattet zu erhalten. Die Juden wurden auf Handel und Fabriken beschränkt. Jeder Jude, der sich verheirathete, mußte nach Friedrich's eigenthümlicher Vorschrift für 300 Thaler Porzellan aus der königlichen Manufactur kaufen, er verließ sich darauf, daß die Juden es verkaufen und so die Manufactur im Ausland bekannt machen würden.

Friedrich hatte in seiner Armee viele altkirchliche Generale, wie die bekannten Ziethen, Schwerin, Fouqué und Schmettau, Christoph Ludwig von Stille, Cuirassiergeneral, Wilhelm Sebastian von Belling, Husarengeneral, Friedrich Christoph von Saldern, Commandant von Magdeburg, und Moller; viele von seinen nächsten Umgangsgenossen und Freunden waren eifrige Katholiken, wie der Marquis d'Argens, der Graf Rothenburg, der Hauptbeförderer des Baues der katholischen Kirche in Berlin, der Graf Algarotti und der Abbé Bastiani, Domherr in Breslau. Das Heer war, so lange es zumeist aus Landeskindern bestand, in den ersten schlesischen Kriegen und im Anfang des siebenjährigen durchaus kirchlich gestimmt; es machte einen feierlich erhabenen Eindruck, als nach dem Siege bei Leuthen 1757 ein Soldat, als das Heer auf dem mit

Verwundeten und Leichen bedeckten Schlachtfelde die Nacht über stehen blieb, laut und langsam das Lied: „Nun danket alle Gott" zu singen anfing. Die Spielleute mit den Instrumenten fielen ein und in einer Minute sang das ganze Heer das herrliche Lob- und Danklied mit. Der König selbst mußte es bitter beklagen, daß später, als er gezwungen war, aus aller Orten aufgegriffenen Leuten sein Heer wieder vollzählig zu machen, dieser alte fromme Geist nicht mehr anzutreffen war. Bei den Feldlazarethen mußte überall ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher vorhanden sein, um die Kranken zu besuchen und die Sterbenden mit dem letzten Troste der Kirche zu erquicken. Die Siegesfeste wurden jederzeit feierlich begangen, die Infanterie schloß einen Kreis, schoß Victoria und sang: „Eine feste Burg ist unser Gott", der Feldprediger hielt eine Rede und das Te Deum ward mit Trompeten und Pauken abgesungen.

Als ein Hauptmittel, die Toleranz und die Bildung überhaupt zu fördern, gebrauchte Friedrich die Rede- und Preßfreiheit in seinen Staaten. Selbst im Politischen bestand eine bedeutende Redefreiheit. „Nichts befremdete mich, schreibt der englische Tourist Moore 1775, Anfangs, als ich nach Berlin kam, so sehr, als die Freimüthigkeit, womit viele Leute von den Maßregeln der Regierung und dem Betragen des Königs sprechen. Ich habe politische Sachen und andere, die ich für für noch kitzlicher gehalten hätte, hier eben so frei und ungescheut, als in einem Londoner Kaffeehause behandeln hören." In publicis, im Politischen durfte

aber nach einer Verordnung vom 21. März 1741 nichts ohne Erlaubniß des auswärtigen Ministeriums gedruckt werden. Doch fiel auch hier dem Engländer auf, wie in den Buchläden zu Berlin die neulich herausgekommene Schrift über die Theilung Polens, „worin der König gar nicht geschont wird, ohne Schwierigkeit zu haben war, eben so andere Schriften, worin einige der vornehmsten Personen mit aller Bitterkeit der Satyre angegriffen werden.“ Friedrich, meint Moore, stützte sich auf seine Bajonette, „er behält, sagt er, die Macht, über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen nach Gutdünken zu verfügen und verstattet ihnen dafür die volle Freiheit, sich über sein Betragen mit Glossen und Späßen die Zeit zu vertreiben.“ Friedrich selbst schrieb über die Satyre „Le partage de Pologne en sept dialogues en forme de Drame“ an Voltaire 1. März 1775: „Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen“ und am 26. März 1775: „Mazarin sagte: „Mögen die Franzosen singen, wenn sie mich nur schalten und walten lassen.“ Im Reinwissenschaftlichen gab Friedrich die Presse so frei, daß Alles, was nicht „gottlose und ärgerliche Bücher“ waren, wie es im Befehl vom 3. April 1743 heißt, gedruckt werden durfte. Den 11. Mai 1749 erschien das allgemeine Censur-Edict Friedrich's, das bis zu seinem Tode in Kraft blieb. Es hieß darin § 10.: „Bei dieser vorgeschriebenen Censur ist Unsre Allergnädigste Absicht jedoch keines-

wegs dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich Demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist."

Von Friedrich an datirt nun die Entwicklung der s. g. liberalen Ideen durch die Presse, eine ähnliche Entwicklung, wie sie in England durch die Deisten, in Frankreich durch den Philantropismus stattgefunden hatte. Die Wissenschaften erhielten dadurch einen mächtigen Schwung. Die Freiheit laut zu denken wurde ein Haupthebel der Bildung; Friedrich gebrauchte sie sehr geschickt, um sich dadurch in der öffentlichen Meinung gegen minder aufgeklärte Cabinette, namentlich das östreichische, einen mächtigen Verbündeten zu erwerben. An die Spitze der Aufklärungsbewegung trat der Buchhändler Nicolai in Berlin, der sehr gut beim König stand und den er wiederholt zu sich kommen ließ: am 5. Januar 1785 unterhielt er sich einmal mit ihm anderthalb Stunden. Nicolai war Buchhändler und Buchschreiber: er gab mehrere Romane, eine historische Beschreibung von Berlin und Potsdam und ein Reisewerk über Deutschland heraus. Sein Haus gehörte zu den ersten, einigermaßen offnen Bürgerhäusern — nebst dem des Criminalisten Klein und dem des Generalchirurgus Görcke. Nicolai stiftete schon seit 1759 mit Lessing und Moses Mendelssohn die Literaturbriefe, das erste freisinnige, geistvolle und gründliche kritische Blatt in Deutschland, 1765 löste sie die berühmte Allgemeine deutsche

Bibliothek ab, die sich bis auf die Wöllner'sche Periode erhielt und in ihren 225 Bänden unermeßlichen Einfluß auf die deutsche Bildung verschaffte, indem die ersten Gelehrten von ganz Deutschland als Mitarbeiter gewonnen wurden. Berlin wurde nun der Sitz einer eignen Literatur. Als Philosophen glänzten vor Allen der berühmte Jude Moses Mendelssohn, geboren 1729 zu Dessau, erst Commis in einer Seidenhandlung in Berlin, dann Disponent derselben, gestorben 1786, kurz vor dem König und Ziethen, 4. Januar in seinem Hause, Spandauerstraße n. 68, welches das erste Haus in Berlin war, das allen Gelehrten und namentlich den gelehrten Fremden offen stand. Demnächst Engel, der Autor des Fürstenspiegels, Gouverneur Friedrich Wilhelm's III., der Aesthetiker und Kritiker Sulzer und der Philosoph Merian, Schwiegersohn Jordan's, beide Schweizer und dem König sehr werth, die Prediger Teller und Spalding, der Dichter Ramler. Als Schulmänner zeichneten sich aus: Büsching, der Schöpfer der neueren Geographie, Moritz, ein Liebling Goethe's, und Meierotto; an der Bibliothek standen der Antikenkenner Stosch und der Psycholog Biester, früher Privatsecretair des Ministers von Zedlitz, Herausgeber der Berliner Monatsschrift. Die Ernennung Winkelmann's in Rom, der zum Bibliothekar von Quintus Icilius 1765 empfohlen wurde, scheiterte, weil der König ihm nur 1000 Thlr. statt 2000, um die Winkelmann gebeten, geben wollte, und die Heyne's in Göttingen, den 1770 Münchhausen vorschlug,

weil Heyne des Französischen nicht mächtig war: der König schrieb an den Rand des Berichts: „ich will keinen Pedanten haben.“ In Breslau lebte Garve, der Uebersetzer der Pflichten des Cicero, mit dem der König oft verkehrte, wenn er in Schlesien war. Der größte Gelehrte aber unter Friedrich war der berühmte Philosoph Kant in Königsberg, der 1781, fünf Jahre vor Friedrich's Tode, mit seiner Kritik der reinen Vernunft der Socrates der neueren Philosophie ward.

Bis jetzt ist die Lichtseite der Friedrich'schen Aufklärungsperiode dargestellt worden — es darf aber nun auch ihre Schattenseite nicht verschwiegen werden. Das Aufklärungssystem Friedrich's war von wesentlichen und schweren Mißständen begleitet. Es war eine Opposition des Verstandes gegen die Einfalt, des hellen, aber auch übermüthigen und sogar frechen Verstandes gegen die rohe, aber fromme Einfalt. Der Geist wurde emancipirt, aber den Sitten kam diese Emancipation vorerst nicht sehr zu Gute. Eingestandnermaßen setzte sich in der preußischen Hauptstadt ein Ton der Frivolität und Liederlichkeit fest, der sehr traurige Consequenzen hatte und in letzter Folge das Unglück von 1806 nach sich zog. Dies Urtheil gab der sybaritische Gentz kurz vor diesem Unglück in einem Briefe an Joh. v. Müller am 21. April 1806: „Eigentlich nenne ich Friedrich II. le plus grand et le plus immoral des hommes de son temps und klage ihn als den Urheber alles Unglücks an vor Welt und Nachwelt.“ Und Müller schrieb ihm zurück: „Ihr Urtheil

über Friedrich's Immoralität nehme ich keinen Augenblick Anstand auch zu unterschreiben. In dem Gefühl seiner Größe hielt er die Moral des Staatsrechts für einen Behelf, den er nicht brauche und sein Spott auch darüber hat unendlich geschadet."

Unterm 25. August 1769 schrieb Lessing aus Hamburg an Nicolai: „In dem französirten Berlin reducirt sich die Freiheit, zu denken und zu schreiben auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen, als man will, zu Markte zu bringen und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen. Lassen Sie es einmal einen in Berlin versuchen, über andere Dinge so frei zu schreiben, als Sonnenfels in Wien geschrieben hat, lassen Sie es ihn versuchen, dem vornehmen Hofpöbel so die Wahrheit zu sagen, als dieser sie ihm gesagt hat; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sclavischste Land in Europa ist. Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit, zu denken und zu schreiben ja nichts!" Aehnliche starke Aeußerungen über Berlin finden sich mehrfach in Lessing's Briefwechsel. Unterm 1. Februar 1767 schreibt er vor seinem Abgang nach Hamburg: „Was hätte ich auf der verzweifelten Galeere (in Berlin) zu suchen?" Und 6. November 1768 aus Hamburg an Ramler: „Sie sind krank

gewesen? Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles, was man da sieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen.“ Lessing hatte sich in seinen jüngeren Jahren lange in Berlin und Potsdam aufgehalten, namentlich in der Zeit von 1748—1755 und wieder von 1758—1760. 1760 war er als Secretair des General Tauentzien, des Gouverneurs von Breslau, nach Breslau gegangen und hatte hier sechs Jahre gelebt; von da ging er wieder fast auf ein Jahr, bis zum Februar 1767, nach Berlin, von da nach Hamburg und zuletzt 1770 an die Bibliothek nach Wolfenbüttel.

1770 erschien dem Grafen Alfieri der preußische Staat „wie eine ununterbrochene Wachtstube und die vielen Tausende bezahlter Satelliten, die einzige Basis der willkürlichen Gewalt,“ verdoppelten seinen Haß gegen das abscheuliche Soldatenhandwerk. Er vermißte Thätigkeit, Industrie und Handelsverkehr, Dinge, aus denen ein gewisses, allgemeines Wohlsein entspringt, das den Ankömmling beim ersten Anblick einnimmt; er dankte dem Himmel, daß er ihn nicht habe als Friedrich's Sclaven geboren werden lassen und verließ Berlin, die große preußische Caserne, mit dem ihr gebührenden Abscheu.

„Hinsichtlich der Annehmlichkeiten des geselligen Lebens“, schreibt der englische Gesandte Lord Malmesbury 1772, „kann es keinen schlechtern Ort geben, als Berlin. Berlin ist eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich übersetzen will, es weder vir fortis nec femina casta giebt. Eine totale Sittenverderbniß

beherrscht beide Geschlechter aller Classen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise theils durch die von dem jetzigen König ausgehenden Bedrückungen, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham, als aus Mangel an etwas Anderm so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen ganz unbekannte Gegenstände. Alles was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann, ist, daß das Beispiel einer irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und geselligen Pflichten, womit ihr König ihnen vorangeht, in Verbindung mit dem Glück bei allen seinen Unternehmungen und der Achtung, die ihm ganz Europa zollt, ihr bessres Urtheil abgestumpft und ihnen das Laster in einem zu günstigen Licht gezeigt hat.“ Johann Georg Forster, der zu Anfang des Jahres 1779 fünf Wochen lang in Berlin war, urtheilte in gleicher Weise: „Ich habe, schreibt er an Jacobi, mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte sagen Gefräßigkeit — freie aufgeklärte Denkungsart — in

freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen sollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig, wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen, wie andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen und mit offnen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am Besten gefallen. Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen. Engel, ein launiges, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochonder. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Person. Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn — heiter und theilnehmend noch bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen. — Die Frauen allgemein verderbt. — Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alle, bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch angebetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig und wunderlich an ihm ist,

schlechterdings als vortrefflich und übermenschlich pronirt werden muß."

Einsichtig war Friedrich genug, den schlechten Geist, der in Berlin und Potsdam herrschte, zu sehen. Es ist bekannt, daß er in seinen späteren Jahren oft gesagt hat: „Die Berliner taugen nichts." Als 1765 ein Maurergesell um das freie Meisterrecht in Berlin bat, resolvirte er: „wohr er nicht faul wie die berliner Seindt ist." Und als die Potsdamer 1764 um Unterstützung bei Bezahlung von östreichischer Contribution baten: „ich werde das liderliche Gesindel nicht einen groschen geben Sie Mögen Sehen wie Sie die Schulden betzahlen Könen."

Schlecht, falsch, unbillig und wunderlich war allerdings Manches an dem so großen König. Friedrich konnte es namentlich nicht über sich gewinnen, der beißenden, sarkastischen französischen Spott-Philosophie Voltaire's nicht den Zügel schießen zu lassen. Er begnügte sich nicht bloß, über seinen eignen schwachen Glauben sich zu beklagen, er verspottete auch den starken Glauben bei Andern. Seinen Witz über die seinem Verstande nicht einleuchtenden Mysterien der Religion vermochte er nicht zu unterdrücken, so herbe auch das Gefühl bei wirklich frommen und einfältigen Leuten dadurch verletzt werden mußte. Eben so wenig konnte er seiner Herr werden, Bibelstellen auf eine zwar sehr geistreiche aber doch sehr leichtfertige und deshalb nicht immer seiner würdige und edle Weise anzuwenden. Seine Marginalresolutionen in geistlichen Angelegenheiten sind classisch. Schon unterm 2. Sept.

1740, ein Vierteljahr nach seiner Thronbesteigung kam eine. Die Prediger hatten dringend ersucht, ihnen ihr Deputatgetreide wieder in natura verabfolgen zu lassen, Friedrich's Vater hatte es für den Scheffel Roggen und Gerste auf zwölf Groschen, für Hafer auf acht Groschen gesetzt. Friedrich resolvirte: „Nein es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber Prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von dißer Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodtKorn gekrigt und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden."

Als der Hofprediger Cochius zu Potsdam 1771 um eine Stelle beim Dom zu Berlin bat, resolvirte er: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dießer Welt So müsen die prediger auch denken, denn predigen Sie Nach Ihren Thodt im Duhm von Neuen Jerusallem." Eben so resolvirte er auf ein Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um jährliche 150 Thlr. Pension, da er von 186 Thaler Tractement nicht leben könne 1765: „Die aposteln Seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst gepredigt, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle güther in der Welt vohr nichts ansehen muß." Auf das Gesuch eines Landraths um Schadenvergütung beim Cüstriner Bombardement im siebenjährigen Kriege vom

Jahre 1766 hieß es: „am jüngsten Tag Krigt ein jeder alles Wieder was er in dießen Leben verlohren hat. Und eben so auf das Gesuch eines Berliner Weinhändlers wegen bei der russischen Invasion weggeführtem Weine 1773: „Warum nicht auch Was er bei der sündfluht gelitten Wo seine keller auch unter wasser gestanden.“ Bei einer Kirche in Potsdam gefiel dem König die Façade nicht, er ließ sie umändern, aber so, daß der Kirche dadurch im Sommer etwas Licht benommen wurde. Der Pfarrer und die Gemeinde machten Vorstellungen dagegen, er beschied sie mit dem Bibelspruch: „Selig sind die nicht sehen und doch glauben.“ Den unerbittlichen Vertheidigern der Ewigkeit der Höllenstrafen ließ er insinuiren: „que puisqu'ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait très bon que le diable ne s'en fit faute.“ Im siebenjährigen Kriege hatten die östreichischen Husaren vom Putkammer'schen Regiment die Preußischen vom Natzmer'schen Regiment mit dem Spottnamen: Schaafe, lächerlich gemacht, weil dieses Natzmer'sche Regiment weiße Pelze zur Uniform hatte mit hellblauen Dollmans. Die „Schaafe“ säbelten bei der ersten Affaire fast das ganze östreichische Regiment ohne Pardon zu geben, nieder. Der gefangene General Putkammer beklagte sich deshalb bei dem König. Friedrich fragte ihn, ob er die Bibel gelesen habe. Als Putkammer es bejahte, fuhr Friedrich fort: „Nun da wird er sich's erklären können, denn da steht: „Seht

Euch vor vor denen, die in Schaafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!" Als 1780 das Berliner Consistorium ein neues aufgeklärtes nnd vernüchtertes Gesangbuch einführen wollte, baten die vier Berliner Gemeinden ihr altes Gesangbuch vom Hofprediger Porst behalten zu dürfen. Der König ließ ihnen einen beifälligen Bescheid ertheilen, schrieb aber noch eigenhändig darunter: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder" oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr. Aber, die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden." Virgil in der Aeneide IV. 522—528 und Statius Silvarum v. 4. hatten freilich ganz eben so wie Paul Gerhard von der Ruhe der Wälder &c. gesungen, aber den König empörte die Art, wie der Liederbuchstreit geführt wurde und wie die Geistlichen dabei ihre geheimen hierarchischen Zwecke im Auge hatten. „Das Volk", schreibt er am 13. April 1781 an d'Alembert, „schreit über Ketzerei, ohne zu wissen warum, die Priester wurden eifersüchtig über einander und wollten sich schon in den Bann thun" u. s. w. Er rief bei diesem Gesangbuchsstreite aus: „Mon Dieu! Bêtes vous me les avez données et bêtes je vous les rends!" Gleiche Gefühle erweckte bei ihm der Perrückenstreit der Geistlichen und der Zopfkampf derselben. Eine besondere Vorliebe hatte Friedrich zu dem Breslauer Domcapitular, dem oben als

Liebhaber der Frau von Troussel genannten Grafen Philipp Gotthard Schaffgotsch, einem geistreichen aber ungläubigen und höchst frivolen und lüsternen Herrn. Nach dem Tode des Cardinalbischofs Sinzendorf, Sohn des östreichischen Staatskanzlers — der nicht weniger ein Weltmann gewesen war — wollte ihn Friedrich 1747 zum Bischof von Breslau befördern: das Domkapitel machte aber Einwendungen und verschrie ihn hart beim Volke. In der Schaffgotsch'schen Hauscapelle war ein hochverehrtes Crucifix, das seit Alters gar wenig Haare trug. Insgeheim ließ ihm ein vom König wohlbestallter Friseur von sechs zu sechs Wochen die Haare wachsen. Dieses Wunder schlug durch. Auch der päpstliche Stuhl, der lange sich gesträubt hatte, gab nach: der Nuntius in Warschau, Cardinal Archinto, Erzbischof von Nicäa in partibus führte Schaffgotsch in Breslau ein. Nach der Schlacht bei Collin verläugnete der Undankbare aber seinen Wohlthäter, den König, verschrie ihn als einen Tyrannen gegen die allein selig machende Kirche und trat den erhaltenen schwarzen Adlerorden mit Füßen. Selbst die östreichischen Generale kehrten ihm den Rücken. In Prag, in Wien, sogar in Rom ward er mit Verachtung behandelt. Nach dem Frieden kehrte er zurück, es ward ihm Oppeln als Aufenthaltsort und eine mäßige Summe zum Unterhalt angewiesen. Das Capitel, das früher gegen ihn gewesen, bat 1761 wegen Verbesserung seiner Revenuen. Friedrich gab die Resolution eigenhändig: „er Mus Seine Schulden betzalen. Ein Bischof mus ohnsträflich Seindt" Der Bischof Schaffgotsch starb 1795.

Friedrich ließ auch bei Andern in Wort und Schrift die beißende, sarkastische, französische Spott-Philosophie Voltaire's gewähren. Preußen, namentlich Berlin wurde das Elysium der Freigeister. Gleichzeitig ging von der Universität Halle der s. g. Neuglaube aus. Professor Semler bewirkte diese natürliche Reaction gegen die hohle unduldsame Frömmigkeit der Pietistenpartei mittelst des Princips der freien Forschung. Noch ärger und gröber und seichter trat Bahrdt, der ebenfalls in Halle lebte, auf, der geradezu die Offenbarung auf den gemeinen Menschenverstand zurückführen wollte. Es entstand eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern. Das Beispiel von oben wirkte ungeheuer. Es ward förmlich guter Ton, nichts mehr zu glauben, sondern zu philosophiren. Tausende, die keine Zeile von Voltaire gelesen hatten, verehrten ihn gutmüthig, wie einen neuen Apostel der Wahrheit. Die Unterrichteten aber, die es wußten, daß Voltaire am 24. Juli 1763 an d'Alembert geschrieben hatte: „Fünf oder sechs Männer von Geist, wie wir, werden doch im Stande sein, das Christenthum zu stürzen, wie die zwölf Lumpen, von denen es gegründet worden ist“ — diese Unterrichteten schwiegen.

Mit der Frivolität ging die Entnervung durch Unsittlichkeit Hand in Hand. Friedrich behandelte auch diesen Punkt mit leichtem Spotte. Ein Hoffräulein hatte einen Fehltritt begangen, den die Oberhofmeisterin, Frau von Camas für eine Wassersucht hielt. Als sie ihren großen Irrthum gewahr ward, klagte sie sich

selbst beim König an und erbat sich Verhaltungsbefehle. Es war im Jahre 1760, während des siebenjährigen Krieges. Er antwortete ihr: „In Wahrheit meine liebe Mama, Sie sind eine erfahrene Frau und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie eine Wassersucht so haarscharf unterscheiden können. Ich, mit den Schwächen unsrer Gattung sehr nachsichtig, hebe nicht den ersten Stein gegen Hof- und Ehrenfräuleins auf, welche Kinder bekommen. Das ist ein sehr gewöhnliches Ereigniß, es giebt keinen Hof, kein Kloster, wo es nicht vorfällt. Die Damen pflanzen ihre Art fort, statt daß die bärbeißigen Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich gestehe Ihnen, daß ich die zu zärtlichen Temperamente mehr liebe, als die Keuschheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zanksüchtigen Frauen, die im Grunde boshaft und unheilstiftend sind. Man erziehe das Kind mit Sorgfalt, entehre nicht eine Familie und entferne ohne Aufsehen und Aergerniß das arme Mädchen vom Hofe und schone ihres Rufes so viel als möglich."

Die leichte, galante, französische Philosophie brachte in Verbindung mit der hohen Meinung, die viele Philosophen von sich hatten, die weit nicht mit den übrigen herrlichen und tüchtigen Eigenschaften des großen Königs begabt waren, den schlechten Geist in Preußen hervor, der schon von von Bülow, dem berühmten Autor des neuen Kriegssystems vor dem Unglück von 1806 dasselbe voraussehen ließ. Er schrieb: „Die Ursache der Ignoranz liegt größtentheils im Atheismus

und in der Demoralisation, welche die Regierung Friedrich's II. zur Folge hatte. Die so laut gepriesene Aufklärung in den preußischen Staaten besteht nur in einer Abklärung von aller Kraft." Wie der König später der französischen Frivolität abgeneigt war, zeigt eine Marginalresolution vom Jahre 1777, wo ein Franzose um eine Stelle bat. Sie lautete: „ich Wil keine Frantzosen Mehr, sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen." Zu lange aber hatten sie schon in Berlin den Ton angegeben.

Eine merkwürdige Stelle über die Sittenumwandlung in Preußen enthält ein anonymes Werk, das wegen der Censur ungedruckt blieb: „Geschichte des preußischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft," das Börne recensirte: der Recension ward von der Censur das Imprimatur im Jahre 1820 zu Frankfurt ebenfalls verweigert. Die betreffende Stelle und die Recension finden sich am Schlusse des zweiten Bandes der nachgelassenen Schriften von Börne.

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrich's erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedre Einfalt wich allmälig der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrath, nette Kleidung und üppige Tafeln, und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder

Weine. Die Kirchen Sonntags wurden leerer, die Lustörter voller. In der Erziehung entstand Verzärtelung, im Leben Gleichgültigkeit für Tugend und guten Ruf. Der Abstand zwischen den Geschlechtern, die den strengen Sitten getreu blieben, und denen, die dem Strome der Mode folgten, ward jährlich auffallender und die Klage über den Verlust der guten alten Zeit nicht blos von Greisen geführt.

Auch in diese Erscheinung floß als Ursache der König ein. Seine entschiedene Vorliebe für die Franzosen und die Gesellschaften, die er aus ihnen wählte, bereitete der feineren und üppigeren Lebensweise dieses Volkes überall leichteren Eingang. Sein, wenn nicht verschwenderischer doch glänzender Hofstaat, der so unmittelbar an des Vaters bürgerliche Haushaltung sich anschloß, schien für die übrigen Stände eine Aufforderung oder doch eine stille Erlaubniß, nicht zu weit hinter dem Herrscher zurückzubleiben und die Feste und Schauspiele, die er veranstaltete, wurden auf mehr denn eine Weise verführerisch. Viel schadete ferner die Besteuerung fremder Waaren, die zum Betrug lockte, die Menge und darum karge Besoldung der Staatsbedienten und die Nachsicht gegen Ehescheidung, Unkeuschheit und selbst unnatürliche Wollust. Wie endlich jeder Krieg, der feindliche Heere in's Land bringt, durch Verarmung vieler und Bereicherung einzelner das Laster herbeiführt und mehr oder minder der Sittlichkeit Bande löst, so auch der siebenjährige. In eben dem Maaße, in welchem er die kräftigen Tugenden stählte, schwächte er die sanfteren und erfüllte

das Volk zugleich mit jener zuversichtlichen Einbildung und der Verachtung anderer, die ihm später vielfach geschadet hat, weil es sich zueignete, was dem großen Manne, der es leitete, zukam.

Die wichtigste Veränderung im Gebiete der Wissenschaften, die ganz eigentlich in den preußischen Landen ihren Anfang nahm, traf jedoch das kirchliche Lehrgebäude, dessen Wahrheit und Wichtigkeit hier mit vielem Freimuth geprüft und bestritten ward, ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn die eisernden Neuerer des Heiligen vorsichtiger geschont und mehr gesorgt hätten, den Geist der irrenden Rechtgläubigkeit kaltblütig zu beschwören, als gewaltsam zu bannen."

Eine Warnung und herbe Zurechtweisung wegen der Religionsspötterei empfing der König von seinem alten Ziethen, aber es war zu spät, sie zu benutzen. Das Uebel war eingerissen und die Reinigung konnte erst nach bittrer Strafe erfolgen.

Friedrich sah nach glücklich beendigtem siebenjährigen Kriege unter seinen Tischgenossen vorzüglich gern den alten General von Ziethen, bis derselbe, nachdem er 1764 im fünfundsechzigsten Jahre noch ein Fräulein von Platen geheirathet und Söhne und Töchter erzeugt, siebenundachtzig Jahr alt, am 26. Jan. 1786, kurz vor dem König zu seinen Vätern versammelt ward. Ziethen war so beliebt, daß der König in der letzten Zeit, wenn er nach Berlin kam, fast nur immer seine Schwester Amalie unter den Linden und den alten Waffenfreund in seinem Hause, Kochstraße n. 62, besuchte; noch am Neujahrstage 1785 hatte er ihn

hier besucht und am ersten Weihnachtsfeiertage 1785 war die Scene, die Chodowiecky durch seinen Kupferstich verherrlicht hat: „Mein lieber alter Papa Ziethen, setze er sich doch.“ Ziethen mußte, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei dem Könige an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagsessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahle zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bleibe, er dürfte sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.

Als Ziethen das nächstemal wieder in Sanssouci zur königlichen Tafel erschien und die Unterredung bald, wie gewöhnlich einen geistreichen, heitern Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?“ Ein lautes höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen aber schüttelte sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem König sich gebeugt, richtete er mit lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„E. K. Maj. wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch

heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren E. Maj. diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!"

Die Tafelgesellschaft war todtenstill geworden. Der König war sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen!"

Kein Mensch hatte den Muth, ein Wort weiter zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenngleich erst in der Mitte derselben auf und gab das Zeichen zur Entlassung. Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet."

„Zu verschiednen andern unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes, wie Friedrich, schreibt der

englische Gesandte James Harris unterm 11. März 1775, gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeihung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er Jemandem, der bei seinem Lever in Trauerkleidern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dies deutet so klar auf einen Hang zum Aberglauben, daß, obschon ich für die Wahrheit der Geschichte mit dem sächsischen Wahrsager nicht einstehen mag, sie doch hinreichend wahrscheinlich ist, um wenigstens der Gegenstand der Curiosität zu werden."

Bekannt ist, daß der König von dem General Tauentzien Alles genau aufschreiben ließ, was ein schlesischer Wahrsager, Lucas, der im Laufe des siebenjährigen Kriegs aufstand, vom Gang der Kriegsereignisse vorhergesagt hatte. Auch die Prophezeihungen des Bruders von Lehnin, des ältesten Brandenburger Propheten, wurden wieder hervorgesucht und fleißig gelesen und gedeutet.

Ueber diesen Glauben an Astrologie und Wahrsagerkunst — den er bekanntlich mit dem letzten größten Manne unsrer Geschichte theilte — erklärte sich der König selbst gegen seinen Freund, den Minister Julius August Friedrich Baron von der Horst,

der in den letzten sechs Jahren des Königs nebst Bastiani, Lucchesini, dem Bischof von Ermeland Grabowsky und dem Lübecker Stadtcommandanten Graf Chazot zur Gesellschaft in Potsdam gehörte. Friedrich sagte ihm: „Da ich überzeugt bin, daß man auf ganz vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdeckt, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten, so machte ich alle mir mögliche Untersuchungen. Alle, die sich für Astrologen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten (dévins de village) ließ ich um Rath fragen: denn über solche Dinge erfährt man nichts, weder von Cathedern noch Kanzeln. Der Erfolg aber war, daß ich überall nichts fand, als Alteweibermährchen und Unsinn!“

Eben so erklärte sich Friedrich gegen den Minister von der Horst über Goldmacherei: „Fredersdorf glaubte fest daran und ließ sich mit Alchemisten in Potsdam ein. Bald verbreitete sich das Gerücht über die ganze Garnison und es gab keinen Fähndrich, der nicht hoffte durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen. Windige und betrügerische Adepten schlichen von allen Ecken und unter allerlei Gestalt nach Potsdam. Aus Sachsen kam eine Frau von Pfuel mit zwei sehr schönen Töchtern; diese trieben das Handwerk kunstmäßig, und junge Leute zumal hielten sie für große Prophetinnen. Ich wollte dem Ding mit Gewalt steuern, aber es gelang mir nicht. Man erbot sich, in meiner Gegenwart alle nur erdenkliche Proben zu machen und mich durch den Augenschein zu überzeugen.

Dies hielt ich für das beste Mittel, die Thorheit aufzudecken und also ließ ich diese Alchemistinnen unter genauer Aufsicht arbeiten. Gold in die Tiegel zu werfen und anderer grober Betrug konnte nicht gelingen; aber dennoch machte Frau von Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß ich alle Versuche erlauben mußte und daß es mir am Ende weit über die 10,000 Thaler kostete, die ich dazu bestimmt hatte."

Der große König hatte entschiedene Sympathien und Antipathien. So ist bekannt, daß er nur die zu Kammerdienern annahm, deren Physiognomien ihm gefielen. Loudon's widerwärtige Physiognomie und rothe Haare waren allein Schuld, daß er ihn nicht in Dienst nahm. Er sah die stets mit Mißtrauen an, die seine Windspiele nicht mochten: er glaubte, diese Thiere hätten den Instinct, ihm anzuzeigen, ob Jemand, der in seine Nähe kam, es ehrlich mit ihm meine oder nicht.

Friedrich scheint auch gewisse Tage für glückliche und andere für unglückliche gehalten zu haben. Als am 4. October 1767 die Schwester des Prinzen von Preußen mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. sich vermählte, soll der König den Bräutigam gefragt haben, an welchem Tage die Hochzeit sein solle, Sonntags oder Dienstags — mit dem Zusatze: „nur nicht am Montag, denn dieser Tag ist nicht günstig, zum wenigsten habe ich an einem Montage niemals eine Bataille gewonnen." Der Statthalter wählte darauf den Sonntag. Er selbst, Friedrich, machte

sich über diese Montagsscheu beim alten Dessauer lustig in einem Briefe an Voltaire vom 29. Juni 1771 und noch mehr in einem Briefe an d'Alembert vom 13. Mai 1771 über „die Boutonomanie," das an den Knöpfen Abzählen eines Herzogs von Mecklenburg, den er gekannt habe. Im Kalender auf 1779 mußten auf königlichen Befehl zum erstenmale „die Aspecten," die Angabe der Tage, wo „gut Aderlassen, Haarabschneiden" u. s. w. vorzunehmen sei, überhaupt aller rother Druck weggelassen werden — es war die Zeit des baierischen Erbfolgekriegs, wo die protestantische Aufklärung gegen den katholischen Aberglauben mit zu Felde ziehen mußte.

Sehr fest sprach der König seine Meinung über das, was dem Menschen angeboren ist, in einem Briefe an d'Alembert vom 13. August 1777, aus: „Die Menschen haben bei ihrer Geburt einen unauslöschlichen Charakter an sich; die Erziehung kann Kenntnisse verschaffen, dem Zögling Schaam über seine Fehler einflößen — nie wird sie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt und jedes Individuum trägt den Urstoff seiner Handlungen in sich."

Von der Hoffnung, durch den Freimaurerorden das, was die Kirche nicht hatte erreichen können, allgemeine Glückseligkeit der Menschen durch Tugend, herzustellen, kam Friedrich frühzeitig zurück. Er war schon als Kronprinz 1738 Freimaurer geworden. Er machte damals eine Reise mit seinem Vater nach Wesel und man besuchte von da aus den Prinzen von Oranien in Loo. Bei Tafel kam das Gespräch auf den

Orden. Friedrich Wilhelm äußerte sich gegen ihn, während der mit anwesende regierende Graf Albert Wolfgang von Lippe-Bückeburg die Maurerei eifrig in Schutz nahm. Der Graf war in England dem Orden beigetreten. Nach aufgehobener Tafel gab Friedrich ihm seine Absicht zu erkennen, in eine Gesellschaft, die so wahrheitsliebende Männer zu ihren Mitgliedern zähle, aufgenommen zu werden. Es erfolgte nun die Aufnahme Friedrich's auf der Rückkehr zu Braunschweig, wo gerade Messe war, in aller Stille, ohne Vorwissen des Vaters. Der Graf von Lippe ließ aus Hamburg, wo damals die einzige Loge in Deutschland „zur Weintraube" war mit dem Ordensgeräthe, den Baron von Oberg, als Meister vom Stuhle, Baron von Bielefeld und den Herrn von Löwen und aus Hannover den Grafen von Kielmannsegge und den Baron von Alten kommen, Rabon, Kammerdiener des Grafen machte den dienenden Bruder, die Nacht vom 14. zum 15. August ward zur Einweihung Friedrich's bestimmt. Sie erfolgte im Gasthofe „zum Schloß Salzdahlum." Friedrich erschien in Begleitung des Grafen von Wartensleben, Hauptmanns im großen Potsdamschen Regimente, und bat sich ausdrücklich aus, daß alle übliche Proben, wie bei jedem Andern, mit ihm vorgenommen werden möchten. Die Ceremonie dauerte bis Morgens nach vier Uhr. Unmittelbar darauf reisten die fremden Maurer wieder ab, um nicht den Zorn des Königs Friedrich Wilhelm auf sich zu ziehen. Bei seiner Rückkehr stiftete Friedrich

eine Loge zu Rheinsberg, von der er selbst Meister vom Stuhle wurde, die Zahl der darin Aufgenommenen war aber sehr beschränkt und bestand nur aus den genauesten Vertrauten. Alle Logenversammlungen wurden, so lange Friedrich Wilhelm lebte, ganz im Verborgenen gehalten. Gleich nach seiner Thronbesteigung erklärte sich Friedrich öffentlich als Maurer und gab den Wunsch zu erkennen, in Berlin eine Loge zu stiften. Der Baron von Bielefeld und der Geheime Rath Jordan übernahmen die Sache. Schon am 11. Juni 1740 hielt der König zu Charlottenburg eine prachtvolle Loge, wobei er selbst den Meisterstuhl einnahm und an welcher außerdem noch Baron Kayserling, Knobelsdorf, Fredersdorf, die Grafen Wartensleben und Truchseß, der Capitain und Page von Möllendorf und Herr von Quais Theil nahmen. Im Juli wurden Prinz Wilhelm, Friedrich's Bruder, der Markgraf Carl und der Herzog von Holstein-Beck aufgenommen. Am 13. September 1740 kam die neue Berliner Loge Aux trois globes in der Brüderstraße zu Stande, im Hôtel de Mongobert, der nachherigen Stadt Paris, in der Brüderstraße n. 39, einem der ersten Gasthöfe von Berlin; sie ward dann nach dem großen Beer'schen Hause in der Leipziger Straße verlegt, dem Hause, wo Meyerbeer geboren wurde. Bei der Stiftung war der König zwar nicht zugegen, erklärte sich aber zum Großmeister. Er ist nie im Hôtel de Mongobert erschienen. In einer Hof-Loge, die er in seinen Zimmern im Berliner Schlosse hielt, nahm er seinen Schwager, den Mark-

grafen von Baireuth, selbst in den Orden auf, noch im Herbst 1740. Seit Ausbruch des schlesischen Krieges hörte er auf, den Hammer zu führen, doch mußte die Loge zu den drei Weltkugeln in allen zweifelhaften Fällen bei ihm anfragen und seine Entscheidung abwarten. Am 24. Juni 1744 erklärte sie sich zur Mutterloge und nahm den Titel: Große Königliche Mutterloge an, sie stiftete 1754 und 1755 die beiden Berliner Töchterlogen Concorde und Royale York de l'Amitié: diese letztere ward als französische Loge gestiftet, arbeitete in französischer Sprache und erhielt den Namen, weil der Herzog von York ihr Mitglied war. Erst später, als der König sich nicht mehr mit dem Großmeisterthume befaßte, nahm die Mutterloge aux trois globes in Folge eines Vertrags mit der großen Loge in London den Namen: Große Nationalmutterloge der preußischen Staaten an, die unterm 16. Juli 1774 von Friedrich bestätigt wurde. Der König legte den Hammer nieder, als im Jahre 1748 sich der General von Wallrave, ebenfalls ein Maurer, der Betrügerei und Landesverrätherei schuldig gemacht hatte: er kam auf die Festung Magdeburg, wo er 1773 starb. Kurz vor dem siebenjährigen Kriege trat Friedrich ganz aus, verbot auch seinen Staatsministern, die dem Orden angehörten, die Logen ferner zu besuchen. Der Austritt des Königs erfolgte gerade zu einer Zeit, als die Logen und Geheimnisse der Freimaurer zu Gaukeleien und Betrügereien gemißbraucht zu werden anfingen. Anfang August 1757 (nach der Colliner Niederlage) erhielt der König einen Brief,

darin ihm die deutschen Freimaurer als „dem größten und mächtigsten Protector deutscher und besonders protestantischer Nation ihre Hülfe anboten“: unterzeichnet war der Brief mit „Die Commission habenden Glieder des Ordens.“ Der König sandte die Mystification an das auswärtige Departement, wo sie ad acta gelegt wurde. Friedrich's Nachfolger als Großmeister waren: Baron Bielefeld; als dieser 1755 nach seinem Gute in Altenburg ging, Markgraf Carl und nach dessen Tode 1764 der joviale Prinz Friedrich von Braunschweig-Oels, der 1805 starb. 1777 schenkte Friedrich der Loge sein Bildniß mit einem sehr huldvollen Schreiben an Prinz Friedrich, seinen Neffen, als Großmeister; er bat zugleich in diesem Schreiben die Versammlung der Weisen, wie er die Maurer nannte, daß, wenn sie für das Bild keinen Raum im Saale ihres Lokals haben sollten, so möchten sie ihm einen Platz im Garten als Vogelscheuche anweisen. Eigenhändig hatte der König unter das Schreiben die Apostille gesetzt: „Vous allez donc, mon cher neveu devenir le grand Prieur des Franc-maçons à Berlin, comme le Prince Ferdinand (de Brunswic) l'est dans le Saint Empire Romain.“ Friedrich gab zwei Urtheile über die Maurerei, die seine große spätere Abneigung gegen dieselbe bezeugen. Er schrieb an d'Alembert unterm 18. Mai 1782: „Wissen Sie, daß die Freimaurer in ihren Logen eine Religionssekte stiften, die, und das ist viel gesagt: noch abgeschmackter ist, als die andern bekannten Sekten?“ Und gegen den hannöverschen Arzt Ritter von Zimmermann

äußerte er kurz vor seinem Tode, am 2. Juli 1786: „Alchemie und Theurgie haben ihren Ursprung in der Freimaurerei: ich verlache alle diese Thorheiten.“

An die Stelle der romantischen Jugendidee von der Völkerbeglückung aus dem Schooße geheimer Verbindungen heraus, trat bei Friedrich die weit praktischere, daß man die Leute durch ein streng gehandhabtes Regiment gouverniren und namentlich die s. g. große Gesellschaft fortdauernd überwachen müsse, damit sie dem Souverain des Staats nicht über den Kopf wachse. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte Friedrich nicht nur eine Polizei in seiner Hauptstadt, die schon seit 1693 her datirte und an deren Spitze lange Zeit unter ihm als Chef der Stadtpräsident Carl David Kircheisen stand, der Vater des Justizministers unter Friedrich Wilhelm III., der 1770, sechsundsechzig Jahr alt, starb, und dem der Regiments-Auditeur Philippi folgte, sondern auch eine geheime Polizei. Er gebrauchte zu derselben gewandte und gescheite junge Männer, welche der europäischen Hauptsprachen mächtig waren.

Der Hamburger Meyer, später Bibliothekar in Göttingen und deutscher Sprachmeister der englischen Prinzen, die daselbst studirten, berichtet in seinen Briefen, die 1817 herausgekommen sind, daß ihm ebenfalls ein solcher Posten habe anvertraut werden sollen. Zu seiner größten Verwunderung seien, als er auf eine allgemeine Einladung des Königs nach Berlin gekommen, am andern Morgen nach seiner Ankunft der Polizeiminister, ein anderer Minister und

außerdem noch mehrere Große des Hofs bei ihm erschienen, um ihm ihren Besuch abzustatten. Meyer wußte sich das nicht zu erklären. Um Mittag ward er nach Sanssouci zum König geholt, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch eine Hinterthür eingeführt. Der König empfing ihn sehr freundlich und machte ihm sofort die Offerte, in seine Dienste und zwar dergestalt einzutreten, daß er nur die vornehme Gesellschaft frequentiren und berichten solle, was er da höre. Meyer aber, der den Vorschlag für seine Individualität und seinen Geschmack nicht passend fand, lehnte den Vertrauensposten, zu dem der große König ihn ausersehen hatte, ab.

---

10. Friedrich's des Großen größtes Verdienst um Deutschland durch Abwehr des letzten großen Conversionsplans Seiten der katholischen Kirche.

Das größte, eingreifendste und nachhaltigste Verdienst, welches Friedrich der Große sich um Deutschland erworben hat — ein Verdienst, das noch heut zu Tage nicht hoch genug angeschlagen und in seinem ganzen Werthe gewürdigt ist — ist das Verdienst, daß er uns vor der allgemeinen Wiedereinführung des Katholicismus auf den Fuß der blödbigotten Maria Theresia bewahrt hat. Was in England ein ganzes

Volk that, indem es sich in der glorious revolution mit den katholischen Stuarts der Gefahr der Zurückstauung in den Katholicismus entschlug, das that in Deutschland ein einziger großer Mann, indem er sein scharfes Auge über die Garne hatte, die im achtzehnten Jahrhundert noch einmal, und diesmal das letzte mal auf lange Zeit, die römische Kirche und die in ihrem Sinne handelnde letzte Tochter der habsburgischen Cäsaren über Deutschland auswarf.

Von drei Kurfürsten des Reichs, die im sechzehnten Jahrhundert auf die Seite der Protestirenden getreten waren, war nur noch einer jetzt übrig. Die Länder des Kurfürsten von der Pfalz waren seit 1685, wo die bigotte Linie des schon 1614 convertirten Hauses Neuburg succedirte, wieder in den Händen eines katholischen Landesherrn und sogar der Kurfürst von Sachsen — das Haupt des Corpus der Evangelischen am deutschen Reichstag — war bei der Uebernahme der Polenkrone 1697 wieder in den Schoos der allein selig machenden Kirche zurückgetreten.

Noch einmal jetzt versuchte die katholische Kirche eine letzte große Anstrengung im achtzehnten Jahrhundert, nicht mit Gewalt wie im siebzehnten, sondern ganz im Geheimen, nach und nach, unter der Hand gleichsam Deutschland wieder zur Einigkeit des Glaubens zurückzuführen. Kaiser Leopold hatte schon seine dritte Gemahlin aus dem Hause Neuburg genommen 1676, ihre Schwester ward 1690 mit dem letzten Habsburger in Spanien vermählt. Auch in dem Hause der Welfen waren zwei Conversionen

eingetreten, in Wolfenbüttel und in Hannover: im Jahre 1669 ward Amalie von Hannover mit Kaiser Joseph I. und 1708 Elisabeth von Wolfenbüttel mit dem letzten Kaiser Carl VI. vom Hause Habsburg vermählt. Nur das Aussterben der alten Branchen in Wolfenbüttel und in Hannover rettete in den Welfenländern den Fortbestand der protestantischen Religion und vor allem sicherte ihn die Succession der Hannoverdynastie in England. Aber Würtemberg in Süddeutschland, Hessen in Norddeutschland ward in's katholische Netz gezogen. Zweifelsohne wäre früher oder später doch der gottselig-stille Conversionsplan gelungen, wenn nicht „der schlimme Mann" der frommen Maria Theresia ihre Pläne, die sie Hand in Hand mit ihrer Mutter, der Kirche verfolgte, so barsch vereitelt hätte.

Die einzelnen Momente der sehr wohlberechneten Bewegung der katholischen Kirche und namentlich der Jesuiten, einer Bewegung, die wie in einem großen Netze von der Pfalz und Schwaben aus über Franken und die Rheinländer ging und sich bis nach Westphalen, Sachsen und Schlesien hinzog, einer Bewegung die dem Protestantismus geradezu Tod und Untergang drohte — diese einzelnen Momente brauchen nur an einander gereiht zu werden, um die Größe der Gefahr und das Verdienst der Rettung zu erkennen.

Im Jahre 1697, demselben Jahre, wo der Fürst des Landes, das die Wiege der Reformation gewesen war, zu den Reihen der Katholiken sich wieder gestellt hatte, war der Frieden zu Ryswick mit dem allerchristlichsten König, dem Feinde Deutschlands, aber

guten Katholiken im Sinne der römischen Kirche abgeschlossen worden. Der berüchtigte Artikel 4. setzte die Rückgabe fest der außer dem Elsaß von Frankreich reunirten Orte Seiten Frankreichs an Deutschland, „doch, daß die römisch-katholische Religion in den Orten, wo sie jetzt ist, bleibe." Durch diese eingeschmuggelte Clausel wurden nicht weniger als 1922 Orte, die vorher protestantische gewesen waren und wo Ludwig XIV. die Gegenreformation durchgesetzt hatte, wieder katholisch gemacht. Darauf folgten unmittelbar die Drangsale des katholischen Terrorismus, durch den das lutherische Schlesien und und die calvinische Pfalz wieder katholisch gemacht werden sollten. Nur die furchtbare Erscheinung Carl's XII. von Schweden im Herzen von Deutschland preßte dem Kaiser und seinen Räthen 1709 den bekannten Vertrag ab, der die Gnadenkirchen schenkte. Die katholische Herrschaft in Schlesien war so verhaßt, daß Friedrich der Große mit Jubel bei seiner Eroberung empfangen wurde. Seit demselben Jahre 1709, das Schlesien einigermaßen schützte, erfolgten die berüchtigten Pfälzer Auswanderungen nach England und Amerika, Auswanderungen, die so in Massen gingen, daß die Ausdrücke „Auswanderer" und „Pfälzer" gleichbedeutende Ausdrücke wurden, Auswanderungen, die Tausende von Deutschland nach England und Hunderttausende nach Pennsylvanien geworfen haben, wo Leute jetzt die Gesetzgeber und Regierer des blühenden Landes sind, die so arm waren, daß sie nicht einmal die Ueberfahrt nach Amerika hatten bezahlen können und das Ueberfahrtsgeld durch

Dienste hatten abarbeiten müssen. Auf diese Pfälzer Plackereien folgte die bekannte große Salzburgische Emigration von 30,000 protestantischen Bauern im Jahre 1732 und die im Interesse der römischen Kirche gleichfalls aufgestachelten Bedrückungen in den Hohenlohischen Herrschaften seit 1728 durch die convertirten Branchen des Hauses Hohenlohe. Es folgte dann das Attentat, Würtemberg wieder katholisch zu machen. Hier war in der Person des Herzogs Carl Alexander wieder seit 1733 ein convertirter Prinz zur Succession gekommen und in vollem Zuge war die katholische Conspiration, die während einer Reise des Herzogs nach Danzig, mit militairischer Macht, unterstützt durch ein Truppencorps des Bischofs von Würzburg Grafen Schönborn, der zugleich deutscher Reichsvicekanzler in Wien war, ausbrechen sollte, als der Herzog in der Nacht vor der Abreise 1737 von einem plötzlichen Tode ereilt ward. Sein Sohn, ebenfalls katholisch, der bekannte Herzog Carl, der Stifter der Carlsschule, succedirte. Er ward in Berlin erzogen, heirathete auch eine Prinzessin von Brandenburg-Bairenth, schlug aber später sich ganz auf Oestreichs Seite, führte sogar gegen alle Sympathien in seinem Volke Truppen im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich, die freilich diesem wenig Schaden thaten: schon 1757 sagte der König bei Lissa, als er die linke Flanke der Oestreicher plötzlich attaquirte: „Hier stehen die Würtemberger, die werden uns bald Platz machen!“ 1759 machten sie gründlich Platz, indem der Erbprinz von Braun-

schweig den Herzog Carl in Fulda bei einem Balle überfiel, worauf derselbe in einem Zuge bis Stuttgard in Galopp floh und nicht wieder sich auf dem Kriegsplane einstellte. Zuletzt endlich noch kam der Plan, auch Hessen wieder in die Netze des Katholicismus zu verstricken, eingeleitet durch die Verleitung des Erbprinzen Friedrich zum heimlichen Uebertritt in die katholische Kirche im Jahre 1749 hinter dem Rücken seines Vaters.

Damals suchte Friedrich der Große — in der Allianz noch mit Frankreich — durch die mit Frankreich verbundenen beiden Wittelsbachischen Höfe, dem Pfälzer und dem Cölner, der östreichisch-katholischen Bewegung das Gegengewicht zu halten. Sehr übel ward das am dritten Wittelsbacher Hofe, dem bairischen vermerkt. Wir haben davon das Zeugniß eines kaiserlichen Gesandten in München, Baron Widemann, das der Oberhofbibliothekar Baron Aretin im sechsten Bande seiner Beiträge zur bairischen Geschichte mitgetheilt hat. Es ist in einer Depesche anf einen Hof vom 26. Juni 1752 enthalten, geschrieben, unmittelbar nach einer Audienz in Nymphenburg bei der verwittweten Kaiserin, Gemahlin Carl's VII. von Baiern, einer dem großen König „vorderst in Ansehung der Religion unaussprechlich abgeneigten Dame.“ „Die Kaiserin“ schreibt der Gesandte, „erkennet mit mir, wie bedauernswürdig es sei, daß ansehnliche katholische Stände, als Kurcölln und Kurpfalz, aus Rücksicht für Preußen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, durch Lauigkeit und durch versagende Theilnehmung an der standhaften Gegen-

entschließung, der katholischen Religion so viel Nachtheil zufügten und den Gegnern ein gewonnenes Spiel machten.“ Kurfürst Max Joseph von Baiern äußerte gegen Widemann: „Er sehe wohl, daß katholischer Seits Standhaftigkeit und Zusammensicht mehr als jemals nöthig sei.“

Friedrich der Große sicherte in Würtemberg, er sicherte auch in Hessen-Cassel den Fortbestand der protestantischen Religion. Er setzte im Jahre 1753 bei Gelegenheit der Heirath, die der dereinstige Nachfolger in Würtemberg, Friedrich Eugen mit der Prinzessin von Brandenburg-Schwedt einging, durch, daß in den Ehepacten das Versprechen ausgedrückt wurde, daß die Kinder in der protestantischen Religion erzogen werden sollten: Friedrich Eugens Sohn Friedrich, der erste König von Würtemberg, der 1797 zur Succession kam, war seit vierundsechzig Jahren wieder der erste protestantische Landesherr in Würtemberg. Friedrich der Große setzte ferner in Hessen-Cassel durch, daß im Jahre 1754 dem Lande die Religions-Assecurationsacte gegeben wurde und daß die Kinder des Landgrafen Friedrich von ihrer protestantischen Mutter, der englischen Prinzessin Maria, in Hanau in der protestantischen Religion erzogen werden mußten. Daß im Jahre 1785 in der Person des späteren ersten Kurfürsten Wilhelm von Hessen nicht ein Katholik zur Succession gelangte, ist allein Friedrich dem Großen zu danken.

Aber diese energischen Einschreitungen des Königs in Würtemberg und Hessen-Cassel erfuhren abseiten der

katholischen Machthaber Europas eine Rachebegegnung, die schon ein paar Jahre darauf mit ihrem furchtbarsten Gewichte in der Coalition von 1756 auf Friedrich niederfiel. Die seit mehr als 100 Jahren, seit den Zeiten Richelieu's, auf's Aeußerste gegen einander erbitterten Häuser Frankreich und Oestreich reichten sich in der Babiole der Pompadour die Hände zum Untergang Friedrich's — und des Protestantismus. Aus den hinterlassenen Papieren des Herzogs von Choiseul ist neuerlich erst mit Bestimmtheit aufgeklärt worden: der Hauptgrund, welcher König Ludwig XV. bestimmte, die Allianz mit dem Hause Oestreich gegen Preußen abzuschließen, war ein religiöser Grund — der Protestantismus, als dessen Hauptstütze Friedrich auf dem Continent eingetreten war, sollte mit ihm unterdrückt werden. Choiseul erzählt ausdrücklich, daß ihm lange nachher der König selbst dies Geständniß gemacht habe.

Das Genie Friedrich's und die Hand, welche die Welt regiert, retteten ihn und retteten Deutschland gegen die furchtbare Gefahr, die eine Wolke von erbitterten Feinden — von religiös erbitterten Feinden — heranwälzte.

Während Friedrich's tapfrer Degen mit allerhöchster Mühe sich nur der Uebermacht zu erwehren vermochte, eroberte das Princip, für das er den Degen gezogen hatte, in Paris die Sympathien der gescheiten Leute und in der Hofburg zu Wien das Herz des Sohnes seiner erbittertsten Feindin. Selbst der alte Kaunitz rief, als er die Todesnachricht Friedrich's empfing, aus:

„Wann wird doch ein solcher König das Diadem wieder adeln!?“ Als Joseph II. zur Regierung gelangte, war sein ganz entschiedener Wille, dasselbe in Oestreich zu thun, was Friedrich in Preußen gethan hatte — Fortschritt im religiösen und politischen Felde, Abstreifung der katholischen Bevormundung und Loslösung von den gothischen Fesseln der Feudalität.

Daß Joseph seine Reformpläne auf dem durch den harten Tritt seiner religiösen und politischen Machthaber festgetretenen Boden Oestreichs nicht glückten, hatte seinen Grund nicht in dem Mangel der Güte dieser Pläne, sondern in dem Mangel an Klugheit bei der Ausführung derselben — in dem eigenthümlichen Umstand, den der König einmal sehr treffend mit den Worten bezeichnete: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten.“

Nachdem aber einmal der Sohn der Cäsaren so feierlich sich zu dem neuen Principe bekannt hatte, war auch der Sieg dieses Princips in der öffentlichen Meinung entschieden. Von jetzt an kämpften und kämpfen gegen etwaige neue Pläne der katholischen Kirche die Kanonen, die stärker sind, als die Artillerie der Könige und stärker als die Glaubensartillerie — die Kanonen des gesunden Menschenverstandes, der es nicht anders als lächerlich und absurd finden kann, daß gewisse, ganz unbestritten fromme Absichten für das Seelenheil sich doch auch niemals ohne zugleich mit unterlaufende recht grob handgreiflich weltliche Rücksichten haben ausführen lassen.

Daß Preußen wegen seiner Opposition gegen das kaiserlich-katholische Oestreich seit der großen „Rebellion" von 1756, wie Wien die Erhebung des großen Friedrich taxirte, ein revolutionairer Staat ist — das ist eben so unbestritten, als unbestreitbar. Preußen und ganz Deutschland kann aber die Revolution von 1756 mit demselben Rechte seine glorreiche Revolution nennen, wie England die seinige von 1688.

In dem Sinne jedoch, wie Oestreich taxirte, revolutionair zu heißen, verbat sich der große Friedrich ganz gehörig. Als der östreichische Cäsar es wagte, das Achtsdecret gegen ihn zu schleudern — das letzte, das ein deutscher Kaiser hat ausgehen lassen, die Sache kam durch Friedrich aus der Mode — ergrimmte der große Friedrich mit vollem Rechte. Und deßhalb warf sein Gesandter bei der Reichsversammlung zu Regensburg, der Reichsfreiherr von Plotho, bekanntlich den kaiserlichen Notar, welcher Dr. April hieß und welcher, aber erst, als man nach der Colliner Schlacht dazu das Herz gefaßt hatte, sich einfand, um besagtes Achts-Decretum des Cäsars zu insinuiren, mit den berühmten Worten: „Was du, Flegel, insinuiren"? die Treppe hinunter. Unten angelangt quittirte Dr. April nomine seiner Prinzipalen. Bei dieser Quittung hatte es im Hubertusburger Frieden und hat es bis auf den heutigen Tag sein Bewenden.

Neuerdings in dem großen Trouble von Interessen und Plänen und Kämpfen kann das wohl in

Vergessenheit gekommen sein, was Friedrich für die ganze Zukunft Deutschlands gethan hat — es sollte aber nicht vergessen werden. Der große König von Preußen hat Deutschland 1756 gerettet — durch seine Revolution gegen „das allerhöchste Reichsoberhaupt“ gerettet, das sich für „die von Gott über ihn geordnete Obrigkeit“ ausgab und — man denke nur an die 1740 nach Schlesien geschickten Banditen — so sehr menschliche Rachepläne im Sinn und Werke hatte, Preußen, wenn's recht glücklich ginge, „böhmische Hosen anmessen lassen zu wollen!“

---

11. Urtheile über Friedrich's Regiment und Charakter.

Die Urtheile über den König von Fremden lauteten oft sehr herbe. Eines der herbsten gab über ihn in einem offiziellen Schreiben vom Jahre 1750 der englische Gesandte Sir Charles Hanbury Williams, der wegen seiner bösen Zunge denn auch sehr bald von Friedrich ausgeschaßt wurde.

„Es ist unglaublich, schreibt er, wie sorgsam sich dieser Pater Patriae um seine Unterthanen bekümmert. Er nimmt sich ihrer so sehr an, daß er sich in ihre Familienangelegenheiten, in ihre Heirathen, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter einmischt. Er kann nicht leiden, daß irgend

jemand heirathet, besonders ein Offizier, von welchem Range er auch sein mag; von dem Augenblicke an, wo er eine Frau nimmt, kann er darauf rechnen, daß er nie mehr befördert wird. Alle Kinder werden gleich nach der Geburt in ein Register eingetragen und die Eltern müssen im vierzehnten Jahre entweder Todtenscheine vorlegen oder die Knaben selbst herbeibringen, damit sie enrollirt werden und dem König den Soldateneid schwören; geschieht dieß nicht oder sind die Kinder entwischt, so werden die Eltern dafür verantwortlich gemacht und ins Gefängniß geschickt."

„Niemand in Preußen darf, ohne besondere Erlaubniß des Königs, Land verkaufen; und da er keine Erlaubniß mehr giebt, so kann jetzt niemand über seine Besitzungen verfügen oder sie veräußern. Könnten die Leute es und fänden sie Narren, die kauften, so glaube ich, es würden ihm in Zeit von einem Jahre nicht zehn seiner gegenwärtigen Unterthanen verbleiben. Er läßt ihnen in der That keine andre Freiheit, als die des Denkens. Dieser Zwang geht durch alle Stände und Mißtrauen drückt sich auf jedem Gesichte aus. Man hegt keinen größeren Wunsch, als die Erlaubniß zu bekommen, sich auf seine Landgüter zurückzuziehen, wo man mit niemanden zu verkehren braucht, als mit seiner eigenen Familie. Aber diese Erlaubniß wird nicht leicht ertheilt, weil der Landesvater darauf besteht, daß man in Berlin lebe und das Gedeihen der Hauptstadt befördere. Er ist nie hier außer von Anfang December bis Ende Januar und während dieser Zeit müssen Preußen, Schlesier und

alle Unterthanen aus den entferntesten Gegenden hierher kommen und Aufwand machen und Alles ausgeben, was sie in den andern zehn Monaten zusammengespart haben. Er kann's nicht leiden, daß irgend einer seiner Unterthanen reich ist oder in behaglichen Umständen lebt und wenn er noch einige Jahre länger lebt, wird er diesen seinen großmüthigen Plan ausgeführt haben. Es giebt jetzt bloß vier Personen in dieser großen Stadt, die aus eignen Mitteln leben und das sind Leute, die sich in ihrer gegenwärtigen Lage nicht lange behaupten können 2c." Ueber den Reichthum schrieb Friedrich den 24. December 1774 an **Voltaire**: „Anständige Mittelmäßigkeit ist für einen Staat am zuträglichsten, durch Reichthümer entstehen darin verderbte Sitten und Weichlichkeit 2c. Vielleicht werfen Sie mir ein, daß England reich und doch große Männer hervorgebracht habe. Das gebe ich zu; aber die Insulaner haben überhaupt einen andern Charakter, als wir auf dem festen Lande 2c. Sie sind eine seefahrende Nation und müssen also härtere Sitten haben, als wir Landgeschöpfe 2c. Auch unterscheidet sich ihre Regierungsform von der unsrigen."

„Wenn ein Eilbote, fährt der Engländer fort, nach Versailles oder ein Gesandter nach Wien abgeschickt werden soll, so entwirft S. Maj. selbst die Verhaltungsbefehle für den einen und schreibt die Briefe für den andern. Das, werden Sie sagen, ist groß; wenn aber ein Operntänzer mit einer Sängerin zankt, oder jemand von diesen Künstlern und Künstlerinnen ein Paar neue Strümpfe, eine Feder für einen Helm oder

einen hübschen Cotillon braucht, so ist es der nämliche König von Preußen, der in dieser Angelegenheit das Urtheil spricht und der eigenhändig den Brief des Tänzers oder der Tänzerin beantwortet. S. Preuß. Maj. verwendete 20,000 Pf. St. auf den Bau eines hübschen Theaters und Musik und Tänzer kosten ihm jährlich ohngefähr die gleiche Summe; dennoch will dieser nämliche König, wenn eine Oper aufgeführt werden soll, nicht 10 Pf. für den Abend bewilligen, um das Theater mit Wachslichtern zu beleuchten und der Rauch, den das schlechte Oel macht und der abscheuliche Gestank, den das Unschlitt verbreitet, macht viele von den Zuhörern krank und verdirbt wirklich die ganze Unterhaltung. Meine Meinung über diesen Fürsten ist gewiß begründet; und ich glaube, daß, wenn Sie gelesen haben, was ich über ihn sage, Sie meine Meinung theilen werden. Er ist groß in großen Dingen und klein in kleinen."

„Ich denke, Hamlet sagt irgendwo: „„Dänemark ist ein Gefängniß."" Das ganze preußische Land ist eines im buchstäblichen Sinne des Worts. Niemand kann oder darf es verlassen, ohne daß der König und seine Minister darum wissen. Sehr hart ist das Loos derjenigen, die noch in andern Staaten, als in denen S. Preuß. Maj., Güter besitzen; er gestattet ihnen weder ihre Güter in seinem Lande zu verkaufen, noch auf jenen ihren Aufenthalt zu nehmen, die sie auswärts haben. Die Noth, die über die Schlesier gekommen ist, die auch in Böhmen Güter haben, ist ungemein groß. Manche haben ihre Besitzungen daselbst im

Stiche gelassen oder für eine Kleinigkeit verkauft, um sich aus diesem Lande Egypten, diesem Hause der Knechtschaft zu erretten. 600 Thaler machen gerade 100 Guineen und das ist gerade so viel, als nach der Meinung des Königs von Preußen irgend einer seiner Unterthanen haben soll, außer dem, was er ihnen etwa giebt. Ich bin überzeugt, daß in wenig Jahren keinem seiner Unterthanen, der nicht auswärts Güter besitzt, mehr übrig bleibt. Doch beginnt er nachgerade einzusehen, daß es nicht länger möglich ist, die drückenden Steuern einzutreiben, die er seinen Unterthanen auflegt. Ich weiß, daß der Ertrag seiner sämmtlichen Provinzen, Schlesien ausgenommen, in jedem dieser letzten fünf Jahre sich vermindert hat."*)

---

*) So gescheit Sir Charles Williams war, so sah er doch in der Residenzfrage als Engländer und nicht als Deutscher. In dem Nachbarstaate Sachsen durften die Edelleute auswandern: daher ist es hier gekommen, daß mehrere Minister und Generale sich mit dem in Sachsen erworbenen guten Gelde auswärts bedeutende Güter erkauften. Der Minister Hoym, der ehemalige Gemahl der Gräfin Cosel, kaufte die große Herrschaft Schlawentschitz bei Cosel in Schlesien, die jetzt die Fürsten von Hohenlohe als glückliche Erben Hoym's und des guten sächsischen Geldes besitzen. Der General Renard, der Bruder der schönen Warschauer Weinwirthin Madame Renard, die dem schönen August die schöne Gräfin Orselska gebar, wandte sich ebenfalls nach Schlesien und machte dort mit dem guten sächsischen Gelde fortune: er ist der Ahnherr der Grafen, die jetzt die ehemals gräflich Colona-Fels'schen Herrschaften Groß-Strehlitz, Lessnitz u. s. w. besitzen. — Solchen Emigrationen, die

„Die Preußen werden Ihnen mit sehr ernsthaftem Gesichte sagen, daß ihr jetziger König der barmherzigste Fürst ist, der jemals regiert hat und daß er Blutvergießen haßt. Das ist nicht wahr. Es finden in diesem Lande oft eben so grausame und martervolle Hinrichtungen statt, als unter irgend einem sicilianischen Tyrannen vorkamen. Freilich werden sie nicht in Berlin und vor aller Welt Augen vollzogen, sondern in Potsdam im Geheimen. Seit meiner Ankunft in diesem verdammten Lande wurde ein altes Weib lebendig geviertheilt, weil sie die Entweichung von zwei Soldaten befördert hatte. In der Regel straft

---

das gute im Lande erworbene Geld außer Lands verschleppten, zeugte Friedrich der Große sehr weislich vor und daß er keineswegs tyrannisch Allen und Jeden wehrte, außer Lands zu gehen, beweist das Beispiel des ersten Grafen Redern, Hofmarschalls der Königin Mutter, der mit dem in Preußen erheiratheten Gelde nach Sachsen gehen durfte, wo er die jetzt Hohenthal'sche Herrschaft Königsbrück 1773 kaufte. Daß es in Preußen nicht gerade ganz so, wie im Lande der Knechtschaft, Egypten, beschaffen gewesen sein muß, wie die einzelnen gut östreichisch gesinnten schlesischen Edelleute, wie der Verräther Warkotsch oder die an Verknechtung ihrer Unterthanen gewöhnten, wie Graf Frankenberg-Gröditzberg wohl heuchlerisch klagen mochten — das beweist wieder am besten, daß so manche reiche Leute sich mit ihrem Gelde in Preußen niederließen, wie noch 1773 der Oberkammerherr Graf und später Fürst Osten-Sacken, der damals Sachsen verließ. Das oben angeführte Zeugniß des Touristen Moore: Keine Bauern in Europa leben besser, als die preußischen, beweist wenigstens, daß für diese Leute Preußen nicht Egypten war.

jedoch S. Preuß. Maj. die Verbrecher mit engem Gefängniß und harter Zwangsarbeit, läßt sie im kältesten Wetter unbekleidet und giebt ihnen Jahre lang nichts, als Wasser und Brot. Manche bringen sich hier aus Desperation selbst um; aber man thut alles Mögliche, um diese Selbstmorde zu verheimlichen."

So vieles Uebertriebene in dieser Schilderung, namentlich was die Prophezeihungen anbetrifft, enthalten ist, so ist doch die Beschuldigung des harten Regiments wahr. Ein Diplomat ganz anderen Schlages, als Sir Charles Hanbury Williams, der spätere englische Gesandte in Berlin, James Harris, nachmaliger Lord Malmesbury, schreibt im Jahre 1767, als er von Berlin nach Warschau versetzt ward: „Ich gestehe, daß es für mich erfrischend war, die Luft einer Republik zu athmen, nachdem ich so lange in einem so despotischen Lande zugebracht hatte."

Sehr merkwürdig und eigenthümlich ist das Urtheil Goethe's über den großen König. Er war 1778, kurz vor Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs in Berlin und Potsdam in Begleitung des Herzogs Carl August von Weimar und schreibt unterm 17. und 19. Mai an seine Vertraute, Frau von Stein: „Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen Alles erzählen, wenn ich nur dürfte — von der Bewegung der Puppen kann man auf die Bewegung der Räder, besonders auf die große alte Walze FR, gezeichnet mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien, eine nach der andern, hervorbringt. So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger

die Farce und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleineren durch einander." Eben so schrieb er an seinen Freund Merck in Darmstadt am 5. August 1778: „Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur darin, wie das Kind in schön Raritäten-Kasten. Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge! und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonniren hören. Mit Menschen hab ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt und hab in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht könnten drucken lassen."

Auch Wieland schrieb 16. Juni 1780 an Merck: „König Friedrich ist zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter seinem Stocke (sive Scepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!"

Eine der stärksten, aber in ihrer Art tiefsten Charakteristiken des großen Königs, als Königs und als Menschen, giebt Lord Malmesbury in einem Briefe an den damaligen Staatssecretär des Aeußern, Lord Suffolk, vom 18. März 1776: „Die Basis, schreibt er, der Handlungsweise des Königs von Preußen, von der Zeit an, wo er den Thron bestieg, bis auf den heutigen Tag, scheint die gewesen zu sein, daß er die Merschheit im Allgemeinen und ganz besonders die, über welche er zu herrschen bestimmt worden, als Wesen betrachtet, die bloß geschaffen sind, um seinem

Willen dienstbar zu sein und Alles in Ausführung bringen zu helfen, was auf Vermehrung seiner Macht und Erweiterung seiner Herrschaft abzweckt. Von diesen Grundsätzen ausgehend, hat er sich stets nur von seinem eignen Urtheil leiten lassen, ohne jemals einen seiner Minister oder höheren Offiziere zu Rathe zu ziehen, und zwar nicht sowohl wegen der niedrigen Meinung, die er von den Fähigkeiten dieser Leute hat, als vielmehr in Folge der Ueberzeugung, daß sie, wenn er sich ihrer anders, als einfacher Werkzeuge bediente, mit der Zeit auch ihren eignen Willen äußern und anstatt Nebenpersonen zu bleiben, sich bemühen würden, Hauptpersonen zu werden. Um bei diesem System zu verharren, war es für ihn nothwendig, sich des Mitleids und des Gewissens und folglich der Moral und Religion zu entäußern. An die Stelle der letzteren hat er den Aberglauben, an die Stelle der erstern das, was man in Frankreich Sentiment nennt, gesetzt. Daraus kann man einigermaßen jene buntscheckige Mischung von Barbarei und Humanität erklären, welche ein so charakteristisches Merkmal von ihm ist. Ich habe ihn bei einem Trauerspiele weinen sehen, ich weiß, daß er um einen kranken Hund so bekümmert gewesen ist, wie eine zärtliche Mutter um ihr Kind. Und doch hat er den nächsten Tag Befehl zu Verwüstung einer Provinz gegeben oder durch eine muthwillige Vermehrung der Abgaben einen ganzen Distrikt ins Elend gestürzt; ja er hat, was vielleicht noch unerklärlicher erscheint, den Tod seines eignen Bruders (Prinz Wilhelm's) dadurch

beschleunigt, daß er ihm während der Dauer seiner letzten Krankheit fortwährend Beweise seiner Ungunst gab. Dahingegen ist er so weit entfernt, blutdürstig zu sein, daß er kaum einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen läßt, wenn es sich nicht um ein Verbrechen der schwersten Art handelt. Und doch gab er im letzten Kriege wieder mehreren seiner Militairchirurgen **geheimen** Befehl, lieber dann und wann einen verwundeten Soldaten sterben zu lassen, als durch Amputationen die Zahl und die Unterhaltskosten der Invaliden zu vermehren."*) Schon 1767 hatte der Lord in einer Depesche berichtet: „Es giebt für einen Offizier nichts Besseres, um sich beim Könige zu insinuiren, als wenn er die von demselben einem Soldaten zuerkannte Strafe überschreitet und statt 400, 500 Hiebe aufzählen läßt. Die rohsten und brutalsten Offiziere können des Avancements gewiß sein: ein eclatantes Beispiel davon ist der eben jetzt ernannte Gouverneur von Berlin, General von Ramin (ein Pommer von altem Adel, seit 1767 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1783, dreiundsiebzig Jahre alt), der sowohl Offiziere als

*) Das ist wiederholt in Abrede gestellt worden, von Friedrich selbst in einer seiner letzten Unterredungen mit Zimmermann. Die große Noth des siebenjährigen Kriegs erklärt den Befehl, wenn ergegeben wurde. Nach dem von Graf Waldersee über den Maiaufstand in Sachsen 1848 publizirten Buche hieß es noch in einem Parolebefehle des sächsischen Kriegsministers: „Die Staatsregierung ist nicht mit vielen Gefangenen zu belästigen."

Gemeine mit äußerster Strenge behandelt.“ Dieser Friedrich Ehrenreich von Ramin war einer der größten Lieblinge des Königs, der ihm wiederholt Geld (gewöhnlich 7000 Thaler), Pferde, Uhren, Tabatièren, porzellanene Tafelservice und 1773 die Propstei zu Camin schenkte und der wochenlang bei dem König in Potsdam wohnte. Ramin war, wie Thiébault erzählt, ein so roher Mann, daß er um eines leichten Vergehens willen einem Soldaten mit dem Stocke ein Auge aus dem Kopfe schlug und dann ein Goldstück mit den Worten hinwarf: „Da hast du was für das zerbrochne Fenster!“

Höchst merkwürdig ist, was der Lord in der Depesche von 1776 an Suffolk weiter von dem Charakter der Preußen sagt:

„Die Preußen sind im Allgemeinen arm, eitel, unwissend und ohne Grundsätze. Wären sie reich, so würde der Adel sich nie dazu verstanden haben, in Subalternstellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwissenheit erstickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit und Widerstand. Und endlich ihr Mangel an Grundsätzen macht sie zu bereitwilligen Werkzeugen zu Ausführung aller Befehle, die sie erhalten; sie überlegen gar nicht, ob sie auf Gerechtigkeit sich gründen oder nicht.“

„Der König hat sehr wohl verstanden, diesen Charakter zu benutzen, indem er seine Unterthanen stets in der ehrerbietigsten Entfernung gehalten hat. Sie

betrachten ein Wort oder ein Lächeln von ihm als eine Gnade und dadurch, daß er sie niemals nach ihren Verdiensten belohnt, hat sich ihnen der Glaube eingeprägt, daß sie überhaupt gar kein Verdienst besitzen. Die hohen Gaben, die ihm die Natur verliehen hat und die Höhe, auf die er sich seinen Unterthanen gegenüber stellt, haben diese veranlaßt, ihn wie eine Gottheit anzusehen. Obschon sie die eiserne Ruthe fühlen, mit der sie beherrscht werden, klagen doch nur wenige und keiner wagt zu murren."

Die Depesche erinnert unwillkürlich an ein paar Worte, die einmal im Edinburgh Review standen: „Die Sclaven vergessen in dem Ruhme ihrer mächtigen Herren ihre Knechtschaft. Wohl haben sie sich in den Steinbrüchen überarbeitet und stöhnend unter der Last ihren Schweiß vergossen; erhebt sich aber endlich das Gebäude, so wandeln sie stolz unter den Säulen des Triumphbogens umher, der seinen Glanz ihrer Arbeit verdankt."

Als der König sich einst mit einem Engländer unterhielt und der Worte sich bediente: „Wenn ich König von England wäre", fiel ihm dieser ins Wort: „Ew. Maj. würden nicht vierundzwanzig Stunden lang König von England sein." Das war ganz richtig. Eben so recht hat Lord Malmesbury in seinem Urtheil über Friedrich nach seinem Standpunkte, dem Standpunkte eines Mannes aus einem großen freien Volke. Der große König von Preußen ist aber seinem Volke gegenüber nach seinem Standpunkt

zu beurtheilen, wie denn jeder Charakter nach dem Maßstab der gegebenen Verhältnisse beurtheilt werden muß. Friedrich der Große fand bei seinem Regierungsantritt ein armes Volk vor, welches das: „Soll nicht raisonniren, ist mein Unterthan“ an blinden Gehorsam gewöhnt hatte. So viele gescheite, tüchtige Leute er unter seinen Unterthanen zählte, er war wirklich der gescheiteste und tüchtigste unter allen. Diese beiden Thatsachen zusammen bilden das, was man die gegebenen Verhältnisse bei Friedrich nennen kann. Er regierte unumschränkt mit seinem überlegenen Geiste; wie das große Wort aber, das er noch ein Jahr vor seinem Tode in einer Cabinetsordre von 1785 aussprach, bezeugt: „Ich bin es müde über Sclaven zu herrschen“, fand er keineswegs eine eitle Lust daran, unumschränkt zu herrschen: ihm genügte, wie er dem Herzog von Braunschweig sagte, ein vernünftiger und motivirter Gehorsam. Er kannte und schätzte Geist und suchte ihn, wo und wie er es verstand, zu wecken. Die Saat, die er ausstreute, ging spät auf: unter allen deutschen Ländern ist aber gewiß Preußen jetzt das, welches am Stärksten durch einen seiner Fürsten zum Bewußtsein geistiger Selbstständigkeit und zu einem verständigen, männlich kräftigen Sinn und Verlangen nach politischer Freiheit hingedrängt worden ist.

12. Die letzten Freunde des Königs: Correspondenz mit **Fouqué**, der Oberst **Quintus Icilius**, Graf Hodiß u. s. w. Die letzten Fremden in Sanssouci: Großfürst **Paul**, Graf **Casanova**, **Grimm**, der Fürst von Ligne, **La Fayette**, **Mirabeau** u. s. w.

Nach dem siebenjährigen Kriege mußte Friedrich den Schmerz erfahren, daß ihm nach und nach alle seine vertrautesten Freunde und Freundinnen nach einander hinstarben, so daß er fast ganz einsam stand, als er selbst von hinnen berufen wurde. Zuerst wurde ihm entrissen 1764 der liebenswürdige Italiener Graf **Algarotti**, der Mann, dessen Umgang er vor allem andern Umgange unvergleichlich gefunden hatte: er starb zu Pisa. 1766 ging die Gräfin **Camas**, „die liebe gute Mama“ in ihrem Paradiese vier Treppen hoch im Berliner Schlosse mit Tod ab, 1770 **Baron Bielefeld** auf seinem Gute Trebra, 1771 der langjährige englische Gesandte **Sir Andrew Mitchell** in Berlin und in demselben Jahre Friedrich's Busenfreund, der redliche Marquis **d'Argens** zu Aix in der Provence, 1773 der alte **Quanz**, sein Lehrer auf der Flöte, der seit 1741 mit 2000 Thalern angestellt war, und der Held von Roßbach, General **Seydlitz**, aus einer alten schlesischen Familie, auf seinem Gute Minkowsky in Schlesien: Seydlitz ward nur dreiundfunfzig Jahre alt, er war ein starker Lebemann gewesen. 1774 starb die eine der deutschen Fürstinnen, die Friedrich besonders hoch gehalten hatte,

die männlich-geistreiche Landgräfin Caroline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, die noch im December 1773 in Berlin gewesen war, und in demselben Jahre der fast siebenundsiebzigjährige Held von Landshut, seit 1749 Ritter des schwarzen Adlerordens, General Heinrich August Baron de la Motte Fouqué zu Brandenburg, wo er seit dem Hubertusburger Frieden, nachdem er aus der östreichischen Gefangenschaft losgekommen war, als Propst des Domstifts gelebt hatte. Fouqué, der Großmeister des Bayardsbunds, war einer der ältesten Freunde des Königs noch von dem Rheinsberger Kreise her. Er war einer von denen, die Friedrich's Herzen am allernächsten standen: in den 1788 erschienenen Memoiren Fouqué's sind die rührenden Zeugnisse der zärtlichen Sorgfalt aufbewahrt, mit denen der König seinem alten treuen Freund und Kriegskameraden den Abend seines Lebens auf alle erdenkliche Art zu verschönen suchte. Friedrich hatte, ehe Fouqué einzog, sein Haus in Brandenburg königlich meubliren lassen, in den Garten wurden aus Sanssouci und Charlottenburg Orangenbäume, in den Keller Weine von allen Sorten geschafft. Auch später überschickte er ihm aus Sanssouci einmal über das andre Obst und Gemüse, alten Rhein- und Ungarwein, Trüffeln, Silber- und Porzellanservice, einen bequemen Lehnstuhl, ein Hörrohr, weil Fouqué fast ganz das Gehör verloren hatte, ja sogar aus Constantinopel ließ er wiederholt Balsam aus Mekka als Stärkungsmittel

für ihn kommen. Der Leibarzt wurde jedesmal abgesandt, wenn der König hörte, daß Fouqué eine Unpäßlichkeit zugestoßen sei. Die Briefe Friedrich's an Fouqué zeigen ihn von der liebenswürdigsten Seite: er stellt seinem Freunde alles, was in seiner Macht stand, zur Verfügung. 26. April 1768 schreibt er: „S'il y a quelque chose à votre service,vous n'avez qu'à dire un mot; tout ce qui dépend de moi, se fera.“ Jedesmal zu Weihnacht kommt ein Präsent mit dem verbindlichsten Glückwunsche. Unterm 22. December 1768 schreibt der König: „Mon cher ami, voici une petite marque de souvenir, que je vous envoye. L'usage est que les familles se fassent des présents à la noël; et je vous traite comme de la famille tant en qualité d'honnête et preux chevalier sans peur et sans reproche qu'en qualité de mon ancien ami. Ayez bien soin de votre santé, pour que je conserve mon bon et vieil ami le plus long temps possible etc.“

Fast wider seinen Willen drang Friedrich Fouqué wiederholt bedeutende Geldgeschenke auf. Er mußte nach Sanssouci kommen und der König schickte ihm auf halbem Wege seine Pferde entgegen. Er widmete ihm alle seine freien Stunden; wenn Fouqué allein war, schickte Friedrich ihm seinen Lector zur Unterhaltung. Täglich ging er mit ihm im Garten spazieren, und da Fouqué nicht mehr die Terrassen hinabsteigen konnte, ließ er ihn in einem Lehnsessel tragen und wenn er herabgekommen war in einem kleinen eigends gemachten

Wagen in den Alleen herumfahren, Friedrich ging zu Fuß neben ihm her. Auch in Brandenburg in seinem Hause besuchte er ihn fast regelmäßig, wenn er nach Magdeburg zur Revue ging und blieb zuweilen die Nacht in Fouqué's Hause. Fouqué erwartete den König, wenn er zu ihm kam, an der Thür seines Hauses, der König umarmte ihn und führte ihn, wie ein Sohn den Vater, in seinen Lehnsessel auf sein Zimmer zurück. Er unterhielt den alten Freund mit den Ereignissen der großen Welt, aus der er sich zurückgezogen hatte. Sie lustwandelten dann in den Alleen von Fouqué's kleinen Garten unter dem Schatten dickbelaubter Linden und trennten sich neun Uhr Abends, um zur Ruhe zu gehen. Den andern Morgen bei Tagesanbruch kam der König wieder zu seinem alten Freunde, frühstückte mit ihm und trennte sich um zehn Uhr von ihm. Fouqué war mit einer reformirten Französin, Elisabeth Marie Mason vermählt und hatte zwei Söhne: der ältere, von einer Wärterin in der Jugend vernachlässigt, mußte wegen schwächlicher Gesundheit aus dem Kriegsdienst scheiden und ward der Pfleger seines alten Vaters; dessen Sohn Friedrich ist der Autor der Undine, der Fahrten Thiodolfs, des Zauberrings und anderer Ritter- und Recken-Romane, die nach den Lafontaine'schen eine Zeitlang Furore machten, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, bis sie Clauren und noch später Scott auf die Seite schob.

Leichter zu verschmerzen, wie des alten treuen Fouqué's Verlust war der von dem Touristen Pöllnitz, der im Jahre 1775 starb. In dasselbe Jahr fällt aber auch der Tod des Obersten Carl Gottlob von Quintus Icilius, des Autors der Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, der eine besondere Vertrauensstellung hatte. Er hieß eigentlich Guichard und war der Sohn eines Magdeburger Fabrikanten, geboren 1725. Der König stiftete ihm den neuen Römernamen, weßhalb, weiß man nicht; einige berichten, es sei im Hauptquartier Landshut im Mai 1759 wegen eines Streites über den Namen eines Centurio der zehnten Legion hergekommen: der König nannte ihn Quintus Cäcilius, Guichard Quintus Icilius — als sich zeigte, daß Guichard Recht gehabt habe, soll der König geäußert haben: „Nun, so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen.“ Noch 1759 ward ihm unter diesem Namen ein Freibataillon übertragen, nachdem bei der Parole bekannt gemacht worden war, der Hauptmann Quintus Icilius sei zum Major avancirt worden. Die adeligen Offiziere pflegten ihn aber den holländischen Professor zu nennen, weil er erst Theologie in Holland studiert und oft gepredigt hatte; endlich hieß er beim König selbst auch noch Seigneur de Wassersuppe, welchen Titel ihm Friedrich von dem von den Schätzen des durch ihn auf königlichen ausdrücklichen Befehl im siebenjährigen Kriege ausgeplünderten Schlosses Hubertusburg gekauften Rittergute gegeben hatte. Quintus Icilius wohnte seit 1763 in Potsdam und diente dem König

zur Unterhaltung über gelehrte Sachen. 1770 begehrte er dessen Einwilligung zu seiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf, Tochter des Generals Gustav Albrecht, und als der König, der sie verweigerte, ungeduldig ward, sagte er zu dem Oberst: „er sei von zu schlechter Herkunft, um sich mit einem Fräulein von Schlabrendorf zu verheirathen, sein Vater und sein Großvater seien Töpfer gewesen." „Ew. Maj.," erwiederte Quintus, „sind so gut ein Töpfer als mein Vater und Großvater; nur hatten diese eine Fabrik von Fayence und Sie haben eine von Porzellan." Quintus nahm seinen Abschied und wohnte darauf einsam mit seiner Gemahlin in Potsdam. Es verging aber kaum ein Jahr, so ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor. Quintus durfte dem König manche Wahrheit sagen. Als dieser ihn einst bei Tafel fragte: „Was hat Er denn eigentlich mitgenommen, als er das Schloß des Grafen Brühl (Pförten in der Lausitz) plünderte?" antwortete Quintus keck und schnell: „Das müssen Ew. Maj. am Besten wissen, denn wir haben ja getheilt!" Er war es, der hauptsächlich die deutsche Literatur gegen ihn vertrat. Quintus' Geschlecht erlosch schon mit seinem Sohne, der als Husarenoffizier wegen eines Scherzes über eine Husarenmütze im Duell fiel.

Im Jahre 1778 ging der alte Galerie-Inspector Oesterreich mit Tod ab und der merkwürdige östreichische Graf Hodiz, den Friedrich aus seinem über und über verschuldeten Feenschlosse Hodiz in Mähren, wo

er ihn früher auf der Hin- und Zurückreise von Neustadt 1770 zu Joseph II. selbst besucht hatte, 1776 nach Potsdam hatte kommen lassen. Hodiß kam eben zu Sanssouci an, als der König zur Tafel gegangen war. Der König ließ ihn in einer Portechaise den Berg herauftragen. Der Graf trat mit einem großen Blumenbouquet in's Zimmer. „Sire," rief er aus, „die Weisen aus dem Morgenlande, da sie kamen den Heiland zu suchen, brachten Gold, Weyrauch und Myrrhen, ich bringe nichts als diese Blumen, aber hierbei ein Herz, das bloß für Ew. Maj. schlägt und so lange wie ich lebe schlagen wird." Der König nöthigte ihn zum Sitzen und er war eine geraume Zeit der tägliche Tischgesellschafter des Königs. Er wohnte erst in Sanssouci, dann nahm er ein Quartier in Potsdam, wo er an Steinschmerzen starb. Ferner starb noch in demselben Jahre, 1778, der edle gegen neunzig Jahr alte Engländer Lord Marishal, der ebenfalls seit 1765 in Potsdam dem König gegenüber wohnte und aus dessen Garten eine Pforte nach Sanssouci führte, er hieß vorzugsweise „des Königs Freund", er konnte beim König täglich speisen und dieser besuchte ihn wiederholt, oft ohne alle Anmeldung. Ein Theil von Marishal's Vermögen ging an seine Pflegetochter Emmetah Ulla über, die sein Bruder, Marschall Keith, unter den Ruinen von Oczakow gerettet hatte, sie war mit einem H. von Froment von der französischen Colonie vermählt und lebte in Potsdam.

Dasselbe schlimme Jahr 1778, das Jahr des unwillkommenen baierischen Erbfolgekriegs, raffte auch den Mann weg, der den größten, fast überwältigenden Einfluß auf Friedrich ausgeübt hatte, den Patriarchen von Ferney, Voltaire. Friedrich hatte ihm noch aus der Berliner Porzellanmanufactur seine wohlgetroffene Büste geschickt und mit eigner Hand die Worte darunter geschrieben: „Viro immortali.“ 1781 ließ Friedrich Voltaire's Büste im Versammlungssaale der Berliner Akademie aufstellen; auf seinem Schreibtisch stand fortan in Sanssouci der bekannte Kupferstich in Glas und Rahmen: L'apothéose de Voltaire.

Im Jahre 1780 starb die zweite der drei deutschen Fürstinnen, die der König besonders ausgezeichnet hat, die verwittwete Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen und in demselben Jahre noch seine Nichte, die Tochter der Memoirenschreiberin, die Herzogin von Würtemberg, die Gemahlin des Stifters der Carlsschule. 1782 folgte Friedrich's Schwester, die Königin von Schweden; 1783 d'Alembert, nächst Voltaire derjenige Gelehrte, mit dem der große König seit dem Jahre 1760 bis zu seinem Tode im fleißigsten Briefwechsel, wie früher mit d'Argens und Jordan gestanden hatte und der in Betreff des Charakters weit über Voltaire stand. 1786 endlich, am 26. Januar, sieben Monate vor Friedrich, starb der Held von Torgau, der die Monarchie gerettet hatte, der treue Ziethen.

Von interessanten Fremden sprachen in Friedrich's letzten Lebensjahren seit dem Hubertusburger Frieden

in Sanssouci ein: 1764 der durch seine merkwürdigen Memoiren bekannte italienische Glücksritter, Graf Casanova, vom Grafen Schwerin vorgestellt. Friedrich trug ihm eine — Gouverneurstelle bei dem Cadettenhause an, der galante stattliche Herr schüttelte sofort den Berliner Staub von seinen Füßen. 1769 kam Grimm, der nachmalige sehr einflußreiche Correspondent an die Höfe über die Pariser Zustände in Politik, gesellschaftlichem Leben und Literatur — er reiste damals nach Frankreich; 1773 kam er nochmals in Begleitung des Erbprinzen von Darmstadt und ein drittes Mal 1777 auf der Rückreise von Petersburg nach Paris. 1770 kamen die Landgräfin von Darmstadt zur Geburt ihres Enkels, des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. und die Kurfürstin von Sachsen; 1771 Lord Percy und sein Begleiter Dutens, auf ihrer großen Tour durch Europa. Dutens sollte erst nicht angenommen werden, nur der achtzehnjährige Lord, auch Abbé Bastiani konnte die Vorstellung nicht vermitteln. Darauf introducirte sich Dutens selbst und zwar durch ein charakteristisches Creditiv — charakteristisch für den Aussteller und den, der es annahm. Er schrieb nämlich in's Fremdenbuch des neuen Palais die Verse:

„Superbes bâtimens, goût, genie et beaux arts
Tout ici vous retrace une image de Rome
Et si vous cherchez un grand homme
Frédéric seul vaut les deux premiers Césars."

Das wirkte: Dutens hatte sich legitimirt und ward darauf empfangen.

Im Jahre 1772 reiste der berühmte Diderot durch Berlin, ohne Friedrich zu sehen: Diderot mit seiner Gluth und mit seiner Abneigung gegen die Großen der Welt war Friedrich unausstehlich. 1773 und nochmals 1775 kam die Landgräfin von Darmstadt, 1773 auch Lord Chesterfield. 1775 sprachen noch ein: der galante französische Duc de Lauzun, gegen den Friedrich ganz ungemein artig sich bezeigte, — der martialische Fürst Orlow, der Liebling der Kaiserin Catharine II., der über der Leiche ihres Gemahls zu dieser bevorzugten Stellung emporgestiegen war, und der sehr fetirt wurde, — Lecain, der Schüler Voltaire's, der französische Garrick, von dem der König schrieb: „Dieser Mann würde der Roscius unsers Jahrhunderts sein, wenn er weniger übertriebe“; — der Lord Dalrymple, „ein Lord mit sonderbarem Namen aber liebenswürdigem Geiste,“ wie Friedrich an Voltaire schreibt, der auch zuletzt Gesandter in Berlin wurde — und der Herzog von Hamilton in Begleitung des Dr Moore. Das Jahr 1776 war eins der glänzendsten Jahre für den Berliner Hof: der König feierte die Hochzeit des Großfürsten Paul mit der Prinzessin von Würtemberg, Tochter einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, mit einer Pracht, wie sie seit dem ersten König von Preußen nicht gesehen worden war. Die Festlichkeiten, über die ein eignes 1776 in Berlin erschienenes Buch Bericht giebt „Ausführliche Beschreibung der Reise des Großfürsten Paul von Petersburg nach Berlin“ waren folgende:

21. Julius: Der Großfürst, in Begleitung des nach Petersburg schon am 20. März gegangenen Prinzen Heinrich kommt in Berlin an: der König, die Königin und der ganze Hof empfangen ihn Abends sieben Uhr auf dem Schlosse.

23. Julius: Verlobung auf dem Schlosse, dann große Cour, Tafel beim König, wo vom goldnen Service gespeist wird, Abends bal paré.

24. Julius: Tafel bei der Königin, Abends Oper: Angelica und Medoro.

25. Julius: Prinz Ferdinand giebt dem Großfürsten im Thiergarten am Spreeufer ein Déjeûner, wobei der ganze Hof und die fremden Herrschaften; der Platz erhielt den Namen: Großfürstenplatz. Abends Redoute im Opernhause.

26. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg, Diner in Potsdam, Abends im Neuen Palais in Sanssouci Opera buffa: La Ritornata di Londra.

29. Julius: Französische Comödie im Schlosse in der Stadt: Le misanthrope.

30. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg und dann nach Berlin. Abends Souper und Concert beim Prinzen Heinrich.

5. August: Abreise des Großfürsten.

Die Hofschmeichelei stand damals im Zenith. Als der Großfürst fortfuhr, regnete und donnerte es und dabei wurden die Kanonen gelöst. Ein Poet schrieb damals Folgendes: „Engel vereinigten ihre Thränen mit denen des Volks bei der

Abreise Paul's: Jupiter und Friedrich gaben ihm das Geleit mit ihrem Donner."

1777 kam Claude de Rulhière von der Petersburger Gesandtschaft, Materialien damals sammelnd zu seinem Meisterwerk, Histoire de l'anarchie de Pologne, durch das er einer der vier größten Geschichtsschreiber wurde, die Frankreich hervorgebracht hat, wenn nicht ihr größter: auch Friedrich wird in diesem Buche mit Schlaglichtern beleuchtet, welche erkennen lassen, wie tief dieser profund weltvertraute Mann in die geheimen Falten der Menschenseelen und in die so wichtige Maschinerie hinter den Coulissen geblickt hatte. Dabei kann man immer stehen lassen, daß er sich „einzelner Irrthümer" schuldig gemacht habe. Das ist die allgemeine Schuld der Menschen oder vielmehr ihre Schwäche. Im Großen und Ganzen irrte sich Rulhière nicht. Interessant ist, was Friedrich am 26. März 1780 über Rulhières Project an d'Alembert schreibt: „Sie sagen mir, daß Herr Rulhière, den ich kenne, die Absicht hat, die Geschichte der letzten Unruhen in Polen zu schreiben. Mich dünkt die Epoche ist zu neu, als daß ein Schriftsteller sich mit aller schicklichen Freiheit über diese Begebenheit auslassen könnte; die handelnden Personen leben noch alle, und es hält schwer, die Wahrheit zu sagen, und doch nicht den Einen und den Andern zu beleidigen ꝛc. Wollte man sich auf nähere Umstände einlassen, so würde das zu persönlichen Erörterungen Anlaß geben, die man nur den Augen der Nachwelt mit Sicherheit darstellen darf."

Rulhière hatte durch d'Alembert bei Friedrich auf eine feine Art um Mittheilungen anfragen lassen „weil es ihm bei dieser Geschichte um Wahrheit zu thun sei." Die „persönlichen Erörterungen", die Darstellung der Charaktere, und „die nähern Umstände," die Enthüllung der geheimen Motive sind allerdings die Hauptsache in Rulhières Werke geworden, das übrigens wirklich erst 1807 herauskam, es war aber in Frankreich während der Revolutionszeit viel im Manuscript gelesen worden. 1780 erschien der Prinz von Ligne, von dem wir auch ein kleines Mémoire über Friedrich haben: auch Ligne war ein gewiß weltvertrauter Mann, geistreich, wie der geistreichste Franzose, aber durch Temperament und Stand in der Gesellschaft ganz anders gerichtet, mit andern Auge daher auch die Dinge auffassend und weder so tief noch so unbestechlich in die Personen blickend, wie der mit der feurigsten Phantasie ausgestattete und doch ganz kalt und umsichtig urtheilende Autor der Anarchie von Polen.

1781 kam noch ein dritter Historienschreiber nach Sanssouci und fand Vorstellung bei Friedrich: Johannes von Müller. Er gefiel dem großen König ganz und gar nicht, er fand ihn in einem Briefe an d'Alembert „minutiös", er war ihm so unbedeutend erschienen, daß er sogar den Namen Müller mit Mayer verwechselt hatte, er schrieb an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer ist hier gewesen" ꝛc.

1783 war der englische Gesandte am Hof von Neapel, Chevalier Hamilton, in Potsdam.

1784 sprachen ein: Marquis de Bouillé, der später Ludwig XVI. zu seiner verunglückten Flucht half, und Graf Ségur der Memoirenschreiber, 1785 der berühmte Marquis de la Fayette und Lord Cornwallis, der bei Yorktown in Virginien mit 7000 Mann hatte capituliren müssen — vier Helden des amerikanischen Revolutionskriegs, in welchem die Kriegskunst Friedrich's der kämpfenden jungen Republik durch zwei Preußen zu Gute gekommen war, durch Steuben und Kalb: Baron Steuben, früher Generaladjutant des großen Königs, ward Generalquartiermeister der Continentalarmee und inniger Freund Washington's. La Fayette sagte damals dem Könige, als dieser ihm die Bemerkung machte, daß es eigen sei, wie Frankreich so viele große Genies in den Wissenschaften hervorgebracht habe, Deutschland dagegen so wenige: „Sire, das kommt daher, weil der Schöpfer hier an einem Einzigen sich ganz erschöpft hat."

Endlich am 22. Januar 1786 kam der vierte Historienschreiber und Hauptheld der französischen Revolution, der nachher so berühmte Graf Mirabeau: er wurde, obgleich der König in der Regel keine Fremden mehr sah, schon am 25. Januar vorgestellt. Am 28. Januar schreibt ihm der König: „Monsieur le Comte de Mirabeau. Je n'ai qu'être bien sensible à la confidence que Vous me faites dans Votre lettre du 26. des raisons qui Vous ont engagé à Vous expatrier avec la permission de Votre Souverain et à chercher dans l'étranger à

faire valoir Vos talens avec plus de succés. Vous pouvez être persuadé que je Vous en garde le secret, et que je m'interesserai tous jours du sort d'un homme de Votre mérite souhaitant de bien coeur qu'il soit des plus favorables et conforme à Votre attente. D'ailleurs il dépendra entièrement de Vous, de Vous arreter à Berlin jusqu'à l'arrivé de Monsieur Votre frère, qui veut me demander la permission d'assister aux manoeuvres. Ce dessin me fait d'autant plus de plaisir que j'espére dans cet intervalle d'avoir celui de Vous voir encore une couple de fois, pour Vous assurer de bouche de tous mes sentiments pour Vous. En attendant je prie Dieu etc. Am 15. April hatte Mirabeau noch eine Unterredung mit dem König, die den Grafen aber — weil der König sehr leidend war und nur mit großer Beschwerde Athem holen konnte — so beängstigte, daß er sie möglichst abzukürzen suchte und noch denselben Abend Potsdam verließ. Mirabeau schrieb damals mit dem Braunschweiger Mauvillon das große Werk: de la Monarchie Prussienne und das kleine Buch: Histoire Secrète de la cour de Berlin depuis le 5. Juillet 1786 jusqu'au 9. Janvier 1787, auf das ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme.

13. Friedrich's letzte Tage und verdrießliche Stimmung. Der Handelstractat mit der jungen Republik Amerika. Der Fürstenbund. Die letzte Revue in Schlesien. Die Wassersucht. Dr. Selle und Ritter Zimmermann. Tod und Bestattung. Urtheile von Mirabeau, Jean Paul und Gans.

Bis zum Jahre 1785 hatte der große König ohne schwere Niederlage gelebt, doch immer geplagt von Gicht und Hämmorrhoiden, seinen beiden stehenden Uebeln, die fast alljährlich und nach und nach immer heftiger wiederkehrten. Er half sich dagegen mit Diät, abführenden Mitteln, namentlich mit Rhabarber und ganz besonders durch Abwartung der Transpiration. Periodisch hinfällig war er schon seit den siebziger Jahren und konnte dann weder arbeiten noch die Parade besuchen. Aber er suchte das möglichst zu verheimlichen. „Er ist argwöhnisch", schreibt der Lord Malmesbury 1775 „gegen Jedermann, und fürchtet so sehr für krank gehalten zu werden, daß die Anstrengungen, die er macht, um gesund zu scheinen, sehr oft sein Leben gefährden." Schon damals 1775 ging er gebückt und der Kopf hing fast stets nach einer Seite. Am 1. November 1772 hatte er an Voltaire geschrieben: „Ich bin alt, hinfällig, podagrisch, tief in Jahren, aber immer heiter und bei guter Laune." Es war das aber nicht wahr, wenigstens blieb es nicht immer wahr. „Es quälen ihn" schreibt Malmesbury 1775 allerlei Umstände im eignen Hause. Sein Nachfolger, der fühlt, daß er nach dem Laufe der Natur bald König werden muß, beginnt schon im

Voraus sich zu fühlen und behandelt seinen Oheim mit weniger Respect und Nachgiebigkeit, als früher; seine Diener betrügen ihn, seine Tischgenossen bitten um Entlassung, selbst seine Soldaten klagen — mit Einem Worte, jedes Symptom zeigt sich jetzt, das das Ende einer Herrschaft andeutet, welche ein fortwährendes Schauspiel der Unterdrückung gewesen ist." Als der Prinz de Ligne 1780 in Potsdam war und dem König viel Verbindliches sagte, erwiederte er selbst: „Sie sehen nur meine schöne Seite; fragen Sie nur die Herren Generale nach meinem Eigensinn und meinen Launen, so werden Sie ein anderes Lied anstimmen."

Gegen Ende seiner Regierung wurde Friedrich der Große über alle Maßen übellaunig und mißtrauisch. Diese üble Laune und dieses Mißtrauen traf selbst Männer, die sein volles Vertrauen besaßen. Unterm 28. December 1784 schrieb der Cabinetsminister Graf Herzberg einmal an den Gesandten in Petersburg Grafen Görtz, der sich über die kränkenden Depeschen, die er erhielt, beklagt hatte: „Ew. Exc. würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten lesen sollten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage und was denn doch öfters einige Tage nachher befolgt wird." Auf den Rand eines Concepts zu einer Verordnung für verschiedene Provinzen, die er vollziehen sollte, schrieb der König eigenhändig: „Schon wieder eine Verordnung, man schreibt sich bald die Finger ab; mehr Execution und weniger Verordnung!"

Bei der schlesischen Reise im August 1785 fand der König sich sehr körperlich hinfällig und erschüttert, geistig und gemüthlich verstimmt. Doch behielt der alte Herr — 73 Jahre alt — noch Kraft genug, zu Pferde die Revue über die 50,000 Mann starke schlesische Armee bei Groß-Tiez, einer Johannitercommenthurei ohnweit Strehlen, abzuhalten. Aber er war bei dieser letzten Revue, wie die vertrauten Briefe erzählen, „gar des Teufels". „Die Krücke flog ihm nur so in der Hand und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Stabsoffizier sich in's Teufels Namen hinter die Fronte scheren." Diesem schlesischen Manöver wohnten eine Menge Fremde bei, die Herzoge von Braunschweig, Herzog Constantin von Sachsen Weimar in sächsischen Diensten, die Herzoge von York und von Curland, Lord Cornwallis und der Marquis de la Fayette, dazu noch dreizehn englische, sechs französische, acht sächsische Offiziere und ein polnischer General Lubomirsky. Sie wohnten im alten und neuen Schlosse zu Groß-Tiez, in Klein-Tiez, in Bohrau und Bischkowitz; der König im Hause des Dorfschulzen zu Groß-Tiez. Darauf im September sollte das berühmte Potsdam'sche Herbstmanöver folgen, die Fremden kamen größtentheils ebenfalls aus Schlesien nach Berlin. Am 9. September war der König zum letztenmal in Berlin, wo er die Prinzessin Amalie besuchte und die Bauten in der Stadt besah. Den 18. September, drei Tage vor dem Manöver Abends zehn Uhr bekam Friedrich einen heftigen Stickfluß, er mußte das Bett verlassen,

man half mit Vomitiven und Lavemenst. Um Mitternacht war der Zufall glücklich vorüber, er konnte sich wieder in's Bett legen und fiel nun in einen ruhigen und festen Schlaf. Am Morgen stellte sich das Podagra wieder ein und damit der Anfang der letzten elfmonatlichen Krankheit. Der Prinz von Preußen mußte das Manöver und General Rohdig die Musterung commandiren. Seitdem kränkelte der König stets fort, behielt einen beschwerlichen Husten, Schlafsucht bei Tage, Schlaflosigkeit in der Nacht und die Vorboten zur Brust-Wassersucht stellten sich ein. Zum Carneval in Berlin konnte er nicht gehen. Unter großen Schmerzen ging der Winter vorüber. Zunehmende Schwäche, vermehrte Engbrüstigkeit, trockner Husten, Indigestionen machten das Uebel fast unüberwindlich. Regelmäßig aber von vier Uhr Morgens an besorgte der König die Regierungsgeschäfte, er ließ die großen Gegenstände der damaligen Politik nicht einen Augenblick aus den Augen. Sein Wahlspruch, den er unterm 7. September 1776 in einem Briefe an Voltaire ausdrückte, war: „Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihrer Pflicht.“ Die beiden letzten Angelegenheiten, die den König beschäftigten, waren der Handelstractat mit der jungen Repnblik Amerika und der Fürstenbund. Der Tractat mit Amerika kam unterm 10. September 1785 zu Stande: der Geheime Rath Thulemeyer, Gesandter im Haag schloß ihn mit Adam Jefferson und Franklin ab.

Der deutsche Fürstenbund gegen Kaiser Joseph's II. Tauschprojecte wegen Baiern und für die Erhaltung der Reichsverfassung ward abgeschlossen am 23. Juli 1785 mit Kur-Sachsen und Kur-Hannover; es traten bei: Kur-Mainz, Zweibrücken, der eventuelle Erbe von Baiern, Hessen-Cassel, Braunschweig, Baden, Sachsen-Gotha und Weimar, Anspach, Baireuth, die Herzoge von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt-Dessau, Bernburg und Cöthen, der Fürstbischof von Osnabrück. Nur Kur-Cöln, Kur-Trier und Hessen-Darmstadt traten nicht bei, wegen ihrer Abhängigkeit von Oestreich, ferner Würtemberg nicht wegen des nahen Verhältnisses des Herzogs zu Oestreich und Rußland, ebenso Oldenburg nicht aus Rücksicht auf Rußland und endlich Anhalt-Zerbst nicht aus Abneigung gegen Friedrich. — Mit dem Fürstenbund schloß Friedrich seine politische Laufbahn. Im April 1786 kam der letzte Frühling für Friedrich, er begrüßte ihn mit innigster Freude, er ließ sich bisweilen Nachmittags bei dem Mittagsportale des Potsdamer Schlosses auf die s. g. grüne Treppe einen Stuhl setzen, um sich an der milden Frühlingsluft zu erquicken. So that er am 12. April, wo er zu den beiden Grenadieren, die Wache standen, und das Gewehr scharf beim Fuße hatten, als er das bemerkte, sagte: „Geht ihr immer auf und nieder; ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann!“ Am 17. April verließ er früh sechs Uhr Potsdam, fuhr auf einem starken Umwege spazieren und ließ sich in Sanssouci nieder. Auch hier ließ er sich öfters auf die Terrasse bringen, um sich an der warmen Frühlings-

sonne zu laben. Hier war es, wo er einst sagte: „Bald werde ich dir näher kommen“, die bekannte Scene, die Chodowiecky in Kupfer gestochen hat. Wiederholt versuchte er Ende April und im Mai auszureiten, kam aber aus Kraftlosigkeit nur bis zum Neuen Palais und einmal bis an's Brandenburger Thor, der Staub der trocknen Witterung und der Bauten hinderte ihn, in die Stadt hineinzureiten und die Parole selbst auszugeben. Anfang Juni fingen die Füße an zu schwellen, am 15. und 16. war die letzte Minister-Revue. Am 23. Juni sah er zum letzten mal einen Verwandten: es war sein Liebling, der joviale Prinz Friedrich von Braunschweig-Oels, der seit dem 21. Juni bei ihm zu Besuch war. Auf einem Ritt mit dem Condé am 22. Junius folgte am 24. ein Blutauswurf; am 4. Juli ritt er zum letztenmal aus, Mittags 11 Uhr drei viertel Stunden lang im großen Garten von Sanssouci, mehrentheils im Galopp, höchst matt kam er zurück, hatte keinen Appetit bei Tafel und mußte sich gleich nachher erbrechen. Bisher hatte Dr. Selle ihn behandelt, am 23. Juni war der hannöverische Leibarzt Ritter Zimmermann eingetroffen, er besuchte den König dreiunddreißigmal bis zum 10. Juli, dann ward Selle wieder berufen. Friedrich hatte sich über die Aerzte immer lustig gemacht. Aber sein oft ausgesprochener Wahlspruch war: „Alles wohl erwogen, ist gute Verdauung wichtiger als Philosophie.“ Er las auch dabei immer medicinische Bücher, zog auch bei de la Mettrie, der Arzt war, Rath ein. Man überschickte ihm einmal

aus Marseille 1775 ein Mittel gegen das Podagra. Er befahl man solle zurückschreiben in dem Sinne: „ich danke vor der Cuhr und laße die Natur Valten.“ 1757 hatte er zu dem Dr. Tralles in Breslau, der den Prinzen Ferdinand von Preußen curirte, gesagt: „Das wird er nicht läugnen, daß ein jeder Doctor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke kuriren kann; sag' Er mir doch, war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen fertig?“ Als die Nachricht vom Tode Kaiser Carl's VI. 1740 nach Rheinsberg kam, lag der König am Quartanfieber darnieder; er curirte sich selbst mit China und seitdem wurde dieses Mittel auch von den Aerzten mit Vertrauen empfohlen. Während der Schmerzen der Krankheit pflegte Friedrich geduldig und sanftmüthig zu sein; seine Diener merkten allemal, daß es besser mit ihm wurde, wenn die Heftigkeit und Ungeduld sich wieder einstellte. Friedrich machte den Aerzten ungemein viel durch seine Diätfehler zu schaffen. „Der König, erzählte General Görtz dem Ritter Zimmermann, hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen und diese bestand wie gewöhnlich in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepreßten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne — Rindfleisch, das mit einem halben Quart Branntwein gedämpft war (es war eine Erfindung des Obersten Pinto). Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen

Gericht, das zur Hälfte aus türkischem Weizen besteht und zur Hälfte aus Parmesankäse: dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieses wird in Butter so lange gebacken, bis eine zarte, eines Fingers dicke Rinde umher entsteht. Und diese von Lord Marishal in Sanssouci zuerst angegebene, aber von dem Könige emendirte und corrigirte Lieblingsschüssel hieß Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der von mir angerathene Löwenzahn machte, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpastete, die so hitzig und so würzhaft war, daß es schien, sie sei in der Hölle gebacken.“ Noch an der Tafel schlief er ein und bekam Convulsionen. Zu anderer Zeit aß der König wieder eine Menge von kühlenden und blähenden Früchten, besonders Melonen und allerlei Zuckerwerk. Die Köche waren seine gefährlichsten Feinde.“

Unausgesetzt behielt Friedrich den Gleichmuth bei, mit dem er sich über seine Schmerzen zu erheben suchte. Obgleich er nun von der Wassersucht so geschwollen war, daß er sich nicht allein aus seinem Stuhle zu bewegen vermochte, worin er vorwärts gebückt Tag und Nacht zubrachte, ohne sich des Bettes bedienen zu können, gab er doch nie ein Zeichen von Unbehaglichkeit und Schmerz, behielt seine heitere ruhige Miene und scherzte sogar bisweilen. Als der Herzog von Curland ihn besuchte, sagte er zu ihm: wenn er einen guten Nachtwächter brauchte, so bäte er sich dieses Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Er war aber des Lebens satt. Schon 1763

hatte er, wie d'Alembert an Madame du Deffand schrieb, zu Jemand, der ihm zum Hubertusburger Frieden als zum schönsten Tage seines Lebens gratulirt hatte, gesagt: „Le plus beau jour de la la vie est celui ou on la quitte.“ Er hatte nie geglaubt, daß er noch so lange leben werde. Schon 1769 hatte er sein Testament gemacht und bei Herzog Carl von Braunschweig niedergelegt. Schon lange hatte er immer in seiner derben Sprache geäußert: „Ich bin ein alter abgelebter Kerel, die Maschine will nicht mehr aushalten, der Teufel wird mich bald holen.“ Doch fürchtete er ein stumpfes Alter, er wollte da lieber, wie er öfter in seinem Latein gesagt hat: „stante pede morire.“ Ueber seinen Zustand oder vom Tode sprach er nie, nur über die Zeitläufte, die Literatur, alte und neue Geschichte und vorzüglich über den Landbau und die Cultur seiner Gärten, die er noch immer mit neuen Anlagen versehen ließ. Noch in den letzten Monaten seines Lebens ließ er beim Neuen Palais Spaliere für die besten Arten von Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen machen. Weil er sich wenig mit Lesen und Schreiben beschäftigen konnte, vertrieb er sich die freie Zeit Nachmittags damit, daß er sich seine Juwelen, seine Dosen, Ringe, geschliffenen und rohen Chrysoprase, seine Banknoten, das Portefeuille und die Papiere, welche die Vertheilung seiner Hand- und Dispositionsgelder enthielten, vorlegen ließ und alles ansah. In dieser Zeit bekam er von den Abgeordneten der Berliner Herrnhuter Gemeinde einen merkwürdigen Brief, worin

er beschworen wurde, „die liebreichste Versöhnung Jesu Christi und seine liebevollen heiligen Gesinnungen anzunehmen und sich den heiligen Geist zum Führer ernstlich zu wünschen". Die Zuschrift schloß mit den Worten: „Bei Gott ist gar kein Ding unmöglich. Herr Jesu! Hilf! Ich verbleibe Ihro Königl. Maj. mit allerunterthänigstem Respect und Liebe verbundener Christ D. F." Als der König diesen Brief gelesen hatte, gab er ihn ruhig wieder zurück und sagte: „Man muß den Leuten höflich antworten, sie meinen es gut mit mir."

Der Minister Herzberg, den Friedrich am 8. Juli nach Sanssouci rufen ließ und der die letzten fünf Wochen hier blieb, berichtet, daß des Königs beständiger und täglicher Lebenslauf dieser gewesen sei. Ganz früh Morgens las er die Depeschen seiner Gesandten und die militairischen und Civilberichte seiner Generale und Minister. Um vier oder fünf Uhr schon, nach der Menge der Geschäfte, ließ er die Cabinetsräthe, einen nach dem andern zu sich hereinkommen. Dem Einen diktirte er die Antworten auf die Depeschen seiner Gesandten, die er nachher dem Minister Herzberg zustellen ließ, den beiden andern die Befehle und Antworten an die Staatsminister und Generale über Kriegs-, Finanz- und Justizsachen, wie auch die Antworten auf die unendliche Menge Briefe und Bittschriften von Privatpersonen und zwar mit einer solchen Genauigkeit und Ordnung, daß die Cabinetsräthe nur die Titel, Curialien und das Datum beizusetzen hatten.

Noch am 1. August 1786, vierzehn Tage vor seinem Tode, erließ er folgende Cabinetsordre an den Kammerpräsidenten Baron Goltz in Königsberg:

„Bester, besonders lieber Getreuer. Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrechiren sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören ꝛc. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sclaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzt werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könne und bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 1. August 1786.

Friedrich."

Ein „am 12. August, (fünf Tage vor seinem Tode,) expedirter" Zettel enthielt die eigenhändigen Worte des Königs:

„An Korkwitz und Dohmhard"

1tens Vor ein Jahr habe ich befohlen zu probiren Leinsamen zu ziehen und solchen in Schlesien probiren zu lassen. Das haben die ...... vergessen.

2tens an Dohmhard. Berlin braucht noch 1000 Centner Butter, deswegen muß er sehen, wie viel Brücher von den Polnischen Adligen können urbar gemacht und gekauft werden.

Friedrich."

War das Geschäft mit den Cabinetsräthen um sieben oder acht Uhr geendigt, so ließ er den Commandanten von Potsdam, Generallieutenant Rohdich, eintreten und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen die Tagsbefehle für die Garnison mündlich zu ertheilen. Hierauf sah er seine Aerzte. Um elf Uhr traten die gewöhnlichen Gesellschafter ein. Diese waren: der Marquis Lucchesini aus Lucca, der seit 1780 als Kammerherr an den preußischen Hof gekommen war, und auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. zurückkomme — der General Graf Carl Friedrich Adam Görtz, der Bruder des Diplomaten, ein feiner Hofmann — der alte, kleine, dicke General und Oberstallmeister Graf Schwerin, der beim König in Sanssouci wohnte, — der Ingenieur-Oberst Graf Pinto, ein Piemonteser aus der berühmten alten jüdischen portugiesischen Familie stammend, die wie die Bolzá zum ältesten Adel Portugals gehörte, ein erfahrner Ingenieur, seit 1770 ohngefähr in des Königs Dienst, der 1781 bei ihm Gevatter stand, gestorben 1788 und Lucchesini's Schwager — und Herzberg. Mit diesen Fünfen unterhielt der König sich, bis es zwölf schlug, worauf er sie entließ und allein seine Mittagstafel einnahm. Früher bildeten diese ersteren vier Herren außer Herzberg seine tägliche Tischgesellschaft, doch ließ sie Friedrich jeden Morgen von Neuem zum Essen einladen. Seit dem 8. Juli wohnte wie gesagt, auch Herzberg in Sanssouci. Schwerin hatte am 31. Juli Urlaub nach Braunschweig genommen, den der König nicht geben wollte, als er wiederholt

hat, sagte er: „Nun, so reist denn, Ihr werdet mich aber bei Eurer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden!“ Vom 4.—9. August war der schlesische Minister Hoym in Sanssouci: der König besprach mit ihm Urbarmachungen und Anlagen von Fabriken. Noch in den letzten Krankheitstagen, bis zum 8. August, corrigirte Friedrich wie gewöhnlich die Küchenzettel, Preuß hat die vier letzten derselben mit den Correcturen in seiner Biographie abdrucken lassen, der vom 5. August ist oben mitgetheilt.

In den Nachmittagen setzte sich Friedrich dann bisweilen auf seine Terrasse in voller Uniform mit Hut und Mantel in die Sonne. Alle Nachmittage unterzeichnete er aber noch regelmäßig mit großer Aufmerksamkeit sämmtliche Depeschen und Briefe, die er am Morgen dictirt hatte und die die Cabinetsräthe während des Vormittags expedirt haben mußten. Gegen fünf Uhr ließ er die fünf Gesellschafter wieder kommen und behielt sie bis acht bei sich; darauf nahmen diese Herren das Abendessen unter sich. Dann verbrachte er eine Stunde oder etwas mehr mit seinem Lector Dantal, den er seit November 1784 auf des Schweizer Merian Empfehlung aus der französischen Colonie angenommen hatte, um ihm aus den alten oder neuen Classikern und verschiednen historischen und philosophischen Werken, Voltaire, Hénault, Mezeray, Rollin, Bayle u. s. w. vorzulesen. Hierauf beschäftigte sich Friedrich wieder mit den neu eingegangenen Depeschen und genoß zuletzt des wenigen Schlafs, den ihm sein Zustand vergönnte. Dantal

schloß sein Amt Sonntag 30. Juli Abends 9¼ Uhr mit dem Verhör Robert Damien's über das Attentat auf das Leben des Königs aus Voltaire's Précis du siècle de Louis XV.; der König ließ ihn zwar an den folgenden Tagen noch rufen, es konnte aber nicht mehr gelesen werden. Das Letzte, was der König selbst gelesen hatte, war das Leben Heinrich's IV. und das Leben der zwölf ersten Kaiser von Sueton, übersetzt von de la Harpe, l'evangile du jour von Voltaire und Quintilian. Bis zum Sonntag den 13. August aß der König ordentlich zu Mittag. Montag am 14. nahm er nur ein wenig Suppe und Boeuf à la Russienne und zu Abend eine halbe Seespinne. Dienstag den 15. August schlummerte er gegen seine Gewohnheit bis früh elf Uhr, dann besorgte er, wiewohl mit schwacher Stimme, mit aller Geistesgegenwart seine Cabinetsgeschäfte, dictirte noch an den Cabinetsrath Laspeyres so richtig durchdachte Depeschen, daß sie dem erfahrensten Minister würden Ehre gemacht haben: es befand sich darunter eine vier Quartseiten lange Gesandteninstruction. Schon vorher hatte er dem General Rohdich die Disposition zu einem Manöver der Potsdamer Garnison ertheilt. Dieß waren seine letzten Regierungshandlungen. „Als am 16. August das Manöver executirt wurde, erzählt Oberst Massenbach, und wir eben im Avanciren waren, kam die Nachricht, daß sich die Gesundheit des Königs merklich verschlimmere.“ Der König aß am Morgen des 15. wieder die Hälfte einer Seespinne, unterschrieb gegen Abend noch die ausgefertigten

Cabinetsbefehle und Briefe, war dann aber auch wieder fast gar nicht bei Bewußtsein und in einem anhaltenden, betäubenden Schlummer. Die letzte Depesche, die der sterbende König unterzeichnete, ging an den Legationsrath Hüttel nach Petersburg, sie wird im geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrt.

Den 16. August gleich bei frühem Morgen fing der König gewaltig an zu röcheln und es schien, als wolle er augenblicklich aushauchen. Er vernahm sich wieder etwas, als gegen fünf Uhr die drei Cabinetsräthe Beyer, Laspeyres und Müller angemeldet wurden. „Sie sollten warten, gab er zu verstehen, er werde sie hereinrufen lassen." Die Sprache stockte, die Räthe wurden nicht zum Vortrag gerufen. Als nach sieben Uhr General Rohdich kam, arbeitete Friedrich, um aus dem Winkel des Stuhls sein Haupt emporzuheben, mußte aber mit einem klagenden Blicke zu verstehen geben, daß er nicht mehr ihn abfertigen könne. Rohdich trat mit Thränen in den Augen ab. Als Selle kam, fand er den Kranken nach drei Uhr Mittags mit etwas freierem Bewußtsein, gegen sieben Uhr schlief er ein. Er klagte über Frost und verlangte beständig mit Kissen bedeckt zu werden. Gegen Mitternacht bemerkte der König, daß sein Hund vom Stuhle gesprungen war, er fragte, wo er sei und befahl, ihn wieder auf den Stuhl zu setzen und mit Kissen zu bedecken. Morgens ein Uhr Donnerstag am 17. August fand Selle den König sterbend, die Lebensgeister schwanden sichtbar, zwei Uhr zwanzig Minuten hauchte er seinen letzten Athenzug aus. Bei

ihm waren nur die Kammerdiener Schöning und Neumann, der Lakai Strützki hielt ihn in seinen Armen. Die letzten Worte, die sie von ihm vier Stunden vor seinem Tode vernahmen, warem beim Auswerfen des Schleims: „Cela sera bon, la montagne est passée.“ Selle trat ungerufen ins Sterbezimmer, als Friedrich schon ohne Bewußtsein war. In den Seitenkammern befanden sich Herzberg, Görtz und der von Braunschweig wieder gekommene Schwerin.

Zwei Stunden nach Friedrich's Ableben nahm der Bildhauer Eckstein die Todtenmaske desselben in Gyps ab, die sich jetzt wieder auf der Berliner Kunstkammer befindet, nachdem Napoleon sie nach Paris entführt hatte. Der Leichnam, mit der Uniform des ersten Gardebataillons bekleidet, ward noch am 17. Aug. Abends acht Uhr auf einem achtspännigen Leichenwagen nach Potsdam ins Schloß geführt. Alle Straßen waren mit Menschen überfüllt. „Alles war todtenstill, schreibt Mirabeau, aber Niemand war traurig. Alles war beschäftigt, aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören, weil Friedrich diejenigen mehr geliebt hatte, denen er zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten.“ Preuß, in der Fülle seines Patriotismus, hat diese Nachricht Mirabeau's für die grundloseste Unwahrheit erklärt. Er schreibt: „Wie noch lebende Augenzeugen sich erinnern, lag, als Friedrich zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf seinem Volke; nur hie und da ein schwerverhaltenes Schluchzen und

der Seufzer: „Ach, der gute König!“ Gewiß ist aber, daß Friedrich mehr Respect als Liebe genossen hat, namentlich in der letzten Zeit seines Lebens. Daß im Jahre 1777 schon diese Stimmung die allgemeine war, bestätigt unter andern auch der englische Tourist William Wraxall; eben so bestätigt es der bekannte Prinzenerzieher in Weimar, Major von Knebel, der zehn Jahre lang nach dem Hubertusburger Frieden als Offizier in preußischem Dienst stand. Am 18. stand die Leiche unter einem Baldachin in Parade im gelben Audienzzimmer des Potsdamer Schlosses aus. Neben ihr auf einem Tabouret lagen Degen, Krückenstock und Schärpe. Der König hatte streng geboten, ihn nach seinem Tode nicht auszukleiden, sondern in seinem militairischen Mantel bis an den Hals zugedeckt hinzulegen. Es geschah nicht. Schöning gab ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg und die Gardeuniform ward ihm angezogen. Der Körper war auch punctirt worden, um das Wasser zu entziehen, er glich mehr den Gebeinen eines Kindes, als denen eines Mannes. Nur das Angesicht bewahrte noch das Bild der Größe, das dünne eisgraue Haar war etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt worden. Bei dem Anblicke des Uebrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Hand voll Knochen solcher wunderbaren Kraft habe zum Wohnplatze dienen können. Einbalsamirt ward Friedrich nach seinem Wunsche nicht. Abends acht Uhr ward der Sarg nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und unter der Kanzel neben seinem Vater beigesetzt. Das feierliche Leichenbegängniß fand den

9. September statt, wobei eine lateinische Trauercantate von Lucchesini, in Musik gesetzt von Reichardt, aufgeführt wurde.

Des Königs Ruf war so weit europäisch geworden, daß Goethe aus Caltanisetta auf der Insel Sicilien unterm 28. April 1787 schrieb: „Wir müssen den Einwohnern von Friedrich II. erzählen und die Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.“

An der Grabstätte Friedrich's des Großen zu Potsdam sagte in der Nacht vom 4. November 1805 der Kaiser Alexander Friedrich Wilhelm III., seinem Freunde, und der Königin Luise Lebewohl. Ein Jahr darauf stand am 25. October 1806 Napoleon als Sieger von Jena bei diesem Grabe. Den Tag vorher hatte er in der Gallauniform in Friedrich's Arbeitszimmer zu Sanssouci verweilt und zu seinem Gefolge, dem ausdrücklich der Befehl ertheilt worden war, die Gallauniformen anzulegen, die Worte gesagt: „Messieurs, c'est un endroit, qui mérite notre respect!“ Aus den Zimmern von Sanssouci nahm Napoleon den Degen Friedrich's mit, den er auf seinen Feldzügen getragen. Er schenkte ihn dem Invalidenhause zu Paris, wo er vom Gewölbe des Doms der Invaliden herabhängend aufbewahrt wurde „als ein Zeichen der Siege der großen Armee und der Rache wegen der unglücklichen Schlacht bei Roßbach“. 1814 ist dieser Degen zurückgebracht worden und 1815 schenkte Blücher den Degen Napo-

leon's, den er nach der Schlacht bei Waterloo bei Genappe erbeutet, dem Cadettencorps zu Berlin. Napoleon hatte auch Friedrich's Schärpe, Ringkragen und das Band des schwarzen Adlerordens mitgenommen. Friedrich's Uhr, die im Nebenzimmer seines Sterbezimmers stand, mit Titus' Bildniß und der Inschrift: Diem perdidi hing im Camin auf St. Helena in Napoleon's Wohnung, er vermachte sie nebst einer Klingel vom Tische Friedrich's in Sanssouci im Testamente seinem Sohne. Friedrich's Hut, den er in seiner letzten Lebenszeit und noch den Morgen vor seinem Tode auf seinem Kopfe getragen hatte, schenkte Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels, der Großmeister der Loge aux trois globes, den 25. August 1786 an Gleim. Eben so erhielt Gleim 1787 durch den ehemaligen Geheimen Kämmerier Gericke diejenige Schärpe, die Friedrich den siebenjährigen Krieg hindurch getragen und die er in der Garderobe aufzuheben befohlen hatte. Friedrich Wilhelm II. hatte sie den Kammerleuten geschenkt, Gleim ließ zum Andenken Ringe für seine Freunde daraus machen. Der Stuhl, auf dem Friedrich gestorben war, und die Tasse, aus der er gewöhnlich getrunken, schenkte Friedrich Wilhelm II. seiner alten Tante, Friedrich's Lieblingsschwester, der Prinzessin Amalie. Kurze Zeit nach ihres Bruders Tode kam sie nach Sanssouci, um sich das Sterbezimmer, die Lieblingsplätze und die Gruft des Königs zeigen zu lassen. Die verwittwete Königin sah, so viel man weiß, Sanssouci niemals.

Es wird wenige Menschen geben, die Jean Paul's Urtheil über Friedrich den Großen nicht unterschreiben: „Es ist leichter, ein großer als ein rechtschaffner König zu sein; er war beides. Es ist leichter bewundert als gerechtfertigt zu werden, ihm ist beides zu Theil geworden.“ Und nicht minder wahr ist, was Gans einmal 1837 an Varnhagen schrieb: „Es ist merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaschungen des Mittelmäßigkeitswassers doch nicht die inficive Farbe Friedrich's des Großen loswerden.“

Wenn bedeutende Zeitgenossen Friedrich's über sein Regiment das harte Wort „Sclaverei“ ausgesprochen haben, so haben die Nachkommen gewiß doch es dankbar zu erkennen, daß aus der harten Steinbruchsarbeit, mit der die damals im Lande lebenden Menschen überlastet wurden, der stolze und feste Bau hervorgegangen ist, unter dessen Schirme sie jetzt wandeln: er hat schwere Stürme überdauert und wird auch noch schwerere überdauern: „Wenn anders Preußen nur sich selbst bleibt treu.“

14. Die Brüder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und Prinz Wilhelm. Die Prinzessin Ferdinand und der Einsiedler am Vesuv. Friedrich's Schwester Amalie und Baron Trenk.

Den König überlebten zwei jüngere Brüder: die Prinzen Heinrich, geboren 1726, und Ferdinand, geboren 1730, der dritte Bruder, Wilhelm, „der Prinz von Preußen", als präsumtiver Thronerbe genannt, geboren 1722, zehn Jahre jünger als Friedrich, war schon 1758 gestorben. Wilhelm hatte sich 1742 mit einer braunschweigischen, Heinrich 1752 mit einer hessischen, Ferdinand 1755 mit einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vermählt; Wilhelm hatte seine Hofhaltung in Oranienburg, das ihm der König geschenkt hatte, Heinrich in Rheinsberg, Ferdinand in Ruppin. Alle drei Prinzen waren lebenslustig und lebten auch, namentlich in den Jahren zwischen den ersten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege auf ihren Lustschlössern ein heitres Leben, über das Bielefeld, der Gouverneur des jüngsten Prinzen Ferdinand war, berichtet.

„Oranienburg", schreibt er unterm 21. November 1754, hat Prinz Wilhelm aus dem Verfalle gezogen. in den es während der siebenundzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's I. gerathen war. Den großen nach le Nôtre's Plan angelegten Garten hatte die Vernachlässigung wunderbarerweise verschönert. Die seit 1713 nicht mehr verschnittenen Buchenhecken

hatten sich verwachsen und verschlungen und bildeten einen Gang, der so dicht jetzt ist, daß weder Sonne noch Wind durchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends speist man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöscht. Ein geschickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geschmackvolle, kleine Gartenhäuser aus der Erde wachsen lassen."

„Das Schloß zu Rheinsberg ist geblieben wie es war: nur einige Zimmer, die nicht fertig waren, sind ausgebaut worden. Der Garten hingegen ist sehr vergrößert worden. Ein Theater von grünen Hecken ist vollkommen zu Vorstellungen aller Art eingerichtet und kann zu mehr als einem Zwecke dienen. In dem das Schloß umgebenden Laubholzwalde hat Prinz Heinrich eine Menge Landhäuser angelegt, die Einsiedeleien vorstellen. Sie sind mit Austerschalen und Baumrinde überzogen und mit Stroh gedeckt. Inwendig sind sie einfach, doch nett möblirt. Mitten unter diesen Häusern sieht man eins, größer als die andern mit einem Thurme: darin wird bei Regenwetter gespeist; ist schönes Wetter, so ist die Tafel in einem nur einige Schritte davon entfernten Pavillon von Gitterwerk. Das Zeichen dazu wird mit einer Glocke gegeben, beim dritten Schlag verläßt Alles die Häuser und tritt in den großen Saal. Die Vormittage verlebt jeder Bewohner der Häuser, wie es ihm gut dünkt; nach aufgehobener Tafel hat man dieselbe Freiheit; um sechs Uhr Abends versammelt man sich zu den gemeinschaftlichen Ergötzungen."

Unter diesen Ergötzungen berichtet Bielefeld unterm 11. December 1753 von einer vor kurzem gegeben Vorstellung des französischen Hofes unter der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Die Hauptabsicht des Prinzen Heinrich war dabei: der Erbprinzessin von Darmstadt (der geistreichen Caroline) einige alte chinesische Lacke auf eine feine Art anzubieten. Es ward ihr die Rolle der Anna von Oestreich zuertheilt, ein Gesandter aus Siam brachte die Geschenke. Man hatte alle Berichte, alle Kupferstiche zu Rathe gezogen, um die Personen jener Zeit darzustellen und sie im Geschmack ihrer Tage zu kleiden. Fräulein von Forcade, Hofdame der Prinzessin, lieblich blühend und eigentlich noch ein Kind, spielte den König Ludwig. Prinz Wilhelm als Kanzler trug eine ungeheure Perrücke und ein langes schwarzes schleppendes Kleid. Prinz Heinrich gab den Cardinal Richelieu mit Mäntelchen und Faltengewand. Die übrigen Hofleute, die hundert Schweizer und die Dienerschaft waren genau im Costüm des siebzehnten Jahrhunderts. Alles war zu diesem Feste in Athem gesetzt worden, selbst die Kammerfrauen. Die schönste Sommernacht erhöhte das Vergnügen; man begab sich unter die Colonnade, welche dem See von Rheinsberg gegenüber ist. An einem Ende derselben erhob sich ein Thron für den König, auf den er sich neben seiner erhabenen Mutter niederließ. Darauf sah man auf dem See in der Ferne zwei Barken mit bunten Wimpeln und mit hundert Lichtern erleuchtet. Sie hatten den Gesandten von Siam mit seinen Geschenken

an Bord und nie sah man etwas Originelleres. Seine Tracht, so wie die des Dolmetschers und Gefolges war prachtvoll. Sobald die Barken gelandet waren, sprang der Gesandte heraus, ging mit den Seinigen zur Colonnade, ward von den Vornehmsten des Hofes empfangen und vom Ceremonienmeister vor den König geführt. Er hielt eine Rede in fremder Sprache, welche der Dolmetscher übersetzte und überreichte darauf sein Creditiv nebst den Geschenken. Prinz Wilhelm als Kanzler übernahm die Beantwortung, die ziemlich lang war, und die er, um den Prinzen Heinrich zu necken, mit folgenden Worten schloß: „die königliche Frau Mutter nehme die Geschenke aus Siam bloß als Freundschaftsbeweis, nicht ihres Werthes wegen an, denn (ich gebe genau wieder, was er sagte) la chaise p....e de la Reine est, sauf le respect, d'un plus beau laque, que tous ces colifichets"*). Dieser Einfall erregte ein lautes und allgemeines Gelächter. Man zeigte hierauf dem Gesandten alle Herrlichkeiten des hell illuminirten Schlosses und Gartens und nahm dann an kleinen Tafeln zum Abendessen Platz. Beim Nachtisch bereitete Fräulein von Mérienne (Morien) noch eine Ueberraschung. Sie verließ unbemerkt den Saal und zog eine schwarze, mit feuerfarbenem Bande und sonderbaren Flittern besetzte Robe an. Darauf meldete man dem französi-

*) Es bezieht sich das auf die Ausstattung der Königin Charlotte und die oben mitgetheilte Stelle in dem Briefe der Herzogin von Orleans. (Bd. 2, S. 145.)

schen Hofe, daß so eben die Königin Christine von Schweden in Begleitung Monaldeschi's angekommen sei, um König Ludwig zu besuchen. Man erhob sich zu ihrem Empfang. Fräulein Mérienne hatte ihre Rolle vollkommen durchdacht und spielte sie zum Entzücken. Nach der Tafel war Ball und man bewegte sich in Passepieds, Aimable-vainqueurs, Rigodons und Sarabanden heiter durch den Saal."

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Alles erzählen sollte, was die Prinzen in dieser Art seit einigen Jahren ersannen. Niemand findet mehr Geschmack an freisinnigen Vergnügungen als Prinz Wilhelm und Niemand versteht besser sie anzuordnen, als er. Bielefeld beschreibt nun noch umständlich eine von Prinz Wilhelm arrangirte Insel des Vergnügens, wobei Prinz Heinrich als Orpheus und an seiner Seite Fräulein von Mérienne als Euterpe erschien. „Einst stellte man ein Auto da fé zu Goa vor: Prinz Wilhelm und ich waren die Schlachtopfer, die fälschlich angeklagt zum Feuertode verdammt wurden. Ein anderes mal stellte man das Serail dar, ein Götterfest auf dem Olymp, die Entführung einer Schäferin, die elysäischen Gefilde, ein Kloster, eine Scene aus dem Don Quixote, Ritter um eine Prinzessin streitend u. s. w. In Allem zeigte sich das unübertreffliche Genie des Prinzen."

Auch noch später, nach dem Tode des Prinzen Wilhelm, 1758, machte der Prinz Heinrich in Rheinsberg einen stattlichen Hof. Er hatte auch in Berlin ein prachtvolles Haus. „Prinz Heinrich's Palais, die heutige Universität," schreibt 1775 der Tourist Moore, „ist

eines der prächtigsten Gebäude in Berlin. Kein Unterthan des Königs lebt herrlicher als dieser Prinz, der einen zahlreichen Hofstaat von Bedienten unterhält, die meist schöne, junge, sehr kostbar gekleidete Leute sind. Das Tractament, das er nach der Berliner Musterung gab — ein Souper mit Concert — war ungemein prächtig."

Von dem Prinzen Heinrich, welcher den trefflichen Oberst Camas zum Gouverneur gehabt hatte, dem ausgezeichnetsten der Brüder des großen Königs, hat der englische Tourist William Wraxall, welcher den Hof im Jahre 1777 besuchte, eine Charakterschilderung in seinen Memoiren hinterlassen:

„Der Prinz Heinrich, sagt er, ist ein durch seine großen Gaben nicht minder ausgezeichneter Mann, als sein älterer Bruder der König. Er ist gegenwärtig fast zweiundfunfzig Jahr alt, von Person unscheinbar und ohne alle äußerliche Anmuth der Gestalt. Von Natur schweigsam, kalt und eingezogenen Wesens, kann er nichtsdestoweniger, wenn die Gelegenheit es fordert, seine gewöhnliche Zurückhaltung abschütteln und gesprächig, mittheilend und gewinnend werden. Er verbindet mit überlegnen Fähigkeiten eine ungewöhnliche Ausbildung des Geistes und, gleich Friedrich, ist er nicht weniger ein General, als ein Staatsmann. Zeit des ganzen Verlaufs des letzten Kriegs vertraute der König ihm die schwierigsten Unternehmungen, zu denen eine vollendete Umsicht oder militairische Wissenschaft erforderlich waren. Mit untergeordneten und schlechtdisciplinirten Truppen hielt er nicht nur die

Angriffe der Oestreicher und Sachsen ab, sondern schlug sie auch mehr als einmal. In der Schlacht bei Prag bewährte er die größte Unerschrockenheit. In der bei Freiberg zeigte er Talente für die Kriegsführung, die ihn den ersten Generalen der Zeit gleichstellen. Der Ueberlegenheit seiner Pläne und Anordnungen ward der hier erfochtene Sieg vornehmlich verdankt. Man sagt, seine militairischen Talente bildeten die Gegenseite von denen des Königs. Friedrich, unternehmend von Gemüth, ist geschickt zu allen kühnen Offensiv-Maaßregeln. Prinz Heinrich, vorsichtiger, ist für den Defensivkrieg geschaffen."

"Nicht allein im Felde sind seine Fähigkeiten wirksam und zum Nutzen der Krone verwendet worden, er hat gleich schwere Hindernisse im Cabinette beseitigt. Ihm vertraute der König die beiden „delicaten" Unterhandlungen an, mit Catharine II., welche die Gestalt Europas veränderten, eventuell die Theilung Polens herbeiführten und auf dauerndem Grunde die Freundschaft zwischen dem Petersburger und Berliner Hofe zusammenkitteten. Bei den beiden Besuchen, die er zu diesem Zwecke der Kaiserin abstattete, wo er zugleich als Staatsmann und Gesandter auftrat, entsprach er mehr als jeder Hoffnung und setzte alle Hauptpunkte, die seinem Auftrag vertraut waren, durch." Sein Bruder sagte damals: „Ich habe ihn nun im Krieg und im Frieden geprüft; er hat mir in Rußland die größten Dienste mit aller möglichen Geschicklichkeit geleistet." „So eine Vereinigung von Talenten bei zwei so eng verbundenen Fürsten ist ohne

Beispiel. Es giebt hier unabhängige Personen, die dafür halten, daß der Prinz an Fähigkeit dem König überlegen sei; aber die erhabene Stellung auf einem Throne ist besser dazu geeignet, jene Fähigkeit zur Schau zu bringen, als der Beruf eines Privatmannes."

„Schlagend ist die Aehnlichkeit zwischen beiden Brüdern in vielen Einzelnheiten ihres Lebens und ihrer Neigung. Gleich Friedrich ist Prinz Heinrich ohne Söhne und Töchter. Ebenfalls gleich ihm hat er keine Neigung zu Frauenliebe, noch ist er in seinen ehelichen Verhältnissen glücklich. Beide bringen einen großen Theil ihrer Lebenszeit in der Zurückgezogenheit zu, wenig gesehen, ausgenommen von den Personen, welche ihre Hofhaltung bilden und ihre gewöhnliche Gesellschaft ausmachen. Der Prinz ward im Jahre 1752 mit Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Hessen-Cassel vermählt (und zwar nach Bielefeld aus eigner Wahl, die Prinzessin galt für sehr schön); aber sie speisen, sprechen, kommen und leben nicht zusammen. Nichtsdestoweniger ist sie nicht nur eine liebenswürdige und angenehme Frau, sondern besitzt auch einen überlegenen Verstand. Gewiß ist es nicht in der königlich preußischen Familie, wo man heut zu Tage leicht Beispiele von ehelichem Zusammenleben und Glück finden kann. Die Abneigung zwischen dem Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin ist so groß, daß er, wenn er in Berlin sich aufhält, hier seine besondere Tafel hat; er lebt aber den größten Theil des Jahres in seinem Schlosse Rheinsberg. Hier kann man ihn sehen und kennen lernen,

nicht in der Hauptstadt, wo er selten mehr als drei Monate bleibt, vom Januar bis April. Obgleich zur Zeit von dem König nur wenig befragt und verwendet, leidet es doch keinen Zweifel, daß seine Fähigkeiten sofort wieder zur vollen wirklichen Thätigkeit gerufen werden, wenn gefährliche oder schwierige Umstände eintreten sollten."

Strenger als Wraxall beurtheilt der englische Gesandte Mitchell den Prinzen Heinrich. Er hebt namentlich hervor, daß er seinem Bruder gegenüber immer den Unzufriednen gespielt habe. „Prinz Heinrich, sagt Mitchell in einer Depesche vom 19. Dec. 1757 ist sehr eitel und haßt seinen Bruder, auf dessen Größe er eifersüchtig erscheint. Er besitzt Talente, jedoch mehr Verschlagenheit als wahre Tiefe und ist durch und durch französisch gesinnt." Wie weit dieß ging, beweist eine Aeußerung, die er an den jungen Berenhorst, natürlichen Sohn des alten Dessauers, den Autor der berühmten Betrachtungen über die Kriegskunst, that, den er mit den Worten „daß man doch kein deutsches Beest sein möge" aufforderte, französisch zu lernen. In diesem Sinne wurde die große Pepinière von jungen Offizieren und Diplomaten, die Prinz Heinrich um und unter sich hatte, gebildet.

Prinz Heinrich überlebte seinen Bruder, der vierzehn Jahre älter als er selbst war, noch siebzehn Jahre; er starb 1803, im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Sein Erbe war der bekannte Prinz Louis Ferdinand, der Sohn seines jüngsten Bruders Ferdinand.

Prinz Ferdinand's Gouverneur war seit seinem funfzehnten Jahre der oft genannte Baron Bielefeld. „Seine Erziehung, schrieb dieser damals 1745, scheint mir etwas vernachlässigt worden zu sein, der Unterricht war ihm zuwider, nur Krieg und Jagd beschäftigten ihn. Wenn es mir gelingt, das Rauhe seiner Sitten zu schleifen, sind alle meine Wünsche erfüllt."

„Prinz Ferdinand, sagt Wraxall zweiunddreißig Jahre später, obgleich er nicht dieselben persönlichen Ansprüche auf Unsterblichkeit, wie seine beiden älteren Brüder machen kann, mag mit Recht, was persönlichen Muth betrifft, mit ihnen wetteifern. Während des siebenjährigen Krieges diente er in der preußischen Armee und hatte den Rang eines Generals. Ihm aber wird Friedrich wahrscheinlich nicht bei einem Augenblicke der Gefahr die materiellen Interessen der Familie Brandenburg anvertrauen."

Prinz Ferdinand war seit 1755 mit Luise, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, vermählt. Sie muß eine sehr liebenswürdige Dame gewesen sein, wenigstens veranlaßte sie so heftige Leidenschaften, daß ein junger Italiener, der ihr in Berlin in seiner Sprache Unterricht ertheilte, in der Verzweiflung in der weiten Welt umhergejagt ward, bis er sich als Eremit am Fuße des Vesuvs niederließ. Die bekannte Gräfin Lichtenau machte hier seine Bekanntschaft im Jahre 1796 und er schrieb ihr damals einen Brief, d. d. Naples 18. Avril 1796, der in ihrer Apologie abgedruckt ist. Es heißt darin: „Je vous supplie

très humblement et très instamment de me mettre aux pieds de Mad. la Princesse F—d, et de Lui dire que, pour expier les folies de ma jeunesse, il y a cinq ans que je me suis procuré une retraite trop près d'une bouche d'Enfer, pour que l'horreur qu'elle m'en inspire me mette à même de l'éviter, comme assurement je l'espère de manière que je vis dans la ferme croyance de La revoir un jour dans l'heureux séjour d'une gloire éternelle.“ Die Prinzessin — die Mutter des berühmten Prinzen Louis Ferdinand, starb erst 1820, zweiundachtzig Jahr alt. Ihr Gemahl, Prinz Ferdinand, war Heermeister in Sonnenburg und starb 1813, dreiundachtzig Jahr alt. Zwei Söhne waren vor den Eltern gestorben, Friedrich fünfundzwanzigjährig 1796 und Louis Ferdinand, der 1806, noch nicht vierunddreißig Jahr alt, bei Saalfeld fiel und auf den ich zurückkomme. Der jüngste Sohn und eine Tochter überlebten die Eltern, Prinz August, der 1843, vierundsechzigjährig in Bromberg starb und die mit dem Fürsten Anton Radzivil 1796, sechsundzwanzigjährig vermählte Prinzessin Luise.

Außer den zwei Brüdern des großen Königs überlebte ihn auch noch seine jüngste Schwester Amalie. Sie war geboren 1723, fast zwölf Jahre jünger als der König, und sein Liebling. In den vierziger Jahren wurden von Seiten der russischen Kaiserin Elisabeth wegen einer Heirath mit dem Großfürsten Peter von Holstein-Gottorp, dem Stammvater der heutigen Kaiserfamilie Schritte bei Friedrich dem Großen gethan:

dieser lehnte den Antrag aber ab, indem er den russischen Thron für zu unruhig hielt, die Erfahrungen, welche die braunschweigische Prinzessin, die Gemahlin des Sohnes Peters des Großen, gemacht hatte, schreckten. Die Kaiserin Elisabeth vermerkte die Ablehnung sehr übel und ein guter Theil des Hasses, den sie auf den König warf und im siebenjährigen Kriege ausließ, datirt schon von damals. Die Prinzessin Amalie ist berühmt durch ihr geheimes Verhältniß mit dem Gardeoffizier Baron Friedrich von der Trenck aus Königsberg, geboren 1726, der durch seine lange neunzehnjährige Gefangenschaft und seine Selbstbiographie zu seiner Zeit sich seinerseits ebenfalls einen berühmten Namen gemacht hat. Trenck war — so sah ihn wenigstens der König an — ein gefährlicher und desperater Mensch und unterhielt Intriguen mit dem östreichischen Parteigänger Franz von der Trenck, einem seiner Verwandten. Um ihn mürbe zu machen, ließ ihn Friedrich vom Jahre 1745—1763 erst in Glatz und dann in Magdeburg einkerkern. Der König schrieb damals an Fouqué, Commandanten in Glatz unterm 28. Juni 1745 eigenhändig: „Gardez étroitement ce drôle la, il a voulu devenir Pandour auprès de son oncle." Im Januar 1747 brach Trenck am hellen Tage aus seinem Gefängnisse zu Glatz aus, sprang den hohen Wall hinab, tödtete die Nachsetzenden, trug seinen Gefährten, der beim Fall sich den Fußknöchel ausgerenkt hatte, auf seinem Rücken davon und gewann, von der böhmischen Grenze aus weite Umwege machend, über 150 Meilen

wandernd, unter tausend Mühsalen endlich ein Asyl. Er ging nach Wien, Moskau, Danzig. Höchst unvorsichtig ließ er sich von dem Könige auf dem neutralen Gebiete in Danzig aber wieder fangen und kam nun in die Citadelle von Magdeburg. Hier ersann er mit bewundernswerther Erfindungskraft und Ausdauer Pläne, um wie ein Maulwurf sich aus der Erde herauszuwühlen, sie waren aber alle ohne Erfolg. Die Zeit verkürzte er sich mit den sinnreichsten Schnitzereien, Versen, Memorialen, auch sie waren ohne Erfolg. Als der Hubertusburger Friede geschlossen war, kam er endlich frei und seine Erscheinung erregte überall, wo er hinkam, ungewöhnliches Aufsehn: man bewunderte den Märtyrer des Hasses Friedrich's wegen seiner außerordentlichen Geistesstärke und der herkulischen Zähigkeit seines ungebrochenen Gemüths. Der Tourist Dutens, der ihn in dem glänzenden, von Fremden wimmelnden Badeort Aachen sah und sich zu dem außerordentlichen Manne vor allen hingezogen fand, meint aber doch in seinen Memoiren, daß das Gleichgewicht seiner Vernunft durch die Einkerkerung ein wenig gestört worden sei. Ueber zwanzig Jahre bis zum Tode seines großen Widersachers mußte Trenck noch warten, bis er durch Publication seines Lebens sich Luft machen konnte: er that es endlich in drei Bänden, denen noch zwei nachfolgten. In ihnen ließ er mit fieberhaft erregter Leidenschaft, die mit breiter Moralpredigt auffallend wechselt, alle Schleusen des Zornes offen, daß man ihm, dem von Lebenslust Strotzenden, das Leben so verkümmert habe. Trenck, verheirathet

mit einer Mdslle. de Broe in Aachen, lebte unter wechselvollen Schicksalen noch bis 1794, stürzte sich in den Krater der Revolution in Paris und ward zwei Tage nach Robespierre guillotinirt. Vier Jahre darauf, bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. ward die Familie Trenck gegraft, angeblich, um ihr eine Genugthuung wegen des erlittenen Kummers zu geben. Weil Friedrich sich der Verbindung Trencks mit seiner Schwester Amalie entgegengestellt hatte, suchte er sie durch die liebevollste Zärtlichkeit dafür zu entschädigen. Sie glänzte in den Hoffesten, unter andern theilte sie bei dem großen prächtigen Nacht-Carroussel im Lustgarten zu Berlin bei 30,000 Lampen 1750 die Preise aus. „An diesem Tage soll sie, schreibt Bielefeld, blendend schön gewesen sein. Ihr Kleid von Silberstoff erhöhte ihre Reize so, daß man in Versuchung kam, sie für ein überirdisches Wesen zu halten. Acht in Silbermoor gekleidete Hofdamen standen ihr zur Seite. Voltaire war so entzückt, daß er gleich auf der Stelle sehr hübsche Verse verfertigte und sie der Prinzessin überreichte.“ 1751, achtundzwanzig Jahr alt, ward Amalie Aebtissin von Quedlinburg, wovon sie eine ansehnliche Pfründe genoß. „Alle Welt,“ sagt Thiébault in seinen Souvenirs de Berlin, „hielt sie für den Hauptspion ihres Bruders und hegte eine merkwürdige Scheu vor ihr.“ Prinz Heinrich nannte sie nur die böse Fee. Sie verscheuchte alles durch ihre scharfen und strengen Urtheile. Während des siebenjährigen Kriegs und überhaupt in allen kritischen Momenten ließ sie

die Wahrsager und Kartenschlägerinnen Berlins zu sich kommen, Tage lang für ihren Bruder die Karte schlagen und sandte ihre gewonnene Kunde dem Könige zu. Ihre Vertraute war Fräulein von Hertefeld, über deren Verlust 1770 Friedrich sie durch eine poetische Epistel zu trösten suchte. Nach dem Frieden pflegte sie, wenn der König Fremde in Potsdam bei sich hatte, die Ceremonienmeisterin zu machen. In dieser Function traf sie noch 1775 der englische Tourist Moore. Sie war aber zuletzt ungemein schwach und kränklich: nach Wraxall hatte sie schon 1777 ein Auge gänzlich und den Gebrauch eines Armes verloren. Ihr Kopf zitterte, die Füße konnten nur mit Mühe den abgemagerten Körper noch tragen, Arme und Hände waren skelettartig. Das Reden fiel ihr schwer, kaum konnte sie sich verständlich machen, ihre Stimme glich einem dumpfen rauhen Ton aus dem Grabe. Sie führte in ihrem neuerbauten prächtigen Palais unter den Linden (No. 7), das seit 1766 statt des Schlosses von ihr bewohnt wurde, ein ganz eingezogenes Leben und verlosch bald nach ihrem großen Bruder im Jahre 1787, vierundsechzig Jahre alt.

15. Der Hof- und Staats-Etat, das diplomatische Corps und die Armee unter Friedrich dem Großen.

I. Hofstaat:

a) des Königs.

Im Anfang seiner Regierung hielt es Friedrich für angemessen, den Hofstaat, der unter seinem Vater fast bis zu Null herabgesunken war, in einigen und zwar nicht unbeträchlichem Lustre wieder herzustellen — später, als die Waffen Glanz genug um seinen Namen gelegt hatten, reducirte er die Hofstellen bedeutend, um Ersparungen zu machen. Er sah bei den Hofposten übrigens vorzugsweise auf hohe Geburt. Am 28. October 1746 schrieb er an den Markgrafen Carl: „Mon Cousin. J'ai été un peu surpris du choix que Vous Voulez faire pour remplacer le Poste de Votre Maréchal de la Cour. L'intérêt que je prends à ce qui Vous regarde, me porte à Vous faire souvenir, que ce poste me semble demander une personne de naissance, capable de remplir avec dignité ce qui ne quadre nullement au de Thiele. Ainsi Je Vous prie d'y reflechir murement et de Vous déterminer plutôt pour quelqu'un d'une famille ancienne, qui ait les qualités requises, pour faire l'ornement de Votre cour."

Der Oberhofchargen waren neun: fünf aber waren im Todesjahre des Königs nicht besetzt. An der Spitze des gesammten Hofes stand:

1. Der Oberkammerherr. Zu Anfang der Regierung Friedrich's versah diesen Posten:

Alexander Graf (später 1784 Fürst) von Neuwied, ein Enkel des Grafen Alexander Dohna, vermählt seit 1739 mit einer Burggräfin von Kirchberg, der aber nachher ganz aus Berlin fortzog und durch seine Aufnahme der Herrnhuter und Illuminaten in Neuwied sich bekannt gemacht hat, gestorben 1791, fünfundachtzig Jahr alt. Seine Stelle als Oberkammerherr vertrat als premier chambellan der bekannte Baron Pöllnitz. 1751 ward der Fürst Carl Ferdinand von Looz-Corswaren, aus der niederländischen 1734 von Kaiser Carl VI. in den herzoglichen Stand erhobenen Familie Oberkammerherr und erhielt zugleich den schwarzen Adlerorden. Am Schlusse der Regierung fungirte als Oberkammerherr:

Graf (später 1786 Fürst) Carl von Osten-Sacken, ein sehr reicher Curländer, der 1777 aus sächsischem Dienst, wo er Cabinetsminister der auswärtigen Angelegenheiten gewesen — in Friedrich's Dienst übergetreten war. Er ward 1777 Ritter des schwarzen Adlerordens, nach des Königs Tode 1786 von Friedrich Wilhelm II., bei der Huldigung in Breslau gefürstet und starb 1794, neunundsechzig Jahr alt, ohne Kinder. Seine zweite Gemahlin (die erste war eine Nichte des sächsischen Premiers Brühl) war eine Gräfin Hoym, geborne von Dieskau,

die Wittwe des Grafen Julius Gebhard aus dem thüringischen Hause Droyßig, auf Schlawentschitz bei Cosel in Schlesien und auf Oppurg in Weimar; Maria, Tochter aus deren erster Ehe ward die Gemahlin des durch die Capitulation bei Prenzlau 1806 bekannten Fürsten von Hohenlohe, die, nachdem sie sich von ihm hatte scheiden lassen, den mecklenburgischen Grafen Friedrich Wilhelm Osten-Sacken heirathete. Schlawentschitz blieb bei den Fürsten von Hohenlohe. Auch der Graf Osten-Sacken hatte nur zwei Töchter, von denen Angelica den natürlichen Sohn des Kurfürsten Wilhelm von Hessen, den Grafen von Hessenstein heirathete, schwerinischen Gesandten in Berlin.

2. Die zweite Obercharge war die des Oberhofmarschalls — 1786 war sie unbesetzt. Als Friedrich die Regierung antrat, erhob er zu dieser Stelle „den liebenswürdigsten der Epicuräer," wie er ihn nannte, den Grafen Gustav Adolf von Gotter. Gotter, geb. 1692, der Sohn eines Raths des Herzogs von Gotha, war ein geborner Bürgerlicher aus Altenburg, er studirte in Jena und in Halle: hier schloß er vertraute Freundschaft mit dem nachherigen berühmten hannöverischen Minister Münchhausen. Er machte hierauf die Tour durch Frankreich und England. 1715 trat er in die Dienste des Herzogs von Gotha, bei dem er Geheimer Rath und Envoyé Extraordinaire in Wien ward: hier baronisirte ihn 1723 Kaiser Carl VI. Gotter machte sein Glück in Wien durch ein paar junge östreichische Edelleute aus

den ersten Familien, die von seinem Umgange so bezaubert wurden, daß sie ihn in den ersten Zirkeln einführten. Er machte eines der glänzendsten Häuser in Wien, seine Tafel war berühmt. Prinz Eugen und der päpstliche Nuntius Cardinal Passionei wurden seine vertrauten Freunde. Er war dreißig Jahre alt, als ihm Friedrich Wilhelm den Orden de la générosité gab. 1727 erhielt er den Titel eines Staats- und Kriegsministers und um dieselbe Zeit von Rußland den Alexander-Newskyorden. 1731 schickte ihm Friedrich Wilhelm den schwarzen Adlerorden. Er bemühte sich seit lange, ihn in seine Dienste zu ziehen. Erst 1731 aber entließ Gotter'n der Herzog von Gotha. Gotter fungirte nun 1732—1736 als preußischer Gesandter in Wien: man nannte ihn hier wegen seiner Donnerstimme „le Jupiter foudroyant.“ 1736 ward er Minister im obersächsischen Kreise, zog sich aber bis 1740 auf sein Gut Mohlsdorf bei Gotha zurück. Gotter war es, den Friedrich nach dem Tode Carl's VI. auserwählte, seine Ansprüche an Schlesien in Wien zu vertreten, zur Belohnung für diesen diplomatischen Dienst erhob er ihn in den Grafenstand. Gotter war ein zweiter Casanova, ein Glücks- und Lebemann, der namentlich die Tafelfreuden liebte, er lebte, wie Lucullus; zweimal, einmal in London und einmal im Haag gewann er das große Loos in der Lotterie und verstand auch sonst überall sein Glück zu machen. Er ging nochmals 1746 wieder seiner Gesundheit halber nach Mohlsdorf und an den Gothaischen Hof, kam aber 1752 auf eine Einladung des Königs, nachdem

er auf einer Reise nach Montpellier seine Gesundheit wieder hergestellt, zurück und fungirte wieder als Oberhofmarschall, Curator der Akademie und Generalpostmeister bis zum Jahre 1762, wo er siebzigjährig starb. Friedrich hat mehrere Poesien an ihn gerichtet und sein Bildniß von Pesne — neben einer schönen Frau, die jedenfalls seine Maitresse war — hing in Sanssouci im Cabinet des Königs. Zwischen inne in Gotter's Abwesenheit fungirte als Obermarschall Graf Otto Leopold von Bees, früher Gesandter in Dresden, seit 1741 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1761.

Nach dem siebenjährigen Kriege bekleideten die Oberhofmarschallsstelle: Graf Reuß IX. Köstritz, der zugleich Geheimer Staatsminister der Finanzen war und den der König 1766 die Lotterie pachten ließ, seit 1743 mit einer Gräfin Flodrop-Wartensleben vermählt und seit 1752 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1780 starb, und nach ihm Graf Victor Friedrich Solms-Sonnewalde, früher Gesandter in Rußland, seit 1772 Ritter des schwarzen Adlerordens, der 1783 starb, vermählt seit 1754 mit einer Tochter des Generals Graf Alexander Dönhoff. Dieser Solms ist derselbe, den Friedrich bei einem Ceremonielstreite in einem Billet vom 23. Jan. 1780 an die Entscheidung Kaiser Carl's V. in einem ähnlichen Streite zwischen zwei Damen erinnerte: „que la plus folle entrerait la première."

Nach des Grafen Solms Tode ward kein Oberhofmarschall von Friedrich II. wieder ernannt.

Friedrich der Große nahm es in Sachen der Hof-Etiquette sehr streng. „Als ich, schreibt Lord Malmesbury, 1767 dem König vorgestellt werden sollte, führte mich der Hofmarschall (Graf Reuß) aus Versehen in eines der Gallazimmer, anstatt in das vom König bestimmte eine Treppe höher befindliche Wohnzimmer des Königs. Als dieser an dem ersteren Zimmer vorüberkam, gab er nicht zu, daß ich an diesem Tage vorgestellt wurde, sondern sagte zum Marschall: „Sachez, quand on présente des gens à quelq'un que c'est toujours chez lui!“

Eine andere sehr drollige Geschichte ereignete sich mit zwei Kammerherren des Papstes, die durch den General von Lentulus um eine Audienz gebeten hatten. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Es war gar nicht seine Absicht, ihnen einen Wagen zu schicken, Lentulus hatte aber eine königliche Equipage bestellt. Gewöhnlich nahm man dazu eine sehr ordinaire Kutsche aus dem königlichen Stall mit zwei königlichen Pferden. Zum Unglück bestellte der königliche Bediente einen der prächtigsten königlichen Leibwagen mit sechs Pferden. So wurden die Kammerherren des Papstes abgeholt und fuhren triumphirend vor das Schloß zu Potsdam. Der König war eben am Fenster, sah die Italiener aussteigen und war nicht wenig ärgerlich. Er befahl sogleich den Wagen wegfahren zu lassen und eine gewöhnliche zweispännige Miethkutsche zu substituiren. Beim Weggehen von der Audienz waren die Kammerherrn des Papstes wie

versteinert, als sie die Verwandlung erblickten. Sie erkundigten sich bei einem Bedienten des Königs und dieser sagte ihnen: „Es sei eine alte Etiquette am preußischen Hofe, daß Kammerherren des Papstes in möglichst prächtiger Equipage zur Audienz gefahren würden, und in einem Fiacre wieder zurück.“

3. Die dritte Oberhof-Charge war die des Oberstallmeisters. Es bekleidete sie bis 1747 der alte Friedrich Bogislav von Schwerin vom Hause Wendisch-Wilmersdorf; nach ihm: Johann Nepomuc Gotthard, Graf Schaffgotsch, zugleich Minister, gestorben 1775. Bruder des Bischofs von Breslau. 1786 beim Tode des Königs war Oberstallmeister der Sohn des alten Schwerin, der kleine, dicke General Graf Friedrich Albrecht von Schwerin: er war 1762 vom König gegraft worden, erhielt von Friedrich Wilhelm II. den schwarzen Adlerorden und starb 1789, zweiundsiebzig Jahre alt. Unter ihm fungirte noch ein Reisestallmeister Oberst von der Goltz. Schwerin und ein General Krockow, wahrscheinlich der Flügeladjutant Anton, Bruder des ersten Grafen, gestorben 1778, gehörten zu den Hauptspaßmachern des Königs. Berenhorst erzählt einen merkwürdigen Vorfall, wodurch es diesen beiden Spaßmachern gelang, den sonst so gescheiten König ganz ernstlich von einem seiner besten Generale, Seydlitz, zu entfernen. „Anfang des Jahres 1761 kam der General Seydlitz wieder zur Armee, von welcher er, mehr Mißvergnügens als Unpäßlichkeits halber, lange abwesend

gewesen war. Der Tag der Ankunft war bekannt. Krockow und Schwerin putzten sich an diesem Tage mit ihrer Staatsuniform, welche im Felde zu tragen nicht gewöhnlich war. Sobald sie der König erblickt, fragt er, warum sie dermaßen in Galla sind? Sie thun verwundert und fragen den König wieder zurück, ob er denn nicht wisse, was heute bei der ganzen Cavalerie vorgehe, die die Ankunft des Generals Seydlitz celebrire. Der König schweigt sichtbar betroffen still. Als Seydlitz vor ihm erscheint, empfängt er ihn äußerst kalt, sagt: „„Mein lieber Seydlitz, Er sieht sehr elend aus, Er hat sich viel zu früh aufgemacht, Er muß sich noch pflegen““ und nöthigt ihn in der That wieder zurückzukehren.“

Folgte 4. Der Hofmarschall, zu Anfang der Regierung: der General und obengenannte Generaladjutant Graf Friedrich Sebastian Truchseß, gestorben 1745 bei Hohenfriedberg. Ihm folgte ein andrer Generaladjutant, der schlesische Graf Carl Friedrich Posadowski. Von den sechziger Jahren an war Hofmarschall und noch zuletzt 1786 Graf Gebhard Werner von der Schulenburg-Wolfsburg, von der weißen Linie, ein Großneffe des berühmten venetianischen Feldmarschalls; derselbe, der in den sechziger Jahren den Herzog Carl von Würtemberg in seinen Streitigkeiten mit den Ständen zur Raison zu bringen geschickt wurde.

Die 5. Hofstelle war die des Grand Maître de la Garderobe. Als solcher fungirte am Anfang der Regierung der schlesische Graf Henkel von

Donnersmark (beim Einzug in Breslau 1740) und seit dem siebenjährigen Kriege Friedrich Wilhelm, seit 1753 erster Graf von Eickstädt-Peterswald, ein Pommer, der mit Graf Reuß 1766 die Lotteriepacht erhielt, um seine derangirten Verhältnisse zu bessern; dann Graf Johann Georg Werthern, Ritter des schwarzen Adlerordens 1772, gestorben 1790. Beim Tode des Königs bekleidete die Grand Maître-Stelle Johann Eustach Graf von Schlitz-Görtz, der bekannte Diplomat, früher Oberhofmeister in Weimar, den der König in der bairischen Successionssache insgeheim gebraucht hatte. Görtz trat 1778 in preußische Dienste, fungirte aber nicht in seinem Hofposten in Berlin, sondern als Gesandter in Petersburg. Er war ein Mann von Geist, aber zugleich ein sehr formenstrenger Hofmann der alten Schule.

Die 6. Obercharge, die des Oberschenken, war 1786 unbesetzt. 1742 bekleidete sie der schlesische Graf Leo Max Henkel von Donnersmark-Beuthen der 1741 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1771 starb.

Die Wiederbesetzung dieses Postens lehnte Friedrich sehr expressiv ab. Er schrieb dem Bittsteller: „Ich wundere mich sehr, daß Ihr eure Talente nicht zum Landesbesten anzuwenden bemüht seid. Die alte Barbarei des Gesöffs ist Gottlob längst von meinem Hofe verdrängt und ich will nicht, daß Unsinn und Unvernunft durch eine solche Stelle wieder eingeführt werden sollen. Erwählt

euch einen rühmlicheren Posten, worin Ihr nützlich sein könnt und seid versichert, daß ich alsdann immerhin auf Euch vorzüglich reflectiren und zeigen werde, daß ich bin

Euer wohlaffectionirter König
Friedrich."

Heut zu Tage figurirt die Stelle wieder im Hofkalender: ein Arnim vertritt sie.

Folgte 7. Der Schloßhauptmann; zu Anfang fungirte Friedrich Paul, seit 1740 erster Graf Kamecke, der Sohn des ehrlichen Grand maître de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I., Gemahl der Gräfin Goloffkin, der erwähnten Lieblingsdame des Königs. Er starb 1769 und war ein belesener, verständiger und kluger Mann: er erkundigte sich immer beim Kammerdiener, in welchen Büchern der König lese und las sie selbst, um mit ihm darüber reden zu können. Ihm folgte Ernst Friedrich von Bismarck auf Schönhausen und Fischbeck. 1786 fungirte Carl Wilhelm, Graf von Wartensleben, ein Sohn des sogleich zu erwähnenden Oberhofmeisters der Königin.

Die 8. und 9. Obercharge, der Oberhofjägermeister und der General-Director der Schauspiele waren beim Tode des Königs wieder unbesetzt.

Die Oberhofjägermeisterstelle bekleidete 1742 Georg Christoph Graf Schlieben-Sanditten, Sohn des 1718 gegraften Georg Adam. Friedrich ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden sogleich nach seinem Regierungsantritt. Er ward der Schwiegervater des Baron Kayserling 1742 und starb

1748. Als Hofjägermeister fungirte 1742: der Oberst und General-Adjutant und seit 1740 erster Graf Haake, der schon als General-Adjutant Friedrich Wilhelm I. gedient hatte. Das Amt des Hofjägermeisters war herkömmlich mit dem des ersten General-Adjutanten verbunden. Zu dem Ober- und Hofjägermeister findet sich noch ein Landjägermeister in der Person des Grafen Johann Bogislav von Schwerin, Bruders des Feldmarschalls Curt Christoph (der bei Prag fiel), welcher 1747 starb. Oberhofjägermeister nach Schlieben ward ein Graf Schmettau, der Vater dessen, unter dem der berühmte Proceß mit der Arnold'schen Mühle zu Pommerzig, ihrem Stammgute, vorfiel und endlich Baron Wilhelm Friedrich Grappendorf, der in den achtziger Jahren starb. Hierzu kam noch ein Oberjägermeister in Schlesien: einer aus der durch rüstige Waidmänner und treffliche Schützen berühmten schlesischen Familie der Grafen Reichenbach aus der 1819 erloschenen Linie Neuschloß, dessen Bruder Heinrich Leopold von der Linie Goschütz, Oberlandpostmeister in Schlesien und seit 1751 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1775 starb.

Die General-Directoren der Schauspiele sind oben schon genannt worden.

Noch gehörten zu dem glänzenden Hofstaat, wie er im Jahre 1742 bestand:

Der Commandant der Gensd'armes: der alte Special Friedrich Wilhelm's I., mit der großen Schramme, General Wolf Adolf von Pannewitz,

dem 1747 General Georg Conrad Freiherr von der Goltz folgte. Goltz war zugleich General Kriegscommissair, Ritter des Ordens pour le mérite, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, in welcher der König nach seinem Tode, der noch 1747 erfolgte, seine von ihm selbst gemachte Lobrede las. Er hatte 1735 die bekannte sehr reiche ehemalige Maitresse des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, Wilhelmine Gräfin Grävenitz, geheirathet.

Der Oberceremonienmeister Baron von Pöllnitz, der Tourist.

Der Geheime Kämmerier und Tresorier von Fredersdorf.

Der Oberküchenmeister Joyard, eine Hauptperson für die culinarischen Bedürfnisse Friedrich's. Ihm folgte 1747 ein Graf Mokronowsky.

Der Surintendant Général des Batimens du Roi en Silésie Freiherr von Mobrach, auf dessen Schlosse Lissa die famose Ueberrumpelung der östreichischen Generale nach der Schlacht bei Leuthen sich ereignete. Durch seine Erbtochter fiel Lissa an den Grafen Joachim Maltzahn, Gesandten in London.

Endlich steht 1747 unter den Oberhofchargen auch noch ein Gelehrter:

Der Präsident der Akademie der Wissenschaften: Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

b. Hofstaat der Königin:

1. Der Oberhofmeister. Diese Charge erhielt im Februar 1741 Graf Albrecht Christoph von Dohna-Schlobitten, Sohn des Grafen Alexander, ersten Staatsministers unter dem ersten und Gouverneurs des zweiten Königs von Preußen. Dohna hatte in seiner Jugend Duhan, den Lehrer Friedrich's, zum Lehrer gehabt. Er verkaufte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien um 370,000 Thaler an die jetzigen Besitzer, die Familie Biron-Curland und kaufte dafür die Cranzinschen Güter in der Mark. Er starb, erst mit einer Gräfin Lippe-Detmold, dann mit einer Gräfin Solms-Braunfels, endlich mit einer Herzogin von Holstein-Beck vermählt, zu Berlin 1752, vierundfunfzig Jahr alt. Ihm folgte bis 1762, wo er starb, der Dragoner-Oberst Baron von Kannenberg. Er erhielt 1753 den schwarzen Adlerorden und war der Gemahl der Oberhofmeisterin der Königin, der erwähnten Specialin des Königs und Schwester des Ministers von Finkenstein. Ihm folgte Friedrich Ludwig Graf Wartensleben, ein Sohn des Feldmarschalls und Vater des Schloßhauptmanns, der 1782 starb. Dann endlich folgte der zeitherige Hofmarschall Ernst Johann von Voß, gest. 1793. Seine Gemahlin, geb. von Pannewitz ward die Oberhofmeisterin der schönen Königin Luise. Sein Neffe war der Minister Otto Carl Friedrich und seine Nichte Luise, Gräfin Ingenheim, die

Geliebte Friedrich Wilhelm's II. Die „Voße“ oder „Füchse“ sollen gleichbedeutende Namen sein. Ein Ast des Geschlechts sind die in Oestreich 1715 gegraften Fuchs, berühmt durch die einflußreiche Oberhofmeisterin Maria Theresia's, Gräfin Charlotte Fuchs, geb. Mollart. — Sie stammen aus Franken und kamen von da nach dem Osten, namentlich nach Mecklenburg. Gegraft wurden sie in Preußen in der Person des 1832 gestorbenen August Ernst Voß, Herrn der Groß-Giewitzer und Schönauer Güter in Mecklenburg, dessen Tochter Marie 1828 der bekannte General Joseph von Radowitz geheirathet hat.

2. Die Oberhofmeisterin. Als solche fungirten:

Gräfin Sophie von Camas, geb. von Brand, die ebenfalls schon erwähnte Specialin des Königs. Sie folgte der Frau von Katsch 1740 bei der Thronbesteigung, gest. 1766. Ihr folgte:

Charlotte Albertine Baronin von Kannenberg, Gemahlin des Oberhofmeisters, geb. Finkenstein, gest. 1795.

3. Der Hofmarschall. Diesen Posten bekleideten die späteren Oberhofmeister Friedrich Ludwig Graf Wartensleben bis 1762 und Ernst Johann von Voß von 1762 bis 1782.

„In der Wahl der Hofmarschälle, schreibt Lord Malmesbury, der in den Jahren 1767 und 1771 bis 1776 Gesandter in Berlin war, war die Königin

sehr unglücklich. Der gegenwärtig fungirende (von Voß) ist ein sehr einfältiger Mensch. Wenn er Jemanden bei der Königin vorstellen will, so sagt er vorher zu ihm: „„Vielleicht spricht Ihro Majestät mit Ihnen: in diesem Falle müssen Sie ihr antworten und vergessen Sie nicht, jedesmal eine Verbeugung zu machen!““ Ein früherer Hofmarschall Morien war noch dümmer.*) Sir Charles Williams (Malmesbury's Vorgänger als Gesandter in Berlin im Jahre 1750) schrieb ihm einst, um ihm den Lord Essex zu empfehlen und fügte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „„Uebrigens können Sie sich versichert halten, daß dieser Essex nicht derjenige ist, welchem zur Zeit Elisabeth's der Kopf abgeschlagen wurde.““ Das ging über den Horizont des Hofmarschalls und als er Lord Essex der Königin vorstellte, that er es mit den

*) Morien, der Gemahl der obengenannten Frau von Morien, war Oberhofmeister der Königin Mutter. Ihre Hofmarschälle waren:

Der 1745 creirte erste Graf Leopold August von Wülcknitz, der kinderlos starb und

Der 1757 creirte erste Graf Sigismund Ehrenreich von Redern. Die Redern besaßen früher die Herrschaften Friedland in Böhmen, die Kaiser Ferdinand II. confiscirte und Wallenstein gab und Seidenberg, die er den Grafen Nostitz gab. Der erste Graf Redern heirathete die einzige Erbtochter des Banquier Orguelin, die ihm 400,000 Thaler zubrachte. Er zog nach Sachsen, kaufte 1773 von der Familie Friesen die Herrschaft Königsbrück, die jetzt die Grafen Hohenthal besitzen und starb im Privatstande in Königsbrück 1789.

Worten: „„Madame, der Graf Essex, aber ich versichere Ihro Majestät, daß es nicht der ist, welchen die Königin Elisabeth enthaupten ließ!““

Außer dem Oberhofmeister, der Oberhofmeisterin und dem Hofmarschall gehörten noch zum Dienst der Königin:

Drei dienstthuende Kammerherrn;
Fünf Hofdamen;
Vier Kammerfrauen;
Ein Secretair und ein Secretair der Hofstaatskasse der Königin;
Zwölf Pagen u. s. w.

c. Der Hofstaat des Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm II.

bestand beim Tode Friedrich's des Großen aus folgenden Personen:

1. Ein Hofmarschall: Oberst von Arnstädt.
2. Ein Adjutant: Major von Bittingshoff.
3. Ein Ingenieur-Capitain: H. Boulet.
4. Ein Stallmeister.

Dazu: Ein Hofstaats-Secretair, zwei Pagen u. s. w.

Der Prinz von Preußen hatte auch seine eigne Capelle: eine Sängerin und dreiundzwanzig Instrumental-Musikanten.

Oberhofmeister des Prinzen von Preußen war von 1756 bis zum Jahre 1764 gewesen Graf Heinrich

Adrian von Borck, gegraft von Friedrich 1740 gleich nach seiner Thronbesteigung, Sohn des 1741 gestorbenen Feldmarschalls und Cabinetsministers. Er verlor sein Amt, wie der englische Gesandte Mitchell in einer seiner Depeschen vom 24. März 1764 berichtet, auf ziemlich drastische Weise. Er hatte sich über die großen Nachtheile des Kriegs in einer Gesellschaft geäußert, was dem König in übertriebener Weise wieder erzählt wurde. Bei Tafel lenkte Friedrich das Gespräch auf diesen Punkt. Obgleich Borck sich hier gemäßigt ausdrückte, sagte ihm der König mit großer Heftigkeit, „bei solchen Ansichten sei er nicht werth, den Generalmajorsrock zu tragen und noch weniger bei seinem Neffen zu bleiben.“ Er erklärte damals die Erziehung des zwanzigjährigen Prinzen für beendigt, Borck mußte sich auf seine Güter in Pommern zurückziehen. Friedrich Wilhelm erhob ihn nach seiner Thronbesteigung 1786 zum Generallieutenant und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Er starb aber schon 1788, 73 Jahr alt.

d. Hofstaat der Prinzessin von Preußen Luise von Darmstadt im Jahre 1786:

1. Eine Oberhofmeisterin: Baronin von Keith, Wittwe des 1756 gestorbenen Curators der Akademie und Stallmeisters, des ehemaligen Pagen, der bei dem Fluchtproceß Friedrich's sich nach England gerettet hatte. Sie war eine Tochter des Cabinets-

ministers Knyphausen und die Schwester der Ministerin Herzberg.

2. Zwei Hofdamen, ein Kammerherr, zwei Kammerfrauen u. s. w.

Demnächst hatten die übrigen Prinzen und Prinzessinnen ihren besondern Hofstaat.

Kammerherren waren am Berliner Hofe — während gleichzeitig

in Baiern 4 bis 500

in Sachsen 2 bis 300 Kammerherrn und Kammerjunker und

in Würtemberg gegen 200 Kammerherren, Kammer- und Hofjunker fungirten,

nur sechzig im Todesjahre des großen Königs. Nach dem siebenjährigen Kriege 1764 fungirten nur **zehn**, einschließlich den Oberceremonienmeister und Director der Königl. Schauspiele Baron Pöllnitz und den Stallmeister Bogislav Schwerin; im Jahre 1773 dreiunddreißig, aber funfzehn davon waren meist, als Gesandte verwendet, abwesend. Die Fähndriche seiner Garnison waren dem König die Kammerherren, wie er einmal äußerte, als von einer Einladung zum Hofball die Rede war.

Von der Summe von 1,200,000 Thalern, die Friedrich für sich jährlich ausgesetzt hatte, verwandte er für seine Privatbedürfnisse **nie mehr als 220,000 Thaler,** wie er selbst in seinem Testamente versichert hat. Die Königin hatte 41,000 Thaler jährlich, weniger also als die Gemahlinnen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's I.

Tresorier Friedrich's war bis 1758, wo er starb, Fredersdorf, dann folgte der Hofstaatsrentmeister Johann August Buchholz: er hatte zugleich die königliche Hand- und Dispositionskasse unter sich.

Friedrich der Große hielt auch noch die alten Hoferbämter aufrecht. In Brandenburg bestanden deren sieben:

1. Erbmarschälle waren: die Gänse, Edle Herren von Putlitz, seit uralter Zeit, ein Lehnbrief von 1373 ist noch vorhanden.

2. Erbkämmerer: die Grafen Schwerin seit 1654.

3. Erbschenken: die von Haake von der rothen Linie.

4. Erboberküchenmeister: die Barone Schulenburg.

5. Erbtruchsesse: die preußische Familie von Oberbeck, seit 1740 die Grafen Münchow und seit 1763 die von Grävenitz.

6. Erbschatzmeister: die von Schenk.

7. Erbjägermeister: die von der Gröben.

(Neuerlich findet sich noch ein achtes preußisches Erbamt: das der Erbhofmeister, welches die Grafen Königsmark führen).

Aehnliche Hoferbämter waren in Preußen, in Schlesien, in Pommern, in Cleve, in Halberstadt und in Minden.

Zu Erbkämmerern in Schlesien erhob Friedrich noch im Jahre 1774 die Grafen von Maltzahn, früher im sechzehnten Jahrhundert bis 1589 Besitzer

der nachher an die Dohna's und Biron-Curland übergegangenen Herrschaft Wartenberg in Schlesien und seit 1590 Standesherrn auf Militsch, das sie noch besitzen und das durch Heirath einer Lobkowitz, Tochter der Erbtochter der Freiherrn von Kurtzbach erworben worden war. In der Person des kaiserlichen Geheimen Raths Joachim Wilhelm wurden die Maltzahn gegraft 1658 von Kaiser Leopold. Die Erbkämmrerwürde kam an den Sohn des ersten Grafen Maltzahn, welcher der Urenkel des ersten Erwerber's von Militsch war, den 1786 achtzigjährig gestorbenen preußischen Staatsminister Joachim Andreas, welcher seit 1776 Ritter des schwarzen Adlerordens und der Vater des Londoner Gesandten und später auch Staatsministers Joachim Carl war. Dieser erwarb durch die Heirath mit der Erbtochter der Freiherrn von Mobrach die Herrschaft Lissa in Schlesien, die aber 1835 an die Grafen Lottum wieder abgekommen ist. Dessen Sohn Alexander wurde Schwiegersohn des berühmten schlesischen Ministers Hoym 1788 durch Heirath mit Antonie, der einen von seinen beiden Erbtöchtern, die Dyhrenfurt an ihn brachte, das aber ebenfalls durch Heirath ihrer Tochter 1806 an den Prinzen von Biron, der späteren Generalin von Stranz, an diese mitgegeben wurde. Der Sohn dieser Ehe Maltzahn's mit Fräulein Hoym, Mortimer, war lange Zeit preußischer Gesandter in Wien, wurde 1841 Minister des Auswärtigen und endete durch Selbstmord, achtundvierzig Jahr alt.

II. Staats-Etat.

Der preußische Staat unter Friedrich dem Großen war in seiner Person verkörpert, er konnte in Wahrheit sagen: „L'état c'est moi!" Friedrich that alles in höchster Instanz selbst, er allein regierte den Staat. Es war eine monarchische Regierung, wie es jemals eine gegeben hat. Die Hauptbehörde, von der die Staatsmaschine geleitet wurde, war des Königs Cabinet.

Die Cabinetsräthe waren, wie die Generaladjutanten im Militair-Cabinet, sehr wichtige und einflußreiche Männer. Die ersten drei, die Friedrich von seinem Vater erbte und schon im Juni 1740 zu Geheimen Kriegsräthen erhob, waren:

1. Elias Schumacher für die Staatssachen: er starb einundsechzig Jahr alt im Jahre 1747.

2. Eichel, aus dem Halberstädtschen gebürtig, früher Kammersecretair zu Halberstadt: er hatte die Kriegssachen, stand bis zu seinem Tode in höchster Gunst und unbedingtem Vertrauen bei Friedrich, arbeitete namentlich im siebenjährigen Kriege in allen Hauptsachen und starb 1768, dreiundsiebzig Jahr alt, als Geheimer Etats-, Kriegs- und Cabinetsrath. „Die Person, welcher der König, sagt der englische Gesandte in Berlin Sir Charles Hanbury Williams 1750 in einem in Walpole's Memoiren mitgetheilten Schreiben, das größte Vertrauen schenkt, ist ohne

Zweifel ein gewisser Eichel; er ist sein Privatsecretair und schreibt, was ihm der König selbst dictirt. Ich habe aber diesen Mann nie gesehen und Leute, die sieben Jahre hier lebten, haben ihn auch noch nie gesehen. Er wird wie ein Staatsgefangener gehalten, ist fortwährend im Dienst und hat das ganze Jahr keine halbe Stunde für sich." Eichel war unzweifelhaft in der ersten Hälfte der Regierung Friedrich's der einflußreichste Mann in Preußen. Wie Maupertuis in der Schlacht bei Mollwitz, so ward Eichel in der Schlacht bei Sorr, wo Nadasti das Lager erbeutete, gefangen, Tags darauf aber durch einen Trompeter, den Friedrich an Prinz Carl von Lothringen schickte, „um einige seiner Bedienten, die er nothwendig brauche, frei zu lassen," wieder zurückgeschickt. Eichel war um die Mittel nicht verlegen, um zu seinen diplomatischen Zwecken zu kommen: er war es, der dem bekannten Menzel im sächsischen Cabinet zweimal hinter einander Bunde mit Schlüsseln zuschickte, um die Depeschenschränke zu öffnen, bei der zweiten Sendung fand sich der passende Schlüssel.

3. Julius Gebhard Lautensack für die Finanz- und Cameralsachen. Er starb 1773 zu Berlin im neunundsiebzigsten Jahre.

Friedrich nahm die Cabinetsräthe sämmtlich aus dem Bürgerstand, verlieh auch keinem den Adel. Sie waren sämmtlich unverheirathet bis auf zwei: Johann Christoph Friedrich Stellter, der, indem er im Mai 1786 während des Vortrags beim König todt niederfiel, buchstäblich in seinem Berufe starb, einund-

sechzig Jahr alt und Müller. Sie waren ferner sämmtlich unstudirt mit Ausnahme wieder von zweien: Wasserschleben, der 1760 schon aus dem Cabinet austrat und 1797 als Chefpräsident zu Halberstadt starb und Mencken, der früher Legationssecretair in Stockholm war und 1782 Cabinetssecretair fürs Departement des Aeußern ward, derselbe, der später unter Friedrich Wilhelm III. höchst einflußreicher Cabinetsrath war. Meist wurden die Cabinetsräthe aus der kameralistischen Subalterncarriere gezogen, der König nannte sie öfters „seine Schreiber,“ er sah hauptsächlich auf ihre Rechtschaffenheit. Aber er sagte selbst in seinem Testament, daß sie seinem Nachfolger über viele Dinge Aufschluß geben könnten, wovon nur sie Kenntniß hätten und wovon selbst die Minister nichts wußten. Der König war ungemein streng gegen sie. Zwei derselben stieß er von sich, weil er einige polnische Geheimnisse möglicherweise gar nicht anders, als durch sie verrathen glauben konnte. Galster, früher Winterfeldt's vertrauter Secretair, kam 1774 auf die Festung Spandau. Er war der Liebhaber der Frau von Troussel und der, welcher den Minister von Görne dem König empfohlen hatte, durch den der große Betrug bei der Seehandlungs-Societät kam. Er selbst betrog den König und der Minister von der Horst entdeckte und bewies den Betrug. Der König ließ sich aber durch einen rührenden Brief von Galster's Bruder, einem Prediger im Magdeburgischen, erbitten, ihn freizugeben, er erlaubte ihn bei seinem Bruder zu wohnen und gab ihm 500 Thaler Pension. Der

2) Der Lehns- und Criminal-Minister.

3) Der geistliche Minister und Chef des Ober-Consistoriums.

4) Der französische Coloninal-Justizminister, der zugleich Chefpräsident des Berliner Kammergerichts war.

Die Großkanzlerstelle bekleideten unter Friedrich dem Großen folgende vier Minister:

1. Der berühmte Samuel Freiherr von Cocceji in den Jahren 1747—1755. Die Cocceji hießen ursprünglich Koch und stammten aus Bremen. Des Großkanzlers Großvater Johann Cocceji, geboren 1603 zu Bremen, war schon ein berühmter reformirter Theolog, Prediger erst in seiner Vaterstadt, dann Professor zu Leiden, wo er im Jahre 1669 starb. Sein Sohn — der Vater des Großkanzlers — Heinrich Cocceji, geboren 1644 noch zu Bremen, wurde 1672 Professor der Rechte zu Heidelberg und ging 1690 als Ordinarius der Juristenfacultät nach Frankfurt an der Oder; 1702 ward er vom ersten König von Preußen geadelt und zum Geheimen Rath erhoben; 1713 baronisirte ihn Kaiser Carl VI. Er starb in Frankfurt 1719, fünfundsiebzig Jahre alt. Sein Sohn, der Großkanzler Samuel Cocceji, 1679 zu Heidelberg geboren, ward erst Professor zu Frankfurt neben seinem Vater, dann 1704 Hofrath zu Magdeburg, 1710 Regierungsdirector zu Halberstadt, beim Tode König Friedrich's I. war er Subdelegirter zur Visitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar. Unter Friedrich Wilhelm I. ward er 1723 Kammergerichts-

präsident zu Berlin und 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Staaten. Endlich erhob ihn Friedrich der Große 1747 zum Großkanzler und damit zur glänzendsten Stellung, die jemals zeither ein Rechtsgelehrter in Deutschland gehabt hatte. Er erhielt auch die höchste Hofehre, den schwarzen Adlerorden: der erste nicht geborne Adelige von der Robe, wie Linger vom Militair und Gotter vom diplomatischen Corps ihn erhalten hatten. Er starb 1755, sechsundachtzig Jahre alt.

Cocceji erhielt durch seine Gemahlin, die eine der zwei Erbtöchter des reichen französischen Refugié General Jacob von Beschefer (gestorben 1731), die Güter Wusecken, Laase, Kleist, Repkow im Fürstenthum Camin. Sein Sohn ward der Gemahl der schönen Signora Barberini und starb als der Letzte seines berühmten Geschlechts im Jahre 1808 zu Glogau.

Cocceji, der Großkanzler, war, wie oben erwähnt, der bei Friedrich hochbetraute Verfasser des preußischen Landrechts. Ein Beamter, der unter ihm diente, der Geheime Rath von Rüßler, bezeichnet ihn mit den Epitheten: „gelehrt, reformatorisch, aber rechthaberisch und ehrgeizig, deßhalb auf Plotho, den Justizminister, der 1731 starb, sehr eifersüchtig.“

Der nächste Nachfolger Cocceji's war:

2. Philipp Joseph von Jarriges, von der französischen Colonie. Er war geboren zu Berlin und fungirte von 1755 bis zu seinem Tod 1770. Nach Denina verdankte er seine Erhebung dem einfluß-

Einfluß der Cabinetsräthe bestand darin, daß sie nach der Art, wie sie ihre Vorträge machten, den Personen oder Sachen vortheilhaft oder nicht vortheilhaft sein konnten. Diese Gelegenheit wußten einige, wie Schumacher, Eichel wohl zu gebrauchen und in den Fällen, da sie andern nützlich gewesen, auch oft für ihren Nutzen ansehnlichst zu sorgen, wie der große Reichthum bezeugt, den namentlich Eichel, da er keine Angehörigen hatte, der Tochter des durch ihn zum Großkanzler beförderten Jarriges hinterließ.

Der Gehalt eines Cabinetsraths war 10,000 Thlr.

Außer dem Staatsrath, der obersten Staatsbehörde, die aber nur dem Namen nach bestand, fungirten **drei Ministerien:**

1. Ein General-, Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, welches das Innere, die Finanzen und den Krieg besorgte.

2. Ein Justiz-Ministerium, welches die Justiz- und geistlichen Sachen führte und

3. Ein Cabinets-Ministerium, das Ministerium des Aeußern.

Zu 1. Das Generaldirectorum bestand aus acht verschiedenen Departements nach den Provinzen. Jedem derselben stand ein Minister vor mit drei bis vier Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Räthen.

Drei Departements waren die Schöpfungen Friedrich's:

1) Das Manufactur-, Commerzien- und Fabrik-Departement, gestiftet gleich am Anfang

der Regierung 1740. Erster Minister dieses wichtigen Departements war der bereits oben bei Friedrich Wilhelm I. genannte Cabinetsrath, Schatz- und Kriegsminister:

Samuel von Marschall, gestorben 1749. Des Königs beste Stützen in dieser Branche waren nach Marschalls Tode:

Der Minister Heinrich Christoph von Katt, älterer Bruder des Feldmarschalls Grafen Katt, Oheim des unglücklichen Jugendfreundes des Königs, gestorben 1760, und:

Der Oberst von Retzow, den Friedrich mon petit Colbert zu nennen pflegte.

2) Das Bergwerks- und Hütten-Departement, geschaffen 1768. Chefs wurden der 1775 aus Hessen berufene Jacob Sigismund Baron von Waitz-Eschen und nach dessen Tode der 1777 aus Sachsen berufene Geheime Kammer- und Bergrath Friedrich Anton, Baron von Heynitz, durch den hauptsächlich später das Genie des großen Staatskanzlers Stein entdeckt wurde. Er sowohl als seine Gemahlin, eine verwittwete von Abelsheim, geborne von Wrede waren Steins größte Patrone.

3) Das Forst-Departement, das vom Jahre 1770 datirt und Friedrich Wilhelm Baron von Schulenburg-Kehnert zum Chef erhielt, der seine Hauptrolle unter Friedrich Wilhelm III. spielte, wo ich auf ihn zurückkomme.

Zu 2. Justizminister waren vier:

1) Der Großkanzler.

2. Carl Ludolf Baron von Dankelmann 1749—1764, früher Comitialgesandter in Regensburg, dann Präsident zu Hanau und Gesandter in Frankfurt. Er war ein Sohn des Nicolaus Dankelmann, des Stammvaters der Familie und der Vater des ersten Grafen. Er starb 1764, fünfundsechzig Jahre alt. Ihm folgte:

3. Der redliche Ernst Friedmann Baron Münchhausen, ein Thüringer von Geburt, früher bis 1750 in sächsischen Diensten, ein Mann noch ganz nach altem Schrot und Korn, der aber ganz eingezogen lebte.

Auch gegen Münchhausen hatte der König einmal im Unmuth den Verdacht ausgesprochen, daß er den armen Bauer nicht hoch genug ansehe. Münchhausen schrieb deßhalb unterm 8. Nov. 1780 an den König:

„Was Ew. Maj. in der Ordre vom gestrigen Dato mir insbesondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann und daß das Recht sowohl für geringe als vornehme Leute sei, habe ich von jeher gewußt und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich E. K. M. zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben habe, es nicht zu wissen ꝛc. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen war, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen, so mußte die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweisung geholfen werden könnte.

Ich bitte allerunterthänigst, daß E. K. M. geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine so ungnädige Beschuldigung auf mich geladen, anzeigen zu lassen ꝛc.“

Friedrich der Große nannte seinen Münchhausen oft „un homme d'une justice inflexible.“ Seine Vorstellungen thaten fast jedesmal bei Friedrich unfehlbare Wirkung. Er starb 1784, sechzig Jahre alt. Er hatte nur bis 1771 das geistliche Departement geführt; als letzter geistlicher Minister fungirte unter Friedrich:

4. der schon bei dem Müller-Arnold'schen Proceß vorgekommene Carl Abraham Baron von Zedlitz. Er war einer von den Ministern, die Friedrich sich selbst herangezogen hatte, ein Schlesier, geboren 1731 zu Schwarzwalde bei Landshut, Herr auf Kapsdorf bei Schweidnitz. Er fungirte unter Friedrich Wilhelm II. nur bis zum Jahre 1788, wo er den schwarzen Adlerorden erhielt, sich auf seine Güter in Schlesien zurückzog, aber schon 1790 starb. Er war ein sehr heterodoxer geistlicher Minister, wie sein Herr und König.

1788 löste ihn darauf der berüchtigte orthodoxe Wöllner ab.

Zu 3. An der Spitze des Cabinets-Ministeriums stand schon seit 1730 noch unter Friedrich Wilhelm I.:

Graf Heinrich von Podewils,

aus einem alten pommerischen Geschlechte, das der König 1741 grafte; der Minister ward in diesem Jahre auch mit dem schwarzen Adlerorden decorirt. Podewils war seit 1721 der Schwieger-

reichen Geheimen Cabinetsrath Eichel, der sich sehr für Frau von Jarriges, geb. Vignoles, Tochter eines französischen Predigers, eine eben so durch Schönheit als Geist ausgezeichnete Frau, interessirte: ihre Tochter ward, wie ich eben erwähnt habe, Eichel's Erbin.

Jarriges war ein Günstling von Cocceji, dem er aber mit Undank lohnte. Er umging ihn vielfach und kränkte ihn, so daß, wie in dem von Büsching herausgegebenen Leben Nüßler's bezeugt wird, Cocceji selbst diesen Undank Jarriges' für einen Nagel zu seinem Sarge erklärte.

Auf Jarriges folgte:

3. Carl Joseph Max Baron von Fürst und Kupferberg, durch seine Cassirung im Müller-Arnold'schen Prozesse bekannt: er fungirte von 1770 bis 1779. Fürst stammte aus einer alten schlesischen Familie, die das Städtchen Kupferberg im Jauerschen schon seit 1596 besessen hatte, das nachher an die Grafen Schlabrendorf und Matuschka gekommen ist. Fürst war früher als schlesischer Gutsbesitzer zu Regulirung des Schuldenwesens Schlesiens von Friedrich nach Wien geschickt worden, wo er die vom Buchhändler Nicolai später in seiner deutschen Reisebeschreibung benutzten Lettres sur Vienne im Jahre 1755 geschrieben hatte. Seit 1756 war er Schwiegersohn des Cabinetsministers Grafen Podewils. Wie oben schon erwähnt worden ist, ward er auch nach Friedrich's des Großen Tode nicht wieder angestellt, weil er ein so stolzer Mann war, daß er bloßen

Bürgerlichen keine Audienz hatte verwilligen wollen. Er starb als der Letzte seines Geschlechts 1790.

Fürst's Nachfolger als Großkanzler war endlich:

4. Johann Heinrich Casimir von Carmer. Carmer war ein Pfälzer von Geburt, wie Cocceji; er stammte aus einer adeligen Familie reformirter Confession. Er war geboren 1720 zu Kreuznach und war einer von denen, die der Religion wegen ihr Vaterland verließen und Preußen groß gemacht haben. Er stand seit 1749 im Dienst des großen Königs, ward 1768 Minister, führte 1769 das sehr wichtige Creditsystem in Schlesien ein, erhielt 1779 den Großkanzlerposten, 1788 von Friedrich Wilhelm II. den schwarzen Adlerorden, ward 1791 von ihm baronisirt und 1798 von Friedrich Wilhelm III. gegraft. Carmer war ein Schüler von Cocceji: er ist es, der das preußische Landrecht unter Friedrich Wilhelm II. redigirt und 1794 publizirt hat. Er starb 1800, achtzig Jahre alt. Für zwei Söhne, die er hinterließ, stiftete er zwei Majorate, Rützen im Wolauischen und Borne in der Neumark mit zwei Reservefonds zu je 60,000 Thalern.

Geistliche Minister unter Friedrich dem Großen waren folgende vier Minister:

1. Christian von Brand bis zu seinem Tode 1749. Er war früher Gesandter in Copenhagen, Stockholm und Wien — ein Sohn des Generalmajors Paul und ein Neffe des berühmten Eusebius Brand, der den Obersten Kalkstein aus Warschau entführte. Ihm folgte:

sohn Grumbkow's und ehe er Minister ward, Gesandter in Copenhagen und Stockholm. Er expedirte die aus des Königs Cabinet von den Cabinetsräthen ihm zugehenden Befehle: darin bestand alle Arbeit seines Ministeriums. Zugeordnet wurde ihm 1740 der aus Wien rappellirte Gesandte Caspar Wilhelm von Borck, der 1747 starb, dreiundvierzig Jahre alt, und dann 1747 der aus Petersburg rappellirte Gesandte Baron Axel Mardefeld, der auch schon 1748 starb, siebenundfunfzig Jahre alt. Als Podewils 1760, fünfundsechzig Jahre alt, starb, rückte in seine Stelle:

Ewald Friedrich von Herzberg,
ebenfalls aus einem alten pommerischen Geschlechte, geboren 1725, seit 1753 der Schwiegersohn des Cabinetsministers Knyphausen und Enkelschwiegersohn des berühmten Ilgen.

Neben Herzberg fungirte als erster Staats- und Cabinetsminister:

Carl Wilhelm, Graf Fink von Finkenstein,
Sohn des vom Kaiser Joseph I. zuerst gegraften General Albrecht Conrad, der Friedrich's II. und schon Friedrich Wilhelm's I. Oberhofmeister gewesen und 1735 fünfundsiebzigjährig gestorben war.

Finkenstein gehörte zu den Jugendgespielen Friedrich's des Großen. Er war zwei Jahre jünger als dieser und ward noch unter Friedrich Wilhelm I. ganz jung, mit einundzwanzig Jahren schon, als Gesandter nach Stockholm, dann nach Copenhagen geschickt. Friedrich der Große schickte ihn nach seiner Thronbestei-

gung mit Camas nach Paris, darauf mit seiner Schwester, der nachherigen Königin von Schweden, zum zweitenmal als Gesandten nach Stockholm. Fink ging dann in einer sehr wichtigen Mission ohne allen öffentlichen Charakter nach London und dann 1747 nach Petersburg als Ministre plénipotentiaire. Als er diese letzten Missionen durch seine geschmeidige Klugheit glücklich beendigt hatte, berief Friedrich ihn, erst fünfunddreißig Jahre alt, im Jahre 1749 als wirklichen Staats-Minister zurück. Er schrieb damals eigenhändig an Podewils: „Finc a du mérite et ses talents prématurés m'enpêchent de lui réfuser un caractère prématuré pour son age. Ditez lui qu'il soit ministre puisqu'il en est digne et qu'il continue à Me servir, comme il a fait jusqu'ici à présent. Féderic.“ Fink war seit 1743 mit der Gräfin Finkenstein-Gilgenburg, Erbin von Drehnow, vermählt und erhielt 1762 den schwarzen Adlerorden. Er ward fünfundachtzig Jahre alt und starb ohne Krankheit erst 1800 nach achtundfunfzigjährigem Dienst: er hatte dreiundvierzig Minister in den Staatsrath eingeführt und überlebte einundfunfzig von vierundsiebzig, die nach ihm ernannt wurden.

Finkenstein verstand zu repräsentiren und hielt sich immer im großen Tone und in den großen Manieren eines vornehmen Herrn. Herzberg dagegen war ein fleißiger, gelehrter Geschäftsmann, einfach, ja fast mehr als bürgerlich-ökonomisch in seinem ganzen Wesen und Haushalt. Thiébault erzählt unter andern, daß Tag für Tag auf der Freitreppe vor dem Minister Herzberg'schen Hause auf der Niederwallstraße eine

Bäuerin kannenweise die Milch von den Kühen des Herzberg'schen, ehemals Knyphausen'schen und noch früher Ilgen'schen Landguts Brietz bei Berlin verkauft habe. Herzberg ward von Friedrich besonders im siebenjährigen Kriege zur Fertigung der Staatsschriften gebraucht; er schloß dann den Hubertusburger und später auch den Teschner Frieden ab. Er war ein Mann voll Patriotismus, der sich ganz in das politische System des Königs hineingearbeitet hatte; Friedrich Wilhelm II. erhob ihn bei seiner Huldigung in den Grafenstand und gab ihm den schwarzen Adlerorden, Herzberg ward aber 1791 demohngeachtet entlassen und starb auf seinen Gütern.

Beide Cabinetsminister Herzberg und Finkenstein waren ebenfalls nur die Expedienten des Königs, besorgten nur die laufenden Geschäfte mit den auswärtigen Ministern und Gesandten — die Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte der König selbst oder er gebrauchte dazu besonders betraute Personen. Doch fielen den Cabinetsministern die üblichen diplomatischen Geschenke zu, wobei Friedrich nicht ermangelte, auf seine gewöhnliche sarkastische Weise ihre zarten Bedenklichkeiten zu heben. Auf eine Anzeige der Cabinetsminister vom 25. Januar 1771, daß ihnen wegen der mit einem gewissen Staat zu Stande gekommenen Unterhandlungen (wahrscheinlich mit Rußland, wohin Prinz Heinrich im October 1770 gegangen war, wegen Polen) ein wohl bei Tractaten sehr übliches, aber diesmal nicht in gewöhnlicher Art geschehendes Cadeau angeboten worden sei, erfolgte die Marginalresolution: „Je consois toute

La repugnauce Messieur que Vous auréz a ressevoir cette reconnoisance, mais je suppose que Vous Vous ferez la duce viollance de L'accepter."

Alle Chefs sämmtlicher drei Ministerien mußten schriftlich an den König berichten und schriftlich wurden sie auch von ihm aus seinem Cabinet beschieden. Mündliche Berathungen mit den Ministern gehörten, wie dermaleinst bei Kaiser Carl V., zu den äußerst seltenen Ausnahmen. Dabei war es ausdrückliche Politik Friedrich's bei den Ministerstellen die unter einander feindlichsten Individuen neben einander zu verwenden. Um so sicherer glaubt er dadurch bedient zu werden, wenn der eine Minister den andern recht scharf controlirte. So waren z. B. Herzberg und Finkenstein abgesagte Feinde und arbeiteten doch in demselben Ministerium neben einander.

Folgendes war der Staats-Etat im Todesjahre Friedrich's:

I. Das Cabinet des Königs. In den achtziger Jahren fungirten:

Zwei vortragende Geheime Cabinetsräthe:

Ernst Ludwig Köper, der 1782 starb und

Johann Christoph Friedrich Stellter, der 1786 kurz vor dem König im Cabinet des Königs „in seinem Berufe stehend" starb, worauf beim Tode des Königs als vortragender Geheimer Cabinetsrath erscheint:

Julius Wilhelm Heinrich Beyer, früher Kriegsrath bei der Magdeburgischen Kammer, seit 1773 Cabinetsrath.

Zwei expedirende Geheime Cabinetsräthe:

Laspeyres und

Müller und

ein Geheimer Cabinets-Secretair.

II. Das Geheime Staatsministerium oder der Geheime Staatsrath. Ihn bildeten sämmtliche wirkliche Geheime Staatsminister, die zwei Staats-, Kriegs- und Cabinetsminister, die sechs Staats-, Kriegs- und dirigirenden Minister (die vom General-Directorium der Finanzen) und die vier Staats- und Justizminister.

III. Das Cabinetsministerium, bestehend aus den beiden Ministern Herzberg und Finkenstein. Unter ihnen fungirten drei Cabinetsräthe:

1. Der Geheime Legationsrath von Marconnay, von der französischen Colonie, für die französischen Sachen.

2. Der Geheime Kriegsrath von Steck, für die Reichs- und einheimischen Sachen und

3. Der als Publizist und Memoirenschreiber bekannte Geheime Rath Christian Conrad Wilhelm Dohm, ein Hesse, geboren 1751 zu Lemgo, in Göttingen gebildet, Schüler von Schlözer, 1776 bis 1779 Professor am Cassler Carolinum, seitdem in preußischem Dienst als Geheimer Archivar und expedirender Secretair in den auswärtigen und politischen Sachen. Er ward 1786 geadelt und Resident beim

niederrheinisch-westphälischen Kreise zu Cöln, dann dritter Bevollmächtigter beim Rastatter Friedens-Congreß 1797, 1801 Kammerpräsident zu Heiligenstadt, 1807 westphälischer Staatsrath und Gesandter in Dresden, quittirte aber 1811 und lebte im Privatstand auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen. Lang sah ihn in Rastatt und beschreibt ihn in seinen Memoiren als „ein langes hektisches Männlein mit einem hellen angenehmen Auge, freundlichem Mund, der Jedem liebreich und beredt entgegenkam, unter beständigem Leiden eines schwächlichen Körpers lebenslustig und nicht selten sich in freisinnige und launige Bemerkungen ergießend, der aber dadurch, daß er sich vom Lehrstand aus in das Fach der Diplomatie geworfen, wozu es ihn gleichwohl an den hohlen Tanzmeister- und Plapperkünsten ermangelte, seine wahre Laufbahn verfehlt zu haben schien."

IV. Das Finanz-Departement oder das General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium. Es besteht aus acht Departements:

Erstes Departement: Pommern und Neumark, Ost- und Westpreußen nebst Litthauen; dazu alle Generalkassensachen. Chefs: seit 1763 Joachim Christian von Blumenthal für Pommern und die Neumark und seit 1775 Leopold Otto von Gaudi für Preußen und Litthauen und die Generalkassensachen. Blumenthal, ein Preuße, ward 1786 bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. gegraft, diente bis 1798 und starb 1806, achtzig Jahr alt.

Zweites Departement: die Kurmark und alle Salzsachen. Chef seit 1781: Hans Ernst Diedrich von Werder, zugleich Generalpostmeister und Chef des Sanitäts-Collegiums. Er war Besitzer von Rogäsen im Herzogthum Magdeburg und starb 1800.

Drittes Departement: die übrigen Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Cleve rc.; dazu alle Stempelsachen. Chef seit 1771: Friedrich Wilhelm, Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, zugleich Chef des Forst-Departements, der Bank und der Seehandlung. Ich komme auf seine Personalien unter Friedrich Wilhelm III. zurück.

Viertes Departement: die Zollsachen in den Provinzen diesseits der Weser. Chef seit 1783 unbesetzt. Unter diesem Departement stand die General-Accise- und Zoll-Administration oder die Regie. Präsident: der oben erwähnte Geheime Finanzrath de la Haye de Launay.

Fünftes Departement: die Commerzien-, Manufactur- und Fabriksachen. Chef seit 1783 unbesetzt.

Sechstes Departement: dieses Departement war das Militair- und Kriegs-Departement. Chef seit 1779: der Generalmajor Levin Rudolph von der Schulenburg, gestorben 1788.

Siebentes Departement: das Bergwerks- und Hütten-Departement. Chef seit 1777: der Oberberghauptmann Freiherr von Heynitz, der seit 1783 auch das vierte und fünfte Departement mitdirigirte.

Achtes Departement: das Forst-Departement. Chef: Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, der auch das dritte Departement dirigirte.

Unter dem General-Directorium standen die Ober-Kriegs- und Domänenrechenkammer und sämmtliche Kriegs- und Domänenkammern in den Provinzen. Nur Schlesien hatte, wie erwähnt, seinen eignen dirigirenden Staatsminister, Carl Georg von Hoym. Chef-Präsident der drei schlesischen Oberamtsregierungen war Adolf Albrecht Heinrich Leopold, Baron Dankelmann, ein Sohn des geistlichen Ministers der seit 1780 Minister war, 1795 fast erblindet seine Entlassung nahm, 1798 durch König Friedrich Wilhelm III. bei der Huldigung in Schlesien der erste Graf seines Geschlechts ward, auf seinem Gute Groß-Pesterwitz bei Trachenberg in Schlesien im Privatstande lebte und 1807, neunundsechzigjährig starb. Er war der Vater des Ministers und Chefs der Justiz, Graf Heinrich Dankelmann, der unter Friedrich Wilhelm III. 1830 starb.

V. Das Justiz-Departement. Es gehörten dazu vier Minister:

1. Der Großkanzler Johann Heinrich Casimir von Carmer, Chef der Justiz und aller Justiz-Collegien.

2. Carl Abraham Freiherr von Zedlitz, hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-lutherischen Sachen.

3. Wolfgang Ferdinand Freiherr von Dörnberg, ein Hesse, früher Minister in Cassel,

hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-reformirten Sachen und war Chef des Obertribunals.

4. Eberhard Friedrich Christian Freiherr von der Reck hatte das Criminal-Departement.

III. Diplomatisches Corps.

Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs schrieb der Herzog Carl August von Weimar, der Freund Goethe's an Knebel am 17. September 1786 die merkwürdigen Worte: „Sollte der Nachfolger Friedrich's des Großen auch keine neuen Fußstapfen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle 500 Jahre und kaum dann.“

Ehe der große König ein solcher berühmter Schlittschuhläufer wurde, hatte er bittre schwere Erfahrungen machen müssen. In den ersten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung war er nichts weniger als Schlittschuhläufer gewesen. Er war zu Pferde gestiegen, nach Schlesien geritten, hatte im Uebermuth der Jugend das Kriegsglück versucht und das Kriegsglück war ihm so hold gewesen, daß er nach zwei kurzen Campagnen Schlesien festhielt. Er glaubte sich jetzt fest im Sattel. Er brusquirte die Cabinette. Mit

aristophanischem Spotte durchgeißelte er die drei Cotillons-Höfe, wie er sie nannte, nicht blos den der devoten Maria Theresia, sondern auch den der Elisabeth, der „infame catin du Nord“ und den Pompadour-Hof in Versailles. Der gescheite Kaunitz, der später der europäische Kutscher genannt wurde, hatte leichte Mühe, ihm den Boden zu untergraben. Auf einmal sah Friedrich die drei Cotillons-Höfe auf seinem Nacken; er mußte froh sein, daß Pitt in England für ihn eintrat. Aber mit dem Leichentag von Collin, dem Jahrestag des Siegs bei Fehrbellin und später des bei Waterloo und mit dem Abfall Lord Bute's kamen für Friedrich die schmerzlichsten Enttäuschungen. Nur der Tod der verspotteten Elisabeth rettete ihn.

In den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung nutzte der König die beiden großen Lehren, welche der siebenjährige Krieg ihm klärlichst ertheilt hatte, eifrigst. Von jetzt an blieb die Diplomatie sein Hauptaugenmerk: er hatte einsehen gelernt, daß Klugheit über Tapferkeit gehe. Das Schlachtroß ward abgezäumt, und als der greise Herr es noch einmal nach der Eröffnung der bairischen Erbfolge besteigen mußte, sogleich wieder davon heruntergestiegen, als sich mit Ehren Frieden machen ließ. Die drei Cotillons-Höfe aber wurden nicht nur mit den Sarkasmen in Ruhe gelassen, sondern mit möglichster Courtoisie fetirt. Die große nordische Semiramis — „avec les inclinations de la défunte, mais contrefaite de la dévote en même temps“ —

wurde mit den copiosesten Schmeicheleien, wie sie nur ein Weiberherz erquicken können, erquickt; eben so der europäische Kutscher von Wien bei der Zusammenkunft in Neustadt mit so unwiderstehlichen Galanterien und Aufmerksamkeiten um- und ein- und endlich überschmeichelt, daß der kluge Mann sich zu einem Schritte bewegen ließ, der sogar seiner bei weitem nicht so klugen Gebieterin höchst unpolitisch dünkte. Um Kaunitz für die Theilung Polens zu gewinnen, verschmähte es Friedrich nicht, sogar aus des Fürsten Dose zu schnupfen. Hier zeigte sich Friedrich als Meister der Diplomatie, als der Kutscher des Kutschers.

Alle wichtige Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte Friedrich der Große selbst, seine Minister waren nur seine Schreiber. Die zwei höchst wichtigen Unterhandlungen über die polnische Theilung und die bairische Erbfolge gingen ganz allein durch ihn und seine Cabinetsräthe. Die Theilung Polens mußte ein undurchdringliches Geheimniß für das französische Cabinet bleiben und blieb es wirklich. Der Herzog von Choiseul merkte wohl, daß etwas in Polen im Werke war, aber nicht was. Er schrieb an den französischen Gesandten in Berlin, er möge, es koste was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen suchen. Man bot einem Cabinetssecretair 1000 Louisd'or für die Copie einer Instruction für den preußischen Gesandten, der Cabinetssecretair machte dem König sofort davon Anzeige. Dieser rieth dem ehrlichen Manne, immerhin die 1000 Louisd'or zu nehmen und eine falsche Instruction dafür den neu-

gierigen Franzosen zu behändigen. Als diese Depesche an Choiseul gelangte, war er scharfsinnig genug, sogleich zu entdecken, daß der Gesandte angeführt worden sei. Friedrich führte die Unterhandlungen entweder direct von Berlin aus oder er bediente sich dazu besonders betrauter Personen. So ward z. B. Graf Görtz, der gar nicht in seinem Dienste stand, in der bairischen Successionssache gebraucht. Ehe ein außerordentlicher Gesandter abging, mußte er hin und wieder vorher eine Prüfung bestehen. So übernahm 1744, als Graf Rothenburg nach Paris geschickt ward, um die Allianz abzuschließen, Friedrich selbst die Rolle des französischen Ministers, er hob alle nur möglichen Schwierigkeiten und Gegengründe gegen die preußischen Anträge hervor, ohne sich im geringsten selbst zu schonen. Rothenburg widerlegte aber alle Einwürfe so geschickt, daß der König zuletzt ausrief: „Wenn Er so gut spricht, wird ihm der Erfolg nicht fehlen." Hielt Friedrich bei einer auswärtigen Legation den Legationssecretair für besonders geschickt, so correspondirte er mit ihm, ohne daß der Gesandte etwas davon erfuhr. Dieß war z. B. mit dem Herrn von Sandoz der Fall, dem Legationssecretair in Paris, den Friedrich nachher als Minister-Resident nach Madrid schickte. Um wichtige und interessante Umstände an fremden Höfen zu erfahren, sparte der König, der sonst mit Ausgaben sehr zurückhaltend war, die größten Summen nicht. Merkwürdig war die Art und Weise, wie er hinter die Geheimnisse des Wiener Hofes kam. Maria Theresia hatte immer

ein paar Damen zu ihren Vertrauten, diese vertrauten ihren Kammerjungfern und von den Kammerjungfern erfuhr Friedrich regelmäßig mit jeder Post die zuletzt über München ging, weil man dahin allein die Briefe nicht öffnete, was er nur immer wissen wollte. Friedrich sandte, wie ein preußischer Minister dem Ritter Zimmermann mittheilte, von seinen vertrautesten Ministern ausgewählte aufgeweckte junge schöne Leute als Emissaire nach Wien. Sie erhielten 500 Thaler Gehalt und Erstattung aller Auslagen an die zu erobernden Soubretten und sonst. „C'était alors, schreibt der Minister an Zimmermann, le regne des soubrettes à Vienne; et un joli garçon, maitre passé dans l'art d'accrocher les femmes de chambre, pouvoit apprendre des choses indeterrables à tout le Corps diplomatique. J'ay vu quantité de rapports de cette espèce, extrèmement bien faits."

Die stehenden Gesandten bezahlte Friedrich in der Regel sehr niedrig. Er sah sie fast immer nur für „Briefträger" an. Die an den vier Haupthöfen: Wien, Paris, London und Petersburg erhielten 6000 Thaler, die übrigen nur 4000. Und doch empfahl er diesen Gesandten beim Abschied immer angelegentlich: „de ne pas épargner les Soupes." Die Folge war, daß zuletzt jezuweilen unter seinem Adel sich schwer ein taugliches Subject fand, der Gesandter werden konnte und wollte, Friedrich mußte mehr als einmal an Fremde sich wenden. In diesem Falle nahm er am liebsten

Italiener, wegen ihrer ökonomischen Talente und weil sie einem Lande angehörten, dessen kleine Staaten keine politische Wichtigkeit hatten, die sie hätte in Versuchung führen können, das preußische Interesse hintanzusetzen.

Ein merkwürdiger Mann unter diesen Italienern war der Graf Spiridion Lusi, eigentlich ein Grieche von Geburt, aus der damals venetianischen Insel Cephalonien gebürtig. Er kam, zweiundvierzig Jahr alt, im Jahre 1777, dem Jahre des Aussterbens der alten Dynastie Baierns, auf eine seltsame Weise in des Königs Dienst, die eben so von Lusi's eminenter Befähigung zur diplomatischen Carrière, als von des Königs eminentem Talent zeugt, sich dazu die passendsten Leute auszuwählen. Friedrich hatte in die Berliner Zeitungen eine Verfügung einrücken lassen und gleichzeitig noch einige andre diplomatische Maaßnahmen ergriffen. Lusi, der damals in Venedig lebte, combinirte hieraus des Königs geheimen Plan und machte ihn in der venetianischen Zeitung bekannt. Der Gesandte Friedrich's in Venedig schickte auf der Stelle diesen Artikel nach Potsdam ein. Der König war erstaunt und befahl, alles anzuwenden, um den Verfasser zu erforschen, was denn auch à force d'or glückte. Friedrich hatte geglaubt, der Artikel Lusi's habe nur durch Verrath seiner Cabinetssecretaire in die Hände des Redacteurs der venetianischen Zeitung gelangen können; jetzt vernahm er, daß der Einsender und Abfasser desselben ein ihm gänzlich unbekannter Mann sei. Er ließ Lusi unter der Hand die Offerte

machen, nach Sanssouci zu kommen. Lusi kam, und als der König ihn persönlich kennen gelernt hatte, fragte er ihn, durch welche Mittel und Wege er seine Absichten errathen habe? Lusi erwiederte: „Ew. Maj. haben das und das in die Zeitungen einrücken und dabei die und die Demarchen machen lassen: aus diesem allen errieth ich, was Sie beabsichtigten!“ Friedrich war über Lusi's ungemeinen Scharfsinn verwundert und machte ihm nun das Anerbieten, in seine Dienste einzutreten. Lusi nahm es an und ward Kammerherr und Capitain in einem Freibataillon und darauf Gesandter in London. In Berlin nannte man ihn „den Kammerherrn vom Hofe des Königs Ulysses.“ In London betrug Lusi sich sehr gut und gefiel sehr am englischen Hofe. Es dauerte aber nicht lange, so mußte er dem König vorstellig machen, daß es unmöglich sei, mit dem ihm ausgesetzten Gehalte von 6000 Thalern würdig zu repräsentiren. Friedrich entgegnete ihn: „Ich helfe Ihnen schon mit, denn ich stehe hinter Ihnen mit 200,000 Mann!“ Als wiederholte Vorstellungen nichts fruchteten, wußte der kluge Italiener sich auf eine andere Weise zu helfen. Er bat den König, ihm die Genehmigung zu ertheilen, in London einen Oelhandel anfangen zu dürfen, wozu sich ihm als Griechen von Geburt die beste Gelegenheit darbiete. Friedrich ertheilte die Genehmigung. Lusi erwarb ein ansehnliches Vermögen, ging später als Gesandter nach Petersburg, wo er die Ermordung Paul's mit erlebte und starb als Generallieutenant und Staatsminister in den Grafenstand erhoben, achtzig Jahr alt,

1815 zu Potsdam. Sein einziger, mit einer Italienerin erzeugter Sohn, war der vor einigen Jahren in sehr brouillirten Finanzen verstorbene schöne und galante Graf Fritz Lusi, der mit einer Stieftochter des Lords Landsdowne vermählt und zuletzt Gesandter in Griechenland war und von dem der von Friedrich Wilhelm III. nebst seiner Mutter, gebornen Wichmann, geadelte Herr von Lusi abstammt.

„Als der König, erzählt Lord Malmesbury in seinen Memoiren, einmal in Begriff stand, einen Gesandten nach Dänemark zu schicken, machte ihm der dazu Bestimmte Vorstellungen über die Kärglichkeit des Gehalts und daß es unmöglich sei, davon die Kosten der Tafel und Equipage zu bestreiten. Der König erwiederte ihm: „Er ist ein Verschwender, denn weiß Er, es ist viel gesünder, zu Fuße zu gehen, als zu fahren. Und was das Essen betrifft, so muß Er sich merken, daß es an der Tafel eines Andern immer am Besten schmeckt.“ Dieser nach Copenhagen bestimmte Gesandte war Herr von Arnim, der 1771 vom König beglaubigt wurde und von welchen der Lord noch eine heitre Anekdote erzählt. „Der angebliche Grund seiner Zurückberufung aus Copenhagen war die Feuchtigkeit und Kälte des Climas. Als er nach seiner Rückkehr zur Audienz gelassen wurde, zog der König, nachdem er ihn ein Langes und Breites über die Wirkung befragt hatte, welche die Feuchtigkeit auf seine Nerven äußere, eine sorgfältig verpackte Schachtel unter seinem Hute hervor und sagte: „er wolle nicht, daß der Staat einen so brauchbaren Diener verliere,

er werde hierin etwas finden, was warm halte.“ Arnim konnte es kaum erwarten, bis er nach Hause kam und die Schachtel öffnete. Er war nicht wenig getäuscht, als er sie — mit Baumwolle angefüllt fand. Den nächsten Tag jedoch wurde er durch einen Befehl des Königs getröstet, der seinen Gehalt um 1000 Thlr. erhöhte, er ging 1775 als Gesandter nach Dresden.“ Der König schrieb ihm unterm 17. Januar 1775: „En vous envoyant à la cour de Dresde, Mon intention n'est du tout, soyez en persuadé, que Vous y fassiez beaucoup de figure et formiez une grande maison, comme Je vois, que Vous êtes intentionné de faire: et j'aimerois mieux de ne Vous point employer à cette mission, que de Vous exposer par là à Vous endetter. Le moyen le plus sûr de Vous mettre bien et de Vous conserver de même dans mon esprit, c'est croyez M'en, de mettre autant de modestie que d'économie dans vos dépenses. Et les arrangemens y nécessaires étant aussi aisés à faire, que les fonds, pour y subvenir à trouver, Je prie Dieu“ etc. Unterm 27. Januar schrieb er ihm wieder: „Pour former vos premiers équipages, lors de votre mission en Danemarc, Je n'ai pas fait la moindre difficulté de Vous assigner les 1200 écus usités etc. Ils seront encore en assez bon état pour vous en servir également à Dresde; et d'ailleurs vous savez que Je ne demande jamais que Mes Ministres dans l'étranger brillent par leurs équipages, ou fassent grande figure; mais que J'exige

plutôt qu'ils observent une sage économie et évitent avec soin toute folle dépense ou qui soit au dessus de leurs facultés." Eigenhändig setzt er einem letzten Schreiben vom 29. Januar bei: „n'oubliéz pas Le Cotton monsieur pour preservér Votre presieuse personne et Vos petit Nerfs Contre Les Ingures du tems."

I. Preußische Gesandte und Agenten in Deutschland:

1. Am Wiener Hofe fungirte 1740: Caspar Wilhelm von Borck, der das Ableben Kaiser Carl's VI. meldete und dann als Cabinetsminister neben Podewils eintrat.

Um die Thronbesteigung Friedrich's zu melden ward nach Wien geschickt: Ludwig Wilhelm von Münchow, der nachher gegraft und erster schlesischer Minister wurde.

Darauf ging, um Erklärung wegen der östreichischen Succession und die Ansprüche auf Schlesien zu holen, nach Wien: Baron Gustav Adolf Gotter, „le Jupiter foudroyant," welcher ebenfalls gegraft und zum Oberhofmarschall befördert wurde.

1742 fungirte nur Johann Friedrich Gräve als Agent beim Reichshofrath: 1747 erscheint er als Geheimer Legationsrath und Resident.

1743 war Graf Dohna als Env. extr. accreditirt und

1747 Graf Heinrich Podewils als Env. extr. und Min. plénlp.

1753 fungirte als Min. plénip. und Env. extr. der Geheime Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und in Dresden — als Resident H. von Diest — und als Leg.-Secr. H. Holzendorff.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764 war Min. plenip. H. von Rhode (oder von Roth) jetzt Rohde, wahrscheinlich Jacob Friedrich, früher Gesandter in Cöln und Stockholm, später in Copenhagen, von Friedrich 1783 gegraft; und Leg.-Secr. Georg Friedrich Böhmer, der später als Hof- und Legationsrath Minister-Resident und geadelt ward.

1767 und 1773 fungirte als Env. extr. Baron Georg Ludwig von Edelsheim: er war 1760 der Friedensunterhandlung wegen in Paris gewesen und trat 1784 in badnische Dienste, wo er 1814 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten starb.

Von 1777 bis 1785 war Env. extr. der Kammerherr Baron Johann Hermann von Riedesel, der bekannte Tourist nach Italien, Sicilien und in den Orient: er schloß den Teschner Frieden ab und war ein Mann, der ganz an seinem Platze war. Kurz nach dem Frieden hatte er mit dem Staatskanzler Kaunitz zu sprechen; Hofrath Spielmann, der gewöhnliche Introductor der Gesandten war augenblicklich abwesend, Baron Jenisch, der Orientalist — ein sehr beschränkter Mann, den die jungen Leute auf der Wiener Staatskanzlei wegen seiner Statur und seiner Ideen statt conseiller aulique, conseiller oblique zu nennen pflegten — übernahm die Meldung. In

der Zerstreuung nannte er ihn: „Baron Steinesel.“ Darauf führte Riedesel mit eiskaltem langsamen Lächeln sich selbst auf mit den Worten: „Ew. Durchlaucht! — allerdings ist ein Esel dabei! — aber Ich — heiße Riedesel.“ Er starb 1785.

Ihm folgte endlich 1786 bis 1790 als Min. plenip. Graf Friedrich Werner von Podewils, jüngster Sohn des Cabinetsministers, Lieutenant bei den Gensd'armes, der später Oberhofmarschall ward.

Als Resident in Wien fungirte schon 1773 und nach 1786 der Hof- und Legationsrath Constans Philipp Wilhelm von Jacobi, der 1788 Freiherr von Jacobi-Klöst ward und 1797 mit Görz und Dohna auf den Rastadter Friedenscongreß ging. In Rastadt sah ihn Lang und beschreibt ihn in seinen Memoiren als einen kurzstämmigen und vierschrötigen Mann, beinahe so etwas gemein jüdisch, den Mund immer so als ob er Brotkrumen kaute, die Hände mit Dinte besudelt — so wandelte er in seiner diplomatischen Thätigkeit zwischen seinen Collegen, dem diplomatisch abgemessenen Grafen Görz und dem langen hektischen lebenslustigen Dohm. „Der Baron, sagt Lang, fing die Tageslast um zehn Uhr beim Frühstück seiner jungen Gemahlin zu tragen an, wo die diplomatischen Abbés, besonders aber Stadion (aus Oestreich) und Hompesch (aus Baiern) in ihren seidnen Mänteln und rothtaffentnen Kreuzbändern herbeieilten, der Frau Gemahlin den süßen Morgen-

gruß, dem Herrn Gesandten aber zu einiger Entschädigung und Mittheilnahme der bis zur Mitternacht aufgefangenen diplomatisch politischen Olla Potrida Brocken zu bringen, welche Hafersuppe sodann noch mit der von den andern Herrn Collegen mitgetheilten Brühe vermehrt und gegen Abend zur Gährung ausgesetzt wurde. Unterdessen schrieb sich der Herr Gesandte auf die Papierwickeln der Frau Gemahlin, auf Visitenbillette, Briefumschläge und sonst auf lauter Schnitzeln, um das Papier zu schonen, eine Menge französischer Redeweisen und Wendungen nieder, mit welchen, wie er hoffte, die Nachrichten und Begebenheiten, die er bis zum Abend als kommend voraussah, in der Zierlichkeit der Berliner Gallizismen, gegeben werden könnten. Dann in den letzten Stunden, wurden diese Papierschnitzeln zusammengereiht, die Lücken der Sachen und Appellativnamen ausgefüllt und mit dicker dicker Faust auf einen Conceptbogen abgeschrieben, meistens mit dem berühmten Anfang: „Sire, nous avons reçues les très gracieuses ordres de V. M. du date — — oder: Nous n'avons reçues des ulterieurs ordres depuis etc. Und dann geschwind damit in die Kanzlei zum Chiffriren und Abschreiben in duplo, während dessen der Herr Gesandte noch ein oder ein paar Dutzend Privatbriefe schrieb" ꝛc.

Später ward Baron Jacobi Gesandter in London und lebte zuletzt im Privatstand zu Bonn.

Podewils' Nachfolger als Gesandte in Wien unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

Marquis Lucchesini, früher Gesandter in Warschau und

Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, früher Gesandten in Stockholm, dann im Haag und dann in Petersburg.

2. In Regensburg bei der „fürwährenden Reichsversammlung," dem ehrwüdigen Petrefact, das Friedrich „den Mops, der den Mond anbellt" nannte, fungirte:

1740, 1742, 1747 und 1753 der Geheime Justizrath Adam Heinrich Pollmann als Min. plénip. — er ward, weil er nicht vom Adel war, sogleich nach Friedrich's Thronbesteigung, schon am 28. Juni 1740 nobilitirt.

Legations-Secretaire unter ihm waren:

1742: Reuthuber und

1747 und 1753: Rammelsberg.

1757 während des siebenjährigen Kriegs stand als bevollmächtigter Comitialgesandter in Regensburg der Geheime Etats- und Kriegsminister Baron Erich Christoph von Plotho, der den kaiserlichen Notar, der die Achtserklärung insinuiren wollte, die Treppe hinunterwerfen ließ. Legations-Secretair: Klitzmann.

1767, 1773 und noch 1786 fungirte als Comitialgesandter der Geheime Kriegsrath Joachim Ludwig von Schwarzenau, der ursprünglich Baden vertreten hatte: Friedrich der Große übertrug ihm die preußischen Gesandtschaftsgeschäfte mit. Legations-Secretaire: Klitzmann und Ganz.

3. In Wetzlar beim Reichs-Kammergerichte besorgte die Geschäfte Preußens 1767: der Agent von Ruland — 1773: der Geheime Regierungsrath von Böhmer, Subdelegatus bei der Reichs-Kammer-Gerichts-Visitation.

4. Preußische Gesandtschaft am Dresdner Hofe:

Seit 1741: Graf Otto Leopold von Bees, als Minister. Er stammte aus einem croatisch-slavonischen Geschlechte, das nach Böhmen und zuletzt nach Schlesien kam und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausstarb: die Güter in Schlesien kamen durch die Erbtochter an die Grafen Nostitz. Graf Otto Leopold war um 1720 gegraft worden und ward nach der preußischen Erwerbung Schlesiens Geheimer Rath; später ward er Oberhofmarschall und starb 1761. Secretair bei der Dresdner Gesandtschaft wurde 1743 Nicolaus Beguelin, ein Schweizer, nachheriger Lehrer Friedrich Wilhelm's II., gest. 1789. Resident in Dresden war der Legations-Secretair Christoph Heinrich Ammon, aus einer aus der Schweiz stammenden Familie, dessen Vater Bernhard aus Bern nach Berlin kam, wo er als Secretair und Rath des Königs Friedrich Wilhelm I. Anstellung fand und Glied der französischen Colonie wurde. Der Sohn ward 1742 nobilitirt, später Gesandter im Haag und starb 1783 als Baron, Kammerherr und Ober-Gerichtsrath bei dem französischen Tribunal. Ihm gehörte das jetzige Hôtel de Brandebourg am Gensdarmen-Markte in Berlin.

1747 war Gesandter in Dresden Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und später in Wien.

1753 fungirte als Env. extr. der Geheime Rath Helmuth Burckhardt von Maltzahn von der mecklenburgischen Linie, derselbe der die Depeschen von dem sächsischen Cabinetscanzlisten Mentzel erlangte. Legations-Secretair: Pleßmann.

1754 und wieder nach dem Frieden war Env. extr. Geheimer Legationsrath Adolf Friedrich von Buch, von der märkischen Linie dieses alten Hauses zu Stolpe. Er zog sich später in den Privatstand zurück und verfaßte 1792 auf seinen Gütern den Abriß der brandenburgischen Geschichte bis auf den Tod des großen Kurfürsten: einer seiner Vorfahren, Dietrich Sigismund, gestorben 1687, war Reisemarschall Friedrich Wilhelm's und hatte ein Tagebuch über die Zeit von 1674 bis 1679 niedergeschrieben, das im Berliner Geheimen Staatsarchiv liegt. Der Sohn dieses Gesandten ist der berühmte Reisende und Naturforscher Leopold von Buch. Legations-Secretair in Dresden war 1754: Gregory.

1773: Geheimer Legations-Rath von Borck, Env. extr., der nachher geschiedene Gemahl der reichen Erbtochter des Generals von Lestwitz, dem Friedrich der Große für „die Rettung des Staats" bei Torgau das halbe Amt Friedland geschenkt hatte: Frau von Borck nahm mit ihrer Tochter den Namen Frau von Friedland an und starb 1804 — sie ist berühmt wegen ihrer trefflichen Güterverwaltung. Fräulein Friedland heirathete den zweiten 1814

gegraften Grafen Itzenplitz auf Groß-Bohnitz. Legations-Secretair: Blanchot.

1775: Kammerherr Baron Arnim, früher in Copenhagen, der mit der Baumwollenschachtel Erquickte, später Director der Schauspiele.

1786 endlich fungirte Kammerherr Philipp Carl von Alvensleben, später Cabinetsminister. Legations-Secretair: Gregory.

5. Preußische Gesandschaft am Kur-Pfälzischen Hofe zu Mannheim:

1773 Geheimer Rath Gottfried Adam von Hochstedter, zugleich Minister am Ober-Rheinischen Kreise zu Frankfurt.

6. Am Münchener Hofe war 1782 derselbe Geheime Rath von Hochstedter accreditirt als Minister.

7. Zu Düsseldorf stand 1742: Clauberg als Resident, Hösch als Agent.

1754 und 1767: Geh. Rath Volckhans als Resident.

1786: Hofrath von Bergen als Resident.

8. In Cöln fungirte 1742: Jacob Friedrich von Roth als Resident.

1747: Geh. Leg. und Directorialrath von Diest wahrscheinlich Reinhard, dessen Tochter Salome Johanna, den Grafen Friedrich Carl von Wittgenstein, Herrn zu Homburg heirathete, die Kaiser Carl VII. zur Reichsgräfin von Diest erhob.

1753: Diest, zugleich mit Directorialrath Ammon, beide als Residenten beim Nieder-Rheinischen und Westphälischen Kreise.

1773: Kammerherr und Geh. Rath Abraham Edler von Meinertshagen.

1773 und 1783: Geh. Rath Theodor Edler von Emminghaus, accreditirter Minister bei den Höfen von Kur-Cöln und Kur-Trier und Directorial-Gesandter beim Nieder-Rheinischen und Westphälischen Kreise.

9. In Frankfurt a. M. fungirte 1742: Baron Carl Ludolf Danckelmann, der nachherige geistliche Minister, damals zugleich Präsident in Hanau als Env. und

1742, 1747 und 1753: Kriegs- und Domainenrath von Freitag als accreditirter Minister am Ober-Rheinischen Kreise.

1754 und 1767: Geh. Rath Wilhelm Friedrich von Brandt als Resident und später als accreditirter Minister am Ober-Rheinischen Kreise — der oben schon einmal bei den merkwürdigen Marginalresolutionen erwähnte überfleißige Schreiber, dem der König 1765 bedeutete, „daß er dem Teufel ein Ohr abschreibe."

1773: Geh. Rath von Hochstedter, Minister am Ober-Rheinischen Kreise und zugleich am Kur-Pfälzischen Hofe.

10. In Worms 1742: Agent Hoppe.

11. In Aachen 1747 und noch 1786 Resident Lognay.

12. In Hannover fungirte 1742 und 1773: Hofrath und Geh. Leg.-Secr. Langschmidt.

13. In Hamburg war 1742 und 1747 M. d'Esternon Minister-Resident am Niedersächsischen Kreise.

1753 und noch 1786 in gleicher Eigenschaft Geh. Rath von Hecht, geadelt 1762 und dazu

1773 und 1786: Peter Gräve, Agent.

14. In Bremen fungirte 1742 und noch 1773: Selpert und 1786: Rump als Agent.

15. In Lübeck 1767 und noch 1786 Plazmann als Agent.

16. In Mühlhausen fungirte 1742 und noch 1773: Georg Ludwig Avenarius als Resident am Thüringer Kreise und im letzteren Jahre Kriegsrath Johann Ludwig Avenarius als Adjunct.

1786: Kriegsrath Lutterodt.

17. Bei den Höfen der Sachsen-Ernestinischen Linie war 1742 und noch 1753 als Min. plénip. accreditirt: Geh. Kriegsrath Baron Johann Wilhelm Backhof von Echt.

18. In Anspach war 1742 beglaubigt als Plénip. Baron Ernst Ludwig von Seckendorf.

19. In Nürnberg fungirte 1742 und noch 1753 Geh. Kriegsrath Isaac Daniel Buriette von Ohlefeld als bevollmächtigter Minister am fränkischen Kreise.

1754 und noch 1767: Baron Christoph Carl Ludwig Pfeil, Geheimer Rath, als bevollmächtigter

Minister am fränkischen und schwäbischen Kreise und an gesammte Fürsten und Stände daselbst.

20. Beim schwäbischen Kreise und am Hofe zu Stuttgart war bevollmächtigter Minister:

1742: Casimir, Graf von Wartemberg.

1747: Schweitzer, Agent zu Stuttgart.

1764 und folgende Jahre wegen der Beilegung der Streitigkeiten Herzog Carl's von Würtemberg mit seinen Landständen war der Hofmarschall Graf von der Schulenburg als außerordentlicher Gesandter beglaubigt.

1786: Legationsrath Johann Georg von Madeweis als bevollmächtigter Minister (geadelt 1786).

21. In Ulm fungirte 1747 und noch 1786: von Müller als Resident und

22. In Augsburg 1742 und noch 1773 von Gulmann als Agent.

II. Preußische Gesandte an fremden Höfen:

1. Am französischen Hofe blieb der schon seit Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1722 fungirende Baron Jean de Chambrier als Env. extr. beglaubigt: er starb erst 1751 in Wesel.

1740 ging, um die Thronbesteigung zu melden, als Min. plénip. nach Paris: Oberst von Camas.

1744 schloß, nach dem beim König durchgemachten Examen, Graf Friedrich Rudolf Rothenburg die zwölfjährige Allianz.

Seit 1750 bis 1754 fungirte als Min. plénip. Mylord Marishal und der Geh. Leg.-Rath Baro

Knyphausen, der nach Marishal bis zum Ausbruch des siebenjährigen Kriegs Gesandter blieb.

1773 und noch 1786 fungirte als Env. extr. der königl. Flügeladjutant, Oberst und Kammerherr Baron Bernhard Wilhelm von der Goltz, der 1786 gegraft ward. Seine Legations-Secretaire waren:

1773: Sandoz de Rollin (aus einer Neufschateler Familie, des Königs Correspondent), der nachher Gesandter in Madrid ward.

1786: Aigneulle.

Als Agent fungirte: de Montessay.

2. Nach London ging 1740 der kön. Generaladjutant Graf Friedrich Sebastian Truchseß von Waldburg, der nach Hannover, wo der König damals sich aufhielt, geschickt worden war, um die Thronbesteigung zu melden — als bevollmächtigter Minister.

1742 fungirten Geh. Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, nachher Gesandter in Dresden und Wien — und Baron Plotho, nachher Gesandter in Regensburg als Minister — und als Env. extr. Johann Heinrich Andrie.

1747: Johann Heinrich Andrie, Obergerichtsrath, Minister.

1753: Legations-Secretair, später Geheimer Rath Louis Abraham Mitchel, der 1766 Gouverneur von Neufchatel ward und 1782 in Berlin starb.

1756: Die Nachricht vom glücklichen Ausgang der ersten Schlacht des siebenjährigen Kriegs, der bei Lowositz, brachte Oberst Lentulus nach London.

1767 und noch 1773: Graf Joachim Carl Maltzahn auf Militsch, Kammerherr, der spätere Staatsminister, Gemahl der Christine Charlotte Baronin von Modrach, Erbtochter der seit 1835 an die Grafen Lottum gekommenen Standesherrschaft Lissa — als Minister und Env. extr. Legations-Secretair: de Jeanneret de Dunilac.

1786: der oben erwähnte Oberst und Oelhändler Graf Spiridion Lusi als Env. extr. Leg.-Secr.: Tribolet-Hardy.

Ihm folgte dann Baron Alvensleben unter Friedrich Wilhelm II.

3. Im Haag war 1742 Env. extr. Graf Podewils.

1747 Christoph Heinrich von Ammon, Kammerherr, früher Resident in Dresden, als accreditirter Minister.

Leg.-Secr.: von Marschall.

Agent: Duglas.

1753: H. von Hellen als Chargé d'aff.

1754 und noch 1786: Geh. Leg.-Rath Friedrich Wilhelm von Thulemeyer, Sohn des Cabinetsministers, Env. und Min.

Leg.-Secr.: Reufner.

Thulemeyer schloß 1785 den Handelsvertrag mit Amerika ab und ward später reformirter geistlicher Staatsminister.

Ein bedeutender Gesandter wurde nach Thulemeyer unter Friedrich Wilhelm II. Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, der 1790 mit

Lord Auckland und van de Spiegel die Contreminen gegen die türkischen Pläne Kaiser Joseph's II. fertig machte, indem er den Vertrag wegen Garantie der neuen belgischen Republik unter van der Noot schloß. Keller, einer der plattirtesten Diplomaten, ward dafür 1790 gegraft. Er heirathete in demselben Jahre die Schwester des nachherigen ersten Fürsten und russischen Feldmarschalls Wittgenstein, ward Staatsminister und starb außer Dienst 1827. Seine Familie stammte aus der Schweiz: er war der Sohn eines Geheimen Raths in Gotha.

4. In Amsterdam fungirten 1742 und noch 1773 Philipp Anton d'Erberfeldt und Hof- und Commerzienrath Barth als Residenten

und 1747 Fäsch, als Agent.

5. In Rotterdam: 1742 und 1753: Commerzienrath Dillon.

1773: Commerzienrath Rusthoeck und Steurs, Agent.

1786 Agent Steurs.

6. In Dortrecht 1742 und noch 1773: Rath Jacob de Haas, Agent.

1786: Wilmssen, Agent.

7. In Brüssel: 1742 und 1747: Geh. Rath und Vicekanzler in Geldern Simon von Soust de Borckenfeld, Resident.

8. In Petersburg fungirte 1740 noch der seit 1732 accreditirte Baron Axel Mardefeld, der bis 1747 auf seinem Posten blieb, bei seiner Zurückkunft den schwarzen Adlerorden erhielt und Cabinetsminister

ward, aber schon 1748, siebenundfunfzig Jahre alt starb.

Gleich nach seiner Thronbesteigung schickte Friedrich nach Petersburg als Env. extr. seinen Flügeladjutanten, Major von Winterfeld, den Stiefschwiegersohn des Feldmarschalls Münnich: darauf erfolgte das Bündniß vom 27. December 1740 mit der Großfürstin Anna, das durch die Thronrevolution von 1741, die Elisabeth zur Kaiserin machte, zu nichte wurde.

1747—1748 erhielt Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der nachherige Cabinetsminister, eine außerordentliche Sendung nach Petersburg.

1762 nach Elisabeth's Tode ging der königliche Flügeladjutant Bernhard Wilhelm Baron Goltz nach Petersburg: er schloß den Friedens- und Allianztractat mit Peter III.

Gleich nach ihm folgte der Flügeladjutant Graf Wilhelm Carl Schwerin: er brachte als Courier den Friedens- und Allianztractat aus Petersburg.

Goltz erlebte noch die Revolution, durch die Catharina II. auf den Thron kam.

1764 und noch 1779 fungirte als Env. extr. in Petersburg der Kammerherr Graf Victor Friedrich von Solms-Sonnewalde, der später Oberhofmarschall ward.

Resident: Hof- und Leg.-Rath Böhmer.

Leg.-Secr.: Leg.-Rath Distal.

1773: Carl Ludwig Hüttel.

In diese Zeit der Residenz von Solm's in Petersburg fällt die wichtige Ambassade des Prinzen Heinrich Oct. 1770, welche die Theilung von Polen zu Stande brachte.

1786 fungirte der schon beim bairischen Erbfolgekrieg verwandte Grand Maître Graf Johann Eustach von Schlitz-Görtz als Env. extr. und Min. plénip.

Chargé d'affaires: Leg.-Rath Hüttel (an den Friedrich's letzte Depesche abging), geadelt 1792, gestorben 1820 als Censor der politischen Schriften in Berlin.

Nachfolger von Görtz unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

1786: Baron Keller, der nachher in den Haag ging.

1789: Oberst Baron Heinrich Leopold von der Goltz, der 1786 gegraft ward, von der Linie Heinrichsdorf, aus welcher der 1822 gestorbene Gesandte in Paris General Graf Carl Heinrich Friedrich von der Goltz stammt.

9. Preußische Gesandtschaft in Copenhagen:

1740—1742: Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der spätere Cabinetsminister.

Leg.-Secr.: Heusinger.

1753: Geh. Rath Valentin von Häseler, Env. extr., der Erwerber des Guts Häseler bei Eckardsberge und mehrerer anderer Güter der Familie, die 1790 gegraft ward.

Leg.-Secr.: von Feriet.

1753: Geh. Rath von Borck, Env. extr.

Leg.=Secr.: Kopke.

1767: Oberstlieutenant Baron Cocceji.

1773: Kammerherr Baron Arnim, der nachher nach Dresden ging und letzter Director der Schauspiele ward, Env. extr.

Leg.=Secr.: de Jeanneret le Blanc.

1786: Kammerherr Graf Rohde, Env. extr.

Leg.=Secr.: von Weguelin.

10. Preußische Gesandtschaft in Stockholm:

1742: von Linde, Env. extr.

Leg.=Secr.: Distel.

1744—1746: Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der spätere Cabinetsminister.

1747 u. 1753: Jacob Friedrich von Rohde, Geh. Leg.=Rath und Hofgerichtsrath, Env. extr., ging später nach Wien.

1767: Baron Cocceji, Minister.

1773: Graf Dönhoff, Env. extr.

Leg.=Secr.: Jouffroy.

1786: Kammerherr Baron Keller, der nachher nach Petersburg ging, Env. extr.

Leg.=Secr.: Wegner.

11. In Warschau fungirten:

1742: Leg.=Secr. Hofmann als Resident.

1757 und noch 1773: Leg.=Secr., zuletzt Leg.=Rath Slommer de Benoit, ein Hannoveraner: er war bei der Theilung von Polen 1772 ein Hauptwerkzeug.

Außerordentlicher Gesandter war in diesem Theilungsjahre: der wiederholt schon aufgeführte General von Lentulus.

1786 war Resident der Legationsrath von Buchholz, der später Minister von Südpreußen in Posen wurde.

12. In Danzig besorgten die Geschäfte:

1742: Geh. Rath von Ferber, Resident.

1747: Hofgerichtsrath von Wagenfeld, Resid.

1753: Raimer, Resident.

1767: Leg.-Rath Joh. Ant. von Junk (1766 geadelt), Resident.

1773: Geh. Rath Tietz, Resident.

1786: Kriegsrath Lindenowsky, Resident.

13. In der Schweiz fungirten:

1742: Johann Joseph von Fels, Resident.

1747: Baron Ezaronde de Chambrier, Reg.-Rath zu Neufchatel aus der Neufschateler Familie, welcher der langjährige Gesandte in Paris Jean Baron de Chambrier unter Friedrch Wilhelm I. und Friedrich II. angehört hatte — und

Monet, Geh. u. Leg.-Secr. zu Genf.

14. In Turin:

1786: Kammerherr Jean Pierre de Chambrier, aus derselben Neufchateler Familie wie der Gesandte in der Schweiz, Env. extr. Er ward 1814 Gouverneur von Neufchatel und starb 1823.

15. In Genua:

1773 und 1786: Jean Isaac du Moulin, Chargé d'affaires und Consul, einer von der franzö-

sischen Refugié-Familie, welcher der in den schlesischen Kriegen, namentlich bei Hohenfriedberg, wo er sich den schwarzen Adlerorden verdiente, ausgezeichnete Infanteriegeneral angehörte, Peter Ludwig du Moulin, gestorben 1756.

16. In Venedig:

1742: von Thom, Env.

Monet, Geh. u. Leg.-Secr.

1747 und noch 1786: Cattaneo, ein geborner Venetianer, erst Agent, seit 1773 als Graf und Chargé d'affaires, derselbe, der Friedrich den Grafen Lusi verschaffte.

17. In Rom:

1767: Rannucci, Rathsherr in Bologna, Min.

1773 und 1786: Abbé Ciofani, Agent.

18. In Madrid fungirte

noch vor 1786: Sandoz de Rollin als Minister-Resident, früher Leg.-Secr. in Paris, wo der König selbst mit ihm correspondirt hatte; der König schickte ihn unter andern mit wegen des schlesischen Leinwandhandels nach Spanien und den spanischen Colonien in Amerika, der während des Kriegs in Folge des Abfalls Nordamerikas von England sehr litt. Er sagte den schlesischen Kaufleuten 17. Aug. 1781 in Schmiedeberg: „Ich werde jetzt einen Minister nach Madrid schicken.“ In den früheren Etats unter den beiden ersten Königen Preußens war wohl ein Gesandter in Lissabon, in Madrid aber scheint keiner angestellt gewesen zu sein.

Leg.-Secr.: von Theremin.

19. In Lissabon:

1754 und noch 1773: Hermann Joseph von Bramkamp, Minister-Resident.

1786: Jefferson.

20. Preußische Gesandtschaft in Constantinopel.

Vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs war hier Gesandter: Rexin. Als der Krieg ausbrach, ging Oberstlieutenant Marquis de Varenne in einer außerordentlichen Mission an den Divan, um ihn zum Krieg gegen Oestreich zu bestimmen. Bei der Zurückkunft ward er mit einer Anzahl kranker und verwundeter Offiziere, die sich nach der Schlacht bei Collin nach Dresden retten wollten, von Loudon umringt und erschossen.

Es gelang endlich Rexin, nachdem die bedeutenden Summen, die der König nach Constantinopel schickte, lange Zeit durch ähnliche von Versailles und Wien paralysirt worden waren, die Türken über ihr Interesse aufzuklären: Rexin schloß, als Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, einen Freundschaftstractat mit der Pforte und 100,000 Türken sammelten sich bei Belgrad, um endlich die von Friedrich gewünschte Diversion gegen Oestreich zu machen. Aber nach Peter's III. Tode sprangen die Türken wieder ab.

Gegen Ende des siebenjährigen Kriegs ward der Oberst von Zegelin nach Constantinopel geschickt, der noch 1773 mit Leg.-Secr. Rüger fungirte. Zegelin erlangte großen Einfluß beim Divan: er beobachtete genau den östreichischen Gesandten, den nachherigen

berühmten Staatskanzler Thugut und der König ließ durch ihn den Türken ihren 1768 ausgebrochenen unglücklichen Krieg mit Catharine II. von Rußland abrathen: 1774 schlossen sie Frieden. Dieß erwarb Friedrich dem Großen der Türken völliges Vertrauen.

Seit 1784 fungirte als Nachfolger des rappellirten von Gaffron als Chargé d'affaires in Constantinopel einer der gewichtigsten und gelehrtesten preußischen Diplomaten: Heinrich Friedrich Dietz, geboren zu Bernburg 1751, früher Kanzlei-Director bei der Regierung in Magdeburg, 1786 geadelt, Geh. Leg.-Rath und Env. extr. Dietz ist der bekannte Orientalist, der die große literarische Fehde mit dem Wiener Hofdolmetsch Hammer hatte, Verfasser der asiatischen Denkwürdigkeiten, Herausgeber des Buchs des Kabus und mehrerer anderer Schriften, welche zu den besten gehören, die wir über den Orient besitzen. Seine ausgezeichnete Bibliothek kam nach seinem Tode durch Schenkung an die königliche in Berlin.

In Rödenbeck's Tagebuch Friedrich's des Großen (Berlin 1812) ist eine merkwürdige Audienz mitgetheilt, die Dietz vor seinem Abgang nach Constantinopel bei Friedrich hatte:

„Als Gleim einst in einer Gesellschaft in Magdeburg mit gewohntem Enthusiasmus von Friedrich dem Großen sprach, wurde ihm von Dietz, der auch zugegen war, eben so lebhaft widersprochen und überhaupt dem König allerlei zum Vorwurf gemacht rc. Später sprach und schrieb Dietz jedoch ganz anders von Friedrich und stimmte vollkommen mit Gleim's

Ansichten und Urtheile über den König überein. Als Gleim dieß erfuhr, schrieb er einen freundlichen Brief an Dietz, worin er seine Freude über Dietzens Sinnesänderung bezeigte und den Wunsch zu erkennen gab, die Ursache davon zu erfahren. In der darauf erfolgten Antwort erzählt nun Dietz zuerst, wie und wodurch er zu so falschen Ansichten und Urtheilen über den König verleitet worden, dann, wie er von den Ministern dem Könige zum Chargé d'affaires in Constantinopel mit vier oder fünf andern Personen vorgeschlagen worden, und fährt hierauf zur Erläuterung seiner Sinnesänderung fort:

„Indessen der König greift mich aus den ihm Vorgeschlagenen heraus, ich weiß nicht warum, ob ich gleich sagen muß, daß ich ihm nicht unbekannt geblieben bin, weil ich in eigenen Angelegenheiten mehrmals an ihn geschrieben habe. Er befahl aber, daß ich nicht abgehen sollte, bis er mich selbst gesehen und mir die Instructionen selbst gegeben haben würde. Das Letztere war bis dahin immer Sache des Ministeriums. Ich mußte nun in Berlin dreizehn Wochen warten, weil der König krank war; ein langer Zwischenraum, wo die Cabale noch alle Versuche machte, mich zu verdrängen. Auch war der König noch krank, als er in Potsdam den ersten Revuetag hielt: es war, glaube ich, den 29. Mai und auf diesen Tag war ich bestellt.“

„Ich war noch voll von den Ideen, welche Sie in Magdeburg von mir gehört hatten. Ich hatte überhaupt alle Schulideen von großen Königen ver-

loren, nachdem ich über Friedrich weggekommen war. Ich hatte, wenn ich so sagen darf, mein System angenommen, welches mich pünktlich und fast ängstlich in Erfüllung der mir obliegenden Pflichten machte, aber auch gleichgültig, dreist und kühn gegen alle Leute, die man Große und Könige der Erde nennt."

„Dieß hatte die Folge, daß ich vor Friedrich mit einer Fassung und Gleichmüthigkeit kam, welche er durch seine gewöhnlichen Ueberraschungen nicht aus dem Gleichgewicht werfen konnte, wie es z. B. schon bei meinem Erscheinen seine Absicht sein mochte; denn als ich in die Thür seines Cabinets eintreten wollte und den Fuß eben erst auf die Schwelle gesetzt hatte, kam er mit einer Heftigkeit auf mich los, daß er dicht vor mir zu stehen kam, ehe ich in die Stube einkommen konnte, so daß ich, wenn ich vor ihm die gewöhnliche Verbeugung hätte machen wollen, entweder ihn hätte vor den Kopf stoßen oder wieder zurücktreten müssen; ich that aber keins von Beiden, blieb auf der Schwelle stehen, ohne ihn zu grüßen, erwartete seine ersten Fragen, die er sehr eilig hervorbrachte, gab ihm, eben so gleichgültig als ehrerbietig, schnell meine Antworten, und so trat er selbst allmälig zurück und ich folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er an seinen Tisch gelangte und sich in den Armstuhl warf, wo er sein Gespräch fortsetzte und ich dicht vor ihm stehen blieb."

„Ich bekenne, daß die Gleichgültigkeit, welche ich bewies, mit aus dem Gefühle herrührte, daß ich nicht gekommen war, um Brot zu suchen, welches ich hatte, sondern weil ich empfand, dem Staate auf

dem neuen Posten im Großen besser dienen zu können, als auf meiner alten Stelle, die mich nicht mehr genug beschäftigte, nachdem ich hundertjährige Unordnungen aufgeräumt hatte. Ich nahm auch Gelegenheit, dem Könige dieß bemerklich zu machen und er sah mich darauf mit großen Augen an, vom Haupt bis zum Fuße, und sagte endlich: „das ist lobenswürdig!“

„Genug, um zur Sache zu kommen, Friedrich hatte an jenem Tage früh um vier Uhr seine Cabinets-Geschäfte verrichtet, war sodann zur Musterung gegangen, kam gegen elf Uhr zurück, ließ sich sodann die fremden Offiziere vorstellen, setzte sich nach zwölf Uhr zu Tisch, wo er bis um zwei Uhr bleiben mochte, und von da bis 3½ Uhr hatte er Adjutanten bei sich, um ihre Berichte zu hören und ihnen Befehle für die Maneuvres des andern Tags zu geben. Ich begegnete ihnen noch, als ich mit Herrn Laspeyres, der zum Schreiben bestellt war, hereingerufen ward.“

„Hier stand ich nun neben dem Manne, der bis dahin, seit dem Augenblicke des Erwachens, vor Geschäften gleichsam nicht zu sich selbst gekommen war und der noch krank sein sollte; nichts Krankes, nichts Müdes, nichts Erschlafftes, im Gegentheil alles an seinem Vortrag und an seinen Begriffen so frisch, so klar und durchdacht, daß, nachdem seine ersten Fragstücke vorüber waren, woraus ich im Grunde wenig machte, er meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, als ich ihn die Sache selbst, über den Zweck meiner Mission, über die Interessen von Preußen und anderen Mächten,

auch über den Charakter und die Verfassung der Türken, mit einem Zusammenhang und Plan hineingehen hörte, von wo ich bei jedem andern, der sich sechs Monate dazu vorbereitet haben möchte, eine große Idee gefaßt haben würde.“

„Endlich fing er an, die Instruction zu dictiren: bei jedem Absatz hielt er inne, machte Paraphrasen und spielte zugleich mit dem Windhunde, der ihm unterdessen auf den Schooß gesprungen war, und nachdem er mich jedesmal eins um das andere hatte sprechen lassen, um zu hören, ob ich seine Meinung recht verstanden, fuhr er fort zu dictiren, zu paraphrasiren, mit dem Hunde zu spielen und mich zu hören, und so ging es bis zu Ende einer zwei Bogen langen Instruction, ohne daß er sich von Laspeyres das, was geschrieben war, wieder vorlesen und sich in Zusammenhang bringen ließ, als dessen Faden er gar nicht verloren hatte. Die ganze Audienz dauerte zwei Stunden bis gegen 5½ Uhr und ich war so instruirt, wie man sein muß.“

„Nun aber hatte sich meine erste Gleichgültigkeit in Bewunderung verwandelt, und ich bekenne, daß ich fähig gewesen wäre, mich in dem Augenblicke niederzuwerfen und das Genie anzubeten, denn wahr ist's immer und ewig, daß großer Verstand große Wirkung thut und daß man alsbald wahrnimmt, daß für einen Kopf von solcher Ueberlegenheit Nichts unmöglich bleibe.“

„Wer Friedrich war, wußte ich nun von ihm selbst und bald nach meiner Ankunft in Stambul

empfing ich mit jedem Posttage neue Proben seines umfassenden und immer in's Große gehenden Geistes."

Die erste Audienz, die Dietz beim Großvezier hatte, fand am 22. September 1784 statt.

21. Preußische Gesandtschaft beim Tartar-Chan.

Der Tartarchan Kerim Geray schickte im Laufe des siebenjährigen Kriegs einen Gesandten an Friedrich den Großen, um 40,000 Mann gegen Subsidien anbieten zu lassen: als Gegengesandten schickte der König den Obersten Goltz, der mit dem tartarischen Gesandten zurückreiste und erst 1763 wiederkam.

Durch Friedrich den Großen wurden auch die ersten Consuln angestellt.

Als preußische Consuln außerhalb Deutschlands fungirten:

1747: 1. In Bordeaux Jordan als Commerzien-Agent, 1753 und 1786: Streckeisen als Consul.

2. In Petersburg: Kuhn, Commerzienrath, als Consul 1786: Mahs, General-Consul.

1753: 3. In Cette und noch 1773 Brousson und 1786 Grangent, auch in Montpellier.

4. In Genua: Jean de Salle, 1767 Jean Isaac du Moulin, Consul und später zugleich Chargé d'aff.

5. In Neapel und noch 1767, 1773 u. 1786: Motta.

6. Auf den canarischen Inseln: Bonaventura Kenney, der 1767 als Gen.-Consul erscheint.

1754: 7. In Marseille und noch 1767, 1773 und 1786 Dan. le Clerc.

8. In Nantes 1754: Deucher, 1773 u. 1786: Pelloutier, Gen.-Consul in der Bretagne.

9. In Rotterdam: 1751 Dillon, 1786 Dubbelmuths van Dyk, Commerzienrath.

1773: 10. In Cadix: Silvestre de Livron, 1786: Silin.

11. In Valencia 1773 u. 1786: Boswell.

12. In Nizza und Sardinien: 1773 und 1786: Vierno.

13. In Venedig 1773: Dannenberg.

1786 kamen noch hinzu:

14. In Toscana, Massa und Carara: Graf Luciani, Gen.-Consul.

15. In Triest und Fiume: Rockart.

16. In Barcellona: Tileben.

17. In den maroccanischen Häfen: Audibert Caille, Gen.-Consul.

18. In Lissabon und in ganz Portugal: Stattmüller.

19. In Rouen u. der Normandie: Hilscher.

20. In la Rochelle: Louis le Fort.

21. In Dünkirchen und ganz Flandern: Herwyn.

22. In Amsterdam: Chomel, Consul- und Commerzienrath.

23. In Vließingen: v. Eykellenberg, Commerzienrath.

24. In London: Sebastian Fridag, Consul in England.

25. In Liverpool: Nissen.

26. In Riga: Helmund.

27. In der Moldau und Wallachei zu Jassy: König.

III. Diplomatisches Corps in Berlin:

1) Gesandte von deutschen Höfen.

1. Kaiserliche Gesandtschaft.

Als Resident fungirte beim Regierungsantritt Friedrich's des Großen der seit Jahren angestellte H. von Dennerath.

1740 kam Graf Bathiany als Env. extr., um zur Thronbesteigung zu gratuliren. Ihm folgte:

General Marchese Botta d'Adorno, der vergebens sein Cabinet wegen Friedrich's kriegerischer Absichten warnte, diesem aber selbst nach der Parade einmal sagte: „Sire, vos troupes sont belles, j'en conviens, les nôtres n'ont pas cette apparence, mais elles ont vu le loup. Pensez, je vous en conjure, à ce que vous allez entreprendre."

1741 erschien im Lager von Strehlen der damals noch östreichische Feldmarschall Baron Carl Christoph von Schmettau, Bruder Samuel's, des Grand Maître der Artillerie, der wie dieser nachher in die Dienste Friedrich's trat, der bekannte Commandant von Dresden im siebenjährigen Kriege, der die Stadt nach der Kunersdorfer Niederlage auf des Königs

Befehl, aber sehr gegen seinen Wunsch an die Oestreicher übergab und deshalb in Ungnade fiel. Er ward schon 1742 gegraft, 1755 Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens und starb 1775, neunundsiebzig Jahr alt.

1742 nach dem Breslauer Frieden: Graf Richecourt.

1743: Graf Philipp Joseph Rosenberg, ein Enkel Montecuculi's.

1746 nach dem Dresdner Frieden: General von Bernes.

1750: Fürst Ferdinand Lobkowitz.

1751 bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756, 16. September): Generalfeldwachtmeister Graf Puebla, Min. plénip.

Legations-Secretair war Leopold Baron von Weingarten, durch welchen dem König die geheimen Mittheilungen aus dem östreichischen Cabinet zugingen: die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, verlangte der Wiener Hof Weingarten's Auslieferung, Friedrich verweigerte sie aber.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1763 ward Generalfeldmarschall Baron Riedt als Min. plénip. accreditirt.

1764 meldete die Kaiserwahl Joseph's II.: Graf Anton Gotthard Schaffgotsch.

1765 und noch wiederum 1768: Generalfeldmarschall von Nugent Min. plénip.

1767: Generalmajor Graf Waldosotto, Min. plénip.

Seit December 1770, 1772 bei der polnischen Theilung und noch bis 1777 war östreichischer Gesandter: Baron Swieten, Sohn des berühmten Leibarztes Maria Theresiens, der spätere Hofbibliothekpräfect. Ein dänischer Diplomat urtheilte von ihm in einem Briefe aus Berlin vom 14. Dec. 1772*): „Dem Baron von Swieten thäte man Unrecht, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser, weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofes, den er als primus inter pares vertritt und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König persönlich unterhandelt." Swieten stand sehr gut bei Friedrich und dieser ertheilte ihm bei seinem Abgange, wie gewöhnlich den Gesandten, eine Tabatière von hohem Werthe. Ihm folgte:

1777 Graf Ludwig Cobenzl, der nachher nach Petersburg ging, der berühmte Staatskanzler unter Franz II. Darauf brach der bairische Erbfolgekrieg aus, in dessen Anfang der berühmte Thugut, vor Cobenzl später Staatskanzler Oestreichs, die geheime Mission Maria Theresia's im Lager von

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

Jaromirs in Böhmen und in Braunau bei Friedrich ausführte. Nach dem Teschner Frieden kamen ausgewählte gelehrte oder hochgeborne Herren als Gesandte von Wien, zuerst:

Graf Rewitzky, ein besonders in den orientalischen Sprachen gelehrter Mann. Seine Nachfolger waren:

Fürst Reuß XIII.-Greitz, der Erbprinz und 1786, beim Tode des Königs war Min. plenip. dessen Bruder Fürst Reuß XIV., der Gemahl der schönen Berliner Jüdin Mariane Meyer, der s. g. Prinzessin von Eybenberg, der frühern Geliebten des Grafen Geßler, des Enkels des Siegers von Hohenfriedberg, späteren Gesandten in Dresden, bekannt durch die gepfefferten Briefe, die Arndt mitgetheilt hat, des damaligen dänischen Leg.-Secr. Grafen Christian Bernstorf, späteren preußischen Cabinetsministers, der nur mit größter Mühe abgehalten werden konnte, eine Mesalliance mit der liebenswürdigen Hebräerin zu machen und Goethe's. Diese Prinzessin Eybenberg war die bekannte Freundin von Gentz, die ihm seine große Carrière in Oestreich machte. Ich komme auf ihre Personalien in der östreichischen Hofgeschichte bei Gelegenheit der Charakteristik von Gentz zurück.

2. Sächsische Gesandtschaft:

1740 bis 1741, 1747 und 1753 bis 1756: Friedrich Gotthard von Bülow, sächsischer Conferenzminister als Min. plénip. Resident: Accisrath Siepmann. Leg.-Secr. Sternickel.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764: Baron Golz und Leg.-Rath Sternickel.

1767 und noch bis zur baierischen Erbfolgeerledigung 1777: Herr von Stutternheim, der nachher aus der Berliner Schule Cabinetsminister des Aeußern in Sachsen wurde. „Ein sehr verständiger Mann, urtheilt von ihm der dänische Diplomat in dem angeführten Briefe von 1772, beschränkt in seinen Mitteln und dennoch in großem Ansehn. Man billigt es allgemein, daß er nicht mehr ausgiebt, als er einzunehmen hat; so sehr bewährt es sich, daß die Wahrheit immer mehr gilt, als der trügerische Schein." Leg.-Secr. Clements.

Seit 1777 und noch 1786: der General und Kammerherr Graf Zinzendorf, der nachher Cabinetsminister der Militairangelegenheiten in Sachsen wurde. Leg.-Secr. Kötteritz.

3. Hannöverische Gesandtschaft:

1741: Herr von Schwichelt.

1753 und noch wiederum 1773: Leg.-Rath Rudolphi, Resident.

1767 und 1768: Schloßhauptmann von Lichtenstein, Resident.

4. Baierische Gesandtschaft und Pfalz-Baierische seit 1777:

1741 im Lager von Strehlen: Graf Törring.

1748: von Beckers, Minister.

1743 und 1774: von Schwachheim, Minister.

1779: Graf Törring-Seefeld.

1786: Hofrath von Posch, Resident.

5. Gesandtschaft von Kur-Pfalz:

1744: von Beckers, Minister.

1753: Leg.-Secr. Bossart.

1767: Baron Hompesch.

6. Gesandtschaft von Mainz:

1745: H. von Erthal.

1773: Leg.-Rath von Schlipp, Minister-Resident.

7. Braunschweigische Gesandtschaft:

In den vierziger Jahren: Hoffmann, der durch den König auf die Festung Magdeburg kam.

8. Gesandtschaft von Hessen-Cassel:

1769 und noch 1773: Graf Oynhausen, Env. extr.

9. Gesandtschaft von Hessen-Darmstadt:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath von Gerresheim, Resident.

10. Gesandtschaft von Hessen-Homburg:

Hofrath Hermann, Resident.

11. Gesandtschaft von Würtemberg:

1776: Baron Kniestädt.

12. Gesandtschaft von Baireuth:

1753 und noch 1773: Hofrath Borchwart, Resident.

13. Gesandtschaft von Anspach:

1753: Leg.-Rath von Lyncker, Resident.

14. Gesandtschaft von Mecklenburg:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath Hövel, Resident.

2) Gesandten von auswärtigen Höfen:

1. Französische Gesandtschaft:

1740 bis 1750 und noch einmal 1756 war Marquis de Valory als Min. plénip. in Berlin, bekannt durch seine Memoiren und als vertrauter Freund des Königs. Valory war ein alter redlicher Mann und gut preußisch gesinnt. Er begleitete den König auf den beiden schlesischen Feldzügen überallhin und der spätere Ausbruch des siebenjährigen Kriegs mit Frankreich that ihm sehr weh.

Um zur Thronbesteigung Friedrich's zu gratuliren, kam der einhändige Marquis de Beauveau 1740.

Außerordentlicher Gesandter im Lager von Strehlen war 1741 der durch seine Pracht ausgezeichnete Marschall de Belle-Isle.

Valory ward 1750 durch den Lord Tyrconel abgelöst, einen Irländer, der nicht die Gunst, die Valory besessen hatte, erlangte, er starb 1752 in Berlin.

1751 kam Mr. de Guimont und

von 1752 bis 1756 fungirte Chevalier de la Touche als Min. plénip., der wieder sehr gut stand, wie Valory.

1756 kam als Env. extr. Herzog von Nivernois, der ebenfalls gut preußisch gesinnt war und nach ihm nochmals bis zum Ausbruch des Kriegs: Marquis de Valory.

Nach dem Hubertusburger Frieden war französischer Gesandter in Berlin bis 1769: Graf de Guines.

1773: Marquis de Pons als Env. extr. „Obgleich Franzose, urtheilt der oben angeführte dänische Diplomat von ihm in dem Briefe von 1772, hat er ein ernstes, trauriges, philosophisches Ansehn. Er gilt für einen bedeutenden Mann, ein Ruf, den man gewöhnlich erwirbt, wenn man zu schweigen versteht. Aber was hilft uns sein großer Geist, wenn er ihn ganz für sich behält.“

1786 beim Tode des Königs fungirte Graf Esterno.

2. Englische Gesandtschaft:

1740 fungirte noch Herr Guy-Dyckens.

1741 bis 1744: Graf Hyndford, ein Schotte, welcher den Breslauer Frieden schloß und Mr. Robinson als Env. extr.

1742 erschien als Env. extr. Phil. Stanhope, der berühmte geistreiche Graf Chesterfield.

In den Jahren 1745 bis 1747: Mr. Lawrence und

1748, in dem Jahre, wo der Aachner Frieden geschlossen wurde, Mr. Legge.

Vom Mai 1750 bis Februar 1751 war Sir Charles Hanbury Williams englischer Gesandter, den Friedrich wegen seiner beißenden Berichte ausschaffen mußte.

In den Jahren 1751 bis 1756 war kein englischer Gesandter in Berlin.

1756 kam und blieb bis zu seinem Tode 1771: Ritter Andreas Mitchell als Env. extr. und Min. plénip., Verfasser der neuerlich herausgekom-

menen Memoiren, der ein großer Liebling des Königs wurde: Mitchell ward ein begeisterter Freund Friedrich's, nachdem er ihn in den Schlachten des siebenjährigen Krieges begleitet und hier seine stets sich gleichbleibende Seelenruhe auch bei den schwersten Geschickesschlägen gesehen hatte. Mitchell ging in seiner Bewunderung so weit, daß er an sein Cabinet schrieb: „Welche Rolle könnte England spielen, wenn es nicht von Schwätzern regiert würde, sondern einen Helden an der Spitze hätte, wie den, welchen ich die Ehre habe zu begleiten!“ Die Folge dieser Expectoration war, daß ein Rapellschreiben kam. Friedrich sagte zu Mitchell: „Savez vous, mon ami, que vous êtes rappellé, je crois, que votre Monsieur Pitt est devenu fou“. Der König trat für seinen Freund ein und schrieb nach London, daß er keinen andern Gesandten annehmen werde. Er sagte zu Mitchell: „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen, ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen.“ Die Folge war, daß Mitchell wirklich auf seinem Posten blieb. Mitchell'n folgte erst nach seinem Tode:

1771—1776 James Harris, erster Graf von Malmesbury, Verfasser der neuerlich herausgekommenen sehr interessanten Memoiren, auf die ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme. „Mr. Harris, schreibt der dänische Diplomat 1772, hat ganz die Sorglosigkeit eines freien und unabhängigen Geistes. Er besitzt Kenntnisse, Bücher, Statuen, Gemälde, eine

prächtig eingerichtete Wohnung, einen sehr schön angelegten englischen Garten, eine edle Haltung, siebenundzwanzig Jahre und 6000 Pf. St. auszugeben. Von seinen Reisen hat er so gut profitirt, daß er die englische Küche schlecht findet und vortreffliche Diners giebt."

Während des amerikanischen Kriegs (bis 1783) fungirte Mr. Elliot. Dieser englische Gesandte ließ durch einen Irländer Lord Miltown zwei amerikanischen Emissairen in ihrem Gasthause die Koffer erbrechen und ihre Papiere wegnehmen, unter denen sich zwei von Friedrich befanden: dieser vermerkte diese Procedur sehr übel, sprach seitdem kein Wort weiter mit Elliot und er mußte nach Copenhagen versetzt werden.

1786 beim Tode des Königs fungirte:

Lord John Dalrymple, der Lord mit dem „sonderbaren Namen, aber liebenswürdigen Geiste".

3. Russische Gesandtschaft:

1741: Baron Brackel.

1742: Prinz Tschernitscheff, Env. extr. Er überbrachte dem König von seiner Kaiserin Elisabeth 1743 die überaus prächtigen Insignien des Andreasordens.

1744 war der russische Obermarschall Graf Bestuscheff in Berlin.

1747 bis 1749: Hermann Carl, seit 1742 Graf Kayserling, der bekannte, von Rulhière classisch geschilderte Curländer, der früher in Dresden

beglaubigt war, nachher 1752 nach Wien und noch später 1762 nach Warschau als Gesandter ging, wo er ein Hauptwerkzeug zur Wahl Poniatowsky's und damit zur Einleitung der spätern Theilung Polens wurde, er starb in Warschau 1764.

1762 brachte Andreas von Gudowitsch, Generaladjutant Peter's III. die hocherfreuliche Kunde vom Tode der Kaiserin Elisabeth.

Nach dem Hubertusburger Frieden war:

1764 und noch 1786, also zweiundzwanzig Jahre lang, Fürst Dolgorucki Env. extr. „Er ist, schreibt der dänische Diplomat 1772, Militair und liebenswürdig. Er vereinigt alle Vorzüge seines Berufs mit der Liebenswürdigkeit seines Standes, ist sehr unterrichtet und giebt jede Woche ein akademisches Diner.“ Der Abgang dieses langjährigen russischen Gesandten war dem König sehr schmerzlich: beide waren alt. Als Fürst Dolgorucki, der seinen Nachfolger vorgestellt hatte, mit diesem und dem Grafen Finkenstein sich beurlaubte, stand der König von seinem Stuhle auf, faßte den Fürsten bei der Hand und entließ ihn mit folgenden Worten: „Mein lieber Fürst Dolgorucki, es thut mir recht leid, daß Ihre Kaiserin Sie zurückruft; so wie es mich schmerzt, daß wir uns trennen sollen. Leben Sie wohl, mein theuerster Fürst, grüßen Sie Ihre Monarchin und versichern Sie dieselbe meiner ganzen Werthschätzung, und was Sie selbst, mein Fürst betrifft, so halten Sie sich überzeugt, daß ich, so lange ich lebe, Sie in meinem Herzen lieb behalten

und Ihr Andenken mir unvergeßlich bleiben wird." Der alte Fürst weinte und konnte nur eine stumme Verbeugung machen. Dolgorucki's Nachfolger war:

1786: Graf Romanzow, Sohn des Feldmarschalls, Env. extr. und Min. plénip.

Sein Nachfolger war Staatsrath Max von Alopäus.

4. Dänische Gesandschaft:

1741 fungirte noch H. von Prätorius.

1742: Graf Ludwig Casimir von Isenburg-Büdigen, Minister.

1747: Kanzleirath Scheider, Leg.-Secr.

1753: Kammerherr von Thienen, Env. extr.

1764: Kammerherr Baron Diede von Fürstenstein, Env. extr.

1767: Graf Görtz, Env. extr.

1773: Kammerherr von Larrey, Env. extr. „Unser Gesandter, schreibt der dänische Diplomat 1772, meint, daß man der Welt nur durch den Aufwand, den man macht, imponiren könne. Allein was gewinnt man mit dem äußeren Glanze, wenn nichts dahinter ist?"

1776: Baron Rosencron.

1781: von Juel.

1786: Graf Baudissin, Env. extr.

5. Schwedische Gesandtschaft:

1740 bis 1743 fungirte Hofrath Baron Carl Rudenskiöld zuletzt als Env. extr., einer der Lieblinge Friedrich's, der in Berlin nur le Ministre favori

hieß. Er brachte die Heirath mit der Prinzessin Ulrike in Richtigkeit und erhielt darauf von seinem Hofe den Titel eines Env. extr.. Der König gratulirte ihm mit den Worten: „Je suis fort aise que Votre cour Vous ait donné ce caractère, je le prend pour une marque que j'aurai le plaisir de Vous garder ici; le Roi Votre maître n'y pourra jamais avoir un ministre qui me soit plus agréable que Vous.“ Das Jahr darauf entdeckte ihm Rudenkjöld den Plan der Oestreicher und Sachsen, ihn in seinen Winterquartieren zu überfallen, worauf der Sieg bei Kesselsdorf folgte.

1744 kam als Bewerber um die Hand der Prinzessin Ulrike Graf Tessin, der den schwarzen Adlerorden erhielt.

1747: Graf Gyllenborg, Minister.

1748: Baron Hopken, Env. extr.

1752 brachte Graf Lieven den Seraphinenorden.

1753: Baron Wülffenstierna, Env. extr.

1764: Herr von Bohlen, Env. extr.

1766 und noch 1773: Herr von Manteuffel (von Zöge) Env. extr.

1782: Herr von Ehrenswerd, starb 1783 in Berlin.

1786: Graf Löwenhielm, Env. extr.

6. Polnische Gesandtschaft:

1765: Graf Branicki.

1773: Graf Kwilecki, Env. extr. — abwesend; Chargé d'aff. Leg.-Secr. Zablocki.

1786: Leg.-Rath Zablocki, Resident.

7. Holländische Gesandtschaft:

1740 bis 1747, wo er in Berlin starb, fungirte noch der frühere Gesandte, der bei Friedrich Wilhelm I. hochbetraute Baron Ginckel, General, als Env. extr.

1748: Herr von Real.

1751 und 1753: Graf Gronsfeld, Ministre plénip.

1760 und noch 1773: Herr Verelst, Env. extr., starb in Berlin, nachdem ihn Friedrich 1767 gegraft hatte: er hatte 1760 bei der russischen Invasion zu Berlin unter Tottleben gute Dienste geleistet. „Graf Verelst, schreibt der dänische Diplomat 1772, sieht ganz aus wie ein derber Holländer; er empfing mich im Schlafrock und es fehlte ihm nur die Pfeife, um das Bild zu vollenden."

1786: Baron Rheede, Env. extr.

8. Spanische Gesandtschaft:

1741 im Lager von Strehlen der durch seine Comforts ausgezeichnete Graf Montijo.

1776: von Lascy.

1782: de las Casas.

1786: Don Anton de Guemes Horcasitas y Padilla als Env. extr.

9. Sardinische Gesandtschaft:

1777: Marquis von Rossignan.

1786: Graf Fontana als Env. extr.

Noch ist dreier muhamedanischer, zweier europäischen und einer außereuropäischen Gesandtschaft zu gedenken:

10. Die vom türkischen Kaiser in der Person des Resmi Achmed, Effendi 1763/64 ward schon oben erwähnt.

11. Der Tartar-Chan Kerim Gerai schickte 1750 und nochmals 1761 Aga Mustapha, um ein Hülfscorps gegen Subsidien anzubieten.

12. Die außereuropäische Gesandtschaft kam von dem berühmten Feind der Engländer in Ostindien, dem Sultan Hyder Ali von Mysore im Jahre 1773. Hyder Ali bot dem König einen Hafen bei Goa und den ausschließlichen Handel an seiner Küste an, erbat sich dagegen preußische Unteroffiziere und Gewehrfabrikanten: französische Banquiers sollten für die Bezahlung dieser Leute und ihre Sicherheit Gewähr leisten. Der Gesandte, wahrscheinlich ein englischer Jude, sprach gut französisch und ziemlich deutsch und verstand auch Latein. Er kannte genau Europa, wie Indien. Sein Creditiv war persisch: Friedrich ließ es in Halle übersetzen. Er antwortete in lateinischer Sprache mit der Entschuldigung, daß er keinen Handel nach Ostindien und keine Flotte habe.

Die Stellung der fremden Gesandten in Berlin war sehr unerfreulich, weil sie nicht nur bei Hofe nicht empfangen wurden, weder bei dem König noch bei der Königin, auch nicht bei den Prinzen und Prinzessinnen — ausgenommen bei großen Hoffolennitäten, z. B. Vermählungen, sondern weil auch Friedrich seinen Ministern

allen Verkehr mit ihnen in gesellschaftlicher Beziehung streng untersagt hatte, um Gelegenheiten zu schädlichen Influenzirungen möglichst abzuschneiden. Es war das alter französischer Hofgebrauch: Graf Khevenhüller berichtet in seinen Annalen zum Jahre 1627: „daß in Frankreich allen Ministern verboten sei fremde Gesandte zu besuchen" — der Graf war 1627 selbst in Paris unter Cardinal Richelieu und nur durch eine besondre Erlaubniß des Königs besuchten ihn, obwohl er nicht einmal ausdrücklich auf den französischen Hof accreditirter Gesandter war, sondern nur nach Brüssel durchreiste, die französischen Minister.

Bei öffentlichen Audienzen an den Courtagen in Berlin, kam der König auf eine halbe Stunde aus seinem Cabinet und unterredete sich mit den Gesandten über die allergleichgültigsten Dinge. Bei den eigentlichen Privataudienzen war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugegen. Geheimer Aufseher über die fremden Gesandten in Berlin war viele Jahre durch mit einem ansehnlichen Gehalt ein Herr Ellermann. Das so eingeschränkte, wenig erfreuliche Dasein des fremden diplomatischen Corps am Berliner Hofe mochte wohl Ursache sein, daß so oft Wechsel Statt fand. Sogar bei der Botschaft des Hofs, der von jeher das System festhielt, lange die Gesandten an einer Stelle zu lassen, um recht genau sich in die Verhältnisseeinzuführen, fand eine auffallend öftere Veränderung statt — erst nach dem Hubertusburger Frieden blieb Fürst Dolgorucki länger.

Der Eindruck, den die unerfreuliche Stellung der fremden Gesandten auf sie machte, spiegelt sich in einem Schreiben des Sir Charles Hanbury Williams vom Jahre 1750, das sich überhaupt über die preußische Diplomatie verbreitet und im Anhang zu Walpole's Memoiren abgedruckt ist. Die Art und Weise, wie Sir Charles sich über den König ausdrückte, ward Veranlassung, daß dieser ihn ausschaffte. „Der König, schreibt der englische Diplomat, giebt seinen Angestellten sehr kleine Besoldungen und das ist der Grund, warum er keinen Gentleman auftreiben kann, der eine auswärtige Gesandtschaft übernehmen will. Seine Gesandten an allen Höfen sind der Abschaum der Erde und haben nichts auf das sie sich stützen können, als die Unverschämtheit ihres Herrn. Und in der That, die preußische Methode mit den Höfen zu unterhandeln, ist so beschaffen, daß ich mich wundere, wie souveraine Fürsten sich dieselbe gefallen lassen können. Die Minister Sr. Preuß. Maj. in Berlin, ich meine jene für die auswärtigen Angelegenheiten, spielen die erbärmlichste Rolle in ganz Europa. Selten oder nie sehen sie eine Depesche, die an fremde Höfe abgeschickt wird und alles was von fremden Höfen in Berlin einläuft, geht unmittelbar an den König, so daß Herr Podewils und Graf Finkenstein von dem was in Europa vorgeht, nicht mehr wissen, als was sie aus den Zeitungen erfahren. Wenn einer von uns in Geschäftsangelegenheiten zu ihnen kommt, so kann man aus ihrer Ueberraschung leicht

ihre Unwissenheit erkennen, und die einzige Antwort, die man von ihnen erhält, ist die, daß sie das, was man ihnen sagt, zur Kenntniß ihres Herrn bringen und sobald er ihnen seinen Willen eröffnet haben wird, die Erwiederung mittheilen wollen. Wenn man sich diese Erwiederung holt, sagen sie Einem den Auftrag des Königs beinahe in den nämlichen Worten, ohne je eines beizufügen; auch darf man sich mit ihnen über keinen Punkt in Erörterungen einlassen. Kurz, sie spielen die Rolle von Ministern, ohne es wirklich zu sein, gerade so wie Cibber die des Cardinals Wolsay, nur nicht halb so gut."

„Ich will Ihnen eine Geschichte von der Achtung des Königs von Preußen für das Völkerrecht erzählen. Vor einiger Zeit war ein Gesandter des Herzogs von Braunschweig hier, Namens Hoffmann. Er war ein Mann von vielem Verstande und was wir wohlgesinnt nennen (d. h. den Interessen der Seemächte und des Hauses Oestreich ergeben). Ueberdieß besaß er große Geschicklichkeit im Einziehen von Kundschaft, die er fleißig den Gesandten von England und Oestreich mittheilte. Der König von Preußen, dem dieß nicht verborgen blieb, schrieb nun einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Braunschweig und bestand darauf, indem er für den Weigerungsfall Drohungen beifügte, daß derselbe Hoffmann nicht als seinen Gesandten anerkenne. Der Herzog, welcher der würdigste Fürst von der Welt ist (es war Carl, der große Schuldenmacher, unter dem der große Lessing mit dem kleinsten Gehalte in Wolfenbüttel lebte), wurde durch diesen

Brief in solchen Schrecken versetzt, daß er, wiewohl sehr ungern, dieser harten und übermüthigen Forderung sich fügte. Sobald der König von Preußen die Antwort erhalten hatte, ließ er Hoffmann von Soldaten ergreifen und schickte ihn als Gefangenen nach Magdeburg, wo er nun seit mehr als vier Jahren an einen Karren gefesselt, schanzen muß."

„Einem Gesandten der Markgräfin von Anspach wäre beinahe das Nämliche geschehen. Allein dieser bekam bei Zeiten Wind und entwischte bei frühem Morgen aus Berlin. Als die Soldaten des Königs in der folgenden Nacht erschienen, um ihn zu packen, war der Vogel glücklich entkommen."

„Zum Nachfolger Hoffmann's sagte der König in der ersten Audienz, er rathe ihm, sich anders zu benehmen, als sein Vorgänger, und sich vorzüglich vor dem Verkehr mit jenen fremden Gesandten zu hüten, welche, wie er wissen müsse, ihm, dem König, nicht angenehm seien; thue er das nicht, so könne er sich darauf verlassen, daß man mit ihm gerade so verfahren würde, wie mit Hoffmann."

Interessant ist noch eine Bemerkung des geistreichen Horace Walpole in seinen Memoiren zum Jahre 1758 über das Verhältniß Friedrich's zu den bei ihm accreditirten englischen Gesandten. „Jeder Versuch, schreibt er, von unserer Seite den König von Preußen durch talentvolle Gesandte zu gewinnen, war mißlungen: er zeigte sich in sofern als einen kleinlichen Geist, als er sich scheute, sich mit fähigen Leuten zu messen. Aus diesem Grunde behandelte er

Sir Charles Williams auf das Ungnädigste — Lord Hyndford, H. Villiers und H. Mitchell waren die Leute, die ihm zusagten.“

Zu lange waren die Engländer gewohnt gewesen, geistig untergeordneten Leuten in Deutschland zu begegnen: der geistreiche Walpole verräth sich hier als erboster Engländer, der auf eine Seite hinschlägt, auf die in dieser Gesandtschaftsfrage nicht hinzuschlagen war: ein preußischer Gesandter Sir Charles Williams in London wäre sicherlich auch ausgeschafft worden von dem großen öffentlichen Geiste in England.

IV. Die Armee.

Die beiden wichtigsten Kriegsminister, die Friedrich der Große anstellte, waren: im siebenjährigen Kriege ein Pommer, der General Carl Heinrich von Wedel, der 1759 Dictator gegen die Russen gewesen war, und im bairischen Erbfolgekriege der nachmalige Graf Schulenburg-Kehnert, auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. wieder zurückkomme. Kriegszahlmeister wurde im Jahre 1751 der geheime Rath Friedrich Gotthold Köppen.

Die Monarchie blieb unter Friedrich dem Großen wesentlich eine Militairmonarchie und zwar eine Zwangsmilitairmonarchie. Daß sie dieß sei, erkannte der König selbst an, freilich nur gegen seine vertrauteste Umgebung. Als er vor dem ersten schlesischen Kriege eine Revue über 60,000 Mann hielt, fragte

er, wie Thiébault berichtet, den ihn begleitenden alten Dessauer, was er am Meisten bewundere? Der Fürst erwähnte die gute Haltung der Truppen und die Vorzüglichkeit ihrer Bewegungen. Friedrich erwiederte: „Das Wunderbarste für mich ist, daß wir mitten unter diesen Leuten in Sicherheit sind; jeder dieser Leute ist Ihr und mein unversöhnlicher Feind und doch hält sie die Subordination und der Geist der Ordnung in Schranken!" — — — Wie weit dieser Geist ging und mit welcher Ueberlegenheit er wuchtete, beweisen die berühmten Worte, die Friedrich oft vor seinen Schlachten bekannt machen ließ: „Heute giebt es keine Retirade!" und das Wort in der Schlacht bei Collin: „Rakker, wollt Ihr ewig leben?" „Der gewöhnliche Zustand der Sclaven in Afrika, sagt der Engländer Moore, oder der Zustand, worin sich Bürgersleute in den despotischen Ländern befinden, ist gegen die Art preußischer Soldatensclaverei gehalten, noch ein Stand der Freiheit."

Bei dem Heere bestand noch immer das alte Werbesystem. In Hamburg, Frankfurt am Main und in andern freien Reichsstädten hielten sich stets preußische Werbeoffiziere auf, so auch in Neufchatel und an französischen Besatzungen nahe gelegenen Orten.

Um die Armee vollzählig zu erhalten, dauerten die Zwangswerbungen fort. Nur im Inland verfuhr Friedrich milder. Im Ausland kamen durch die preußischen Werbewüthriche noch immer die empörendsten Excesse: so erstickte 1754 im Gebiete der Reichs-

stadt Ulm ein katholischer Student, den ein preußischer Werbeoffizier von Heyden auf der Landstraße hatte entführen wollen, an einem Taschentuche, das ihm in den Mund gesteckt worden war. Der Ulmer Magistrat setzte den Offizier fest, aber Friedrich reclamirte ihn und wollte bei der Sache allein Richter sein. Zuletzt entwischte von Heyden.

Der siebenundzwanzigste Mann in den preußischen Staaten, eingeschlossen Kinder und Greise, mußte als Soldat in der Armee dienen. Frei war nur der Adel und die Standespersonen, die Besitzer eines Kapitals von 6000 Thalern, die königlichen Diener, einzelne Gewerbe, wie die Bergleute und Tuchmacher, die Erben einer bäuerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und die Mennonisten und gewisse Provinzen und Städte, wie Cleve und Ostfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. s. w. Der Adel hatte die Offizierstellen: zwischen ihnen und den zum Dienst gepreßten Gemeinen war ein Unterschied, wie zwischen den heitern Olympiern und den betrübten Quadrupeden.

Daß dem buchstäblich so war, erweist ein Parolebefehl, den am 10. Juni 1785 der Gouverneur von Berlin, General von Möllendorf, erließ, indem er seinen Offizieren „die alte, auf irrigen Meinungen beruhende Idee verweist, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyrannisches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu seiner Schuldigkeit anzuhalten — S. Maj. der König haben keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienste, sondern rechtschaffene Soldaten, welches wir

auch sind, nur blos, daß uns das zufällige Glück höhere Charaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehn."

Seit der Erwerbung von Westpreußen bestand die Armee aus 200,000 Mann. Ihre Unterhaltung kostete dreizehn Millionen, weit über die Hälfte der gesammten Staatseinnahmen, die von Preuß auf zweiundzwanzig Millionen Thaler gestellt wird. Jeder Kopf der fünf Millionen Civileinwohner brachte durchschnittlich dem Könige vier Thaler ein.

Unter allen Provinzen seines Reichs hielt er die Pommern für die besten Soldaten, wie er denn in einem politischen Testamente, das im geheimen Staatsarchive niedergelegt ist, erklärt, daß seine Nachfolger sich ganz vorzüglich auf sie verlassen müßten. Noch sieben Tage vor seinem Tode befahl er dem Chef des Cadettencorps von Mosch in Berlin in einem Cabinetsschreiben vom 10. August 1786: „Ihr müßt Mir eine andere Liste von denen Cadets schicken und darin auch Pommern mit aufsetzen."

Am wenigsten geneigt war der König dagegen den Westphälingern wegen der von den Zeiten König Friedrich Wilhelm's I. her datirenden Abneigung derselben gegen den Soldatenstand.

16. Der Adel und die Adelstendenzen Friedrich's.

Der König hielt streng die Ansicht fest, nur Adelige zu Offizieren zu befördern. Vom Tage seiner Thronbesteigung an wurden die bürgerlichen Offiziere ohne Weiteres beseitigt, sie wurden aus der Linie in die Garnisonregimenter versetzt; nur bei der Artillerie und bei den Husaren wurden die Unteroffiziere „ohne Unterschied ihres Stands" nach dem Dienstalter zu Offizieren avancirt. In die Cadettenhäuser durften nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden. Friedrich ging mit Bewußtsein von dem Princip aus, den Adel und Bürgerstand streng aus einander zu halten, er theilte in dieser Beziehung ganz das alte französische Vorurtheil. Nur allein bei den Genies erkannte er freudigst an, daß sie unbedingt und ohne Weiteres zu den privilegirten Ständen gehörten. Sonst schied er streng, so streng, daß er z. B. auf den Maskeraden des Opernhauses, die er gab, die Bürgerlichen hinter gezogene Schranken verwies; es waren ihnen alle Masken bis auf Rosa-Dominos, die dem Adel vorbehalten waren, erlaubt. Jeder adelige Fähndrich hatte den Rang über den Legationsräthen. Nur adelige Studenten durften den Degen tragen, nur sie und vornehme Bürgerliche Carcerstrafe mit Gelde abkaufen. Er schützte den Adel in seinem Rang, aber das Brüsquiren der Bürger verwehrte er streng. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden unterm 30. Mai 1763 ward eine scharfe Cabinetsordre an den General

von Mosel erlassen „wegen des Prügelns der Bürger durch Offiziere."

Friedrich, der Sohn einer geliebten, sehr stolzen Mutter und eines mehr gefürchteten als geliebten, sehr bürgerlichen Vaters, war schon mit sechzehn Jahren wie dieser ihm sehr ernstlich vorwarf, „hoffärthig und recht bauernstolz, sprach mit keinem Menschen als mit welche und war nit popular und affabel." Er hatte schon als Kronprinz ein Vorurtheil gegen Bürgerliche, die er weder im Militair noch im Civil in hohen Stellen sehen wollte. Nach einem Briefe des Kriegs- und Domainenkammerdirectors Hille zu Cüstrin, unter dem er als Rath arbeiten mußte, vom 28. April 1731 an Grumbkow, erklärte Friedrich es geradezu für „höchst seltsam" daß der Landrath von Selchow dem Kammerdirector Hille Rechenschaft abzulegen habe, „un gentilhomme à des bourgeois, — Il ne dissimule guères le mépris qu'il a pour la roture" schreibt Hille. Je ne pouvois pas m'empêcher de dire, qu'effectivement tout étoit renversé dans le monde et que cela ne se remarquoit pas mieux que quand on considéroit, que des Princes qui n'avoient pas le sens commun ou qui ne s'amusoient que de bagatelles, commandoient cependant aux gens raisonnables; cela demeura là. S'il s'est fâché j'ay eu le plaisir de lui dire une vérité, qu'il n'entendra pas toujours." Es ist oben nachgewiesen worden, wie bürgerlich der Vater Friedrich's gesinnt war — im Gegensatz gegen den väterlichen

Sinn war Friedrich mit beständiger Vorliebe für den Adel. Friedrich hat seine Ansicht über den Adel in dem Anhang zum Armee-Reglement von 1779 ausgesprochen. „Es ist nöthiger, sagt er, als man glaubt, die Aufmerksamkeit bei der Wahl der Offiziere auf Adlige zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht läugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienst und Talent findet, aber das ist selten und in diesem Falle thut man gut, sie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, anstatt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen hat, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich dabei nicht weiter entehrt glaubt". 1770 schrieb Friedrich die bekannte kleine Schrift: „Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse". Er schickte sie am 3. April 1770 an d'Alembert mit den Worten: „Der Mensch ist ein Thier, das nicht zu bessern steht und das mehr nach Sinnlichkeit als nach Vernunft handelt. Ich habe indeß für dies Thier einen Catechismus verfertigt, den ich Ihnen hier schicke."

Wie Friedrich streng darauf hielt, daß in der Armee nur Adelige Offiziere werden durften, so ließ er es auch nur ausnahmsweise zu, Bürgerliche zu Ministern zu erheben. Er that es aber, wenn er an ihnen die dazu erforderlichen Eigenschaften in eminentem Grade bemerkte, wie sein Vater, Großvater und

Urgroßvater gethan hatten: er erhob diese bürgerlichen Minister in den Adelstand. Das geschah aber nur selten und so zu sagen gegen sein Princip. Ein Mann, der sehr wichtige Dienste im Civil geleistet hatte und um den Adel bat, erhielt den ausdrücklichen Bescheid in Folge eigenhändiger Marginalresolution des Königs: „On ne devient annobli par la plume, mais par l'épée.“ Die Feder-Verdienste der vielen großen, von seinen Vorfahren geadelten Minister, eines Distelmeyer, Meinders, Fuchs, Spanheim, Ilgen u. s. w. blieben nicht vor seinem Gedächtniß stehen, die Creutze, Kraute, Katsche dagegen, wie sie unter seinem Vater florirten, waren ihm im frischen Gedächtniß und gar nicht nach seinem Sinne.

Es gab unter Friedrich II. einige, freilich sehr seltene Beispiele von nicht geadelten Ministern. Unter zweiundsechzig von Friedrich ernannten wirklichen Geheimen Etats-Räthen war der Staats- und Finanzminister und Generalpostmeister Michaelis in den Jahren 1779—1781 der einzige, der nicht vom Adel war. Auch Colomb, der Schwiegervater des Fürsten Blücher war achtzehn Jahre lang Präsident der Kammer in Ostfriesland und blieb es, bis ihn Friedrich Wilhelm II. 1786 in den Adelstand erhob. Die einflußreichsten Leute, die Cabinetsräthe, waren sämmtlich Bürgerliche. Die Minister-, Präsidenten-, Landeshauptmanns- und Landrathsstellen, die Oberhofämter und namentlich auch die Gesandtschaftsposten gehörten dagegen in der Regel wie die Offizierstellen vorzugsweise dem

Adel. Nicht adelige Gesandten waren gegen Friedrich's Wunsch und Willen. So ward der zeitherige Commitialgesandte Heinrich Pollmann zu Regensburg, gleich nach der Thronbesteigung, wie oben schon erwähnt wurde, geadelt.

Der König besaß eine außerordentliche Kenntniß der adeligen Geschlechter, besonders in seinen Staaten. Er wußte ob und wie sie seinen Vorfahren gedient hatten oder ihnen zuwider gewesen waren. Er kannte ihre Verbindungen und ihre Familienverhältnisse genau. „Manchen von ihnen, bemerkten die Anecdoten und Charakterzüge (Berlin 1788) konnte er oft mehr davon sagen, als sie selbst wußten. Es gab daher auch wirklich Männer in der Armee, die ihr Leben für die Behauptung gelassen hätten, der König wisse alles und sei in seinen Aussprüchen untrüglich.“

Glänzend aber waren die Adelszustände in der preußischen Monarchie keineswegs, zumal nach dem siebenjährigen Kriege. Der Adel in Schlesien, und namentlich der in Pommern, war furchtbar heruntergekommen: er befand sich hier in der betrübtesten Misère. Der bekannte Brenkenhoff, der achtzehn Jahre lang 1758—1780 Millionen zur Landescultur anvertraut erhielt, fand auf einer vom König ihm aufgetragenen Rundreise in Pommern die äußerste Armuth, er unternahm es, wie Zedlitz im preußischen Adelslexikon beibringt, sie dem König beweglichst ans Herz zu legen und führte unter andern ein allerdings überaus drastisches Exempel an, um das Herz des Königs zu rühren. Es war das Dorf Czarn-Damerow.

Zu demseben gehörten etwa vierzig Hufen sandiges Ackerland, ohne allen Wiesenwachs: darauf lebten zwölf Adelsfamilien, bestehend aus einem Schock Seelen weniger eine. Die einzigen Unadligen dieses Dorfes waren der Nachtwächter und der Kuhhirt, sie waren aber mit adeligen Fräuleins vermählt. Friedrich stiftete das Cadettenhaus zu Stolpe, um diesem armen Pommer-Adel Gelegenheit zur standesmäßigen Ausbildung zum Offizierstand und zu Brot in diesem Stande zu verhelfen.

Friedrich unterstützte den Adel, um ihn vor Verarmung zu schützen, theils durch bedeutende Geldunterstützungen, theils durch ein umfassendes Creditsystem. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden gab er an den schlesischen Adel 300,000 Thaler und an den Adel in Pommern eine Million, damit die Schulden bezahlt und die Güter wieder in Stand gebracht werden könnten. Zu Verbesserung der Güter erhielt der pommersche Adel später jährlich 300,000 Thaler: damit wurden Brüche ausgetrocknet, wüster Grund in Ackerland verwandelt, Wiesen angelegt, Bauernhöfe angebaut. Der Adel behielt das Capital und verzinste es mit ein bis zwei Procent. Die Einnahme der Gutsbesitzer in Pommern stieg bald durch diese Vorschüsse aufs Doppelte und Dreifache. Auch in der Neumark ward der Adel mit Geld unterstützt und eben so auch in den andern Provinzen.

Schlesien ward hauptsächlich durch das Creditsystem geholfen, das der Großkanzler Carmer 1769

zuerst in dieser Provinz zu Stande brachte: eine Landschafts-Creditbank ward hier errichtet. Friedrich gab dazu 200,000 Thaler. So wurden an vierhundert adlige Familien vor dem gänzlichen Verfalle gerettet. 1777 nahm die Provinz Brandenburg, 1780 Pommern dasselbe Creditsystem an.

Friedrich gab eine Menge Gesetze, um die Bürgerlichen vom Erwerbe der Rittergüter abzuhalten, indirect und zuletzt auch direct. Bürgerliche Rittergutsbesitzer wurden von Kreis- und Landtagen, vom Kirchenpatronat, von der Gerichtsbarkeit, von der Jagd ausgeschlossen. Dennoch gingen viele Rittergüter von dem verarmten Adel an die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Leute aus dem dritten Stande über. So weit kam es aber erst im neunzehnten Jahrhundert, daß eine schlesische Standesherrschaft Groß-Leuthen von den Händen der Erben des Grafen Häseler in die eines Herrn Griebenow und eine schlesische Minderstandesherrschaft Freihan, früher dem Grafen Maltzahn zugehörig, durch verschiedene gräfliche und fürstliche Hände, endlich in die der Gebrüder Schreiber gelangte. Um solchem bedauerlichen Unfug vorzubeugen hatte Friedrich — aber vergebens — noch am 14. Juni 1785 eine Cabinetsordre gegeben, die anbefahl: „kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen blos für die Edelleute sein und bleiben.“

Merkwürdig, was die Armee betrifft, war die Manier, wie der König bei den Musterungen oder auch bei der Tafel nobilitirte oder den Adel absprach. Er erklärte einmal bei Tisch: „ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechtes werden will.“ Man hielt ihm das Beispiel des Obersten R. (wahrscheinlich Rohdich) entgegen. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen und sagte endlich: „Ei was, der Oberst R. ist ein alter Edelmann, das weiß ich besser!“ Die Familie Rohdich steht noch heut zu Tage nicht im Zedlitzischen Adelslexikon, während die des famosen „Entrepreneurs“ und Menschenhändlers im siebenjährigen Kriege Collignon darin steht.

Mehrere Adelige, wie Rohdich, Quintus-Icilius und Andre wurden so durch des Königs bloßes Wort stillschweigend geadelt. Bei einer Musterung erklärte dagegen einmal der König — wie er es öfters that — nachdem er einen Offizier nach seinem Namen gefragt hatte: „Er ist kein Edelmann“. Der Offizier erwiederte ganz kaltblütig: „Kaiser Rudolf II. hat schon eine Pön von 10 Mark löthigen Goldes darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln sollte.“ „Ei gehorsamer Diener,“ antwortete der König, „ich habe jetzt kein Geld,“ und ritt weiter. Mehrere für unadelig erklärte Junker und Offiziere — die sich nicht als Edelleute betrugen — blieben aber unadelig, wenigstens so lange die gestrenge Majestät lebte.

Den einleuchtendsten Beweis, das Geld und Ehre recht gleiche Wirkungen haben, hätte dem König, der der letzteren so viel zuschrieb, der Vorfall mit einem Dragoneroffizier im siebenjährigen Kriege liefern können. Im Angesicht des Königs zeichnete dieser Offizier sich durch die glänzendste Tapferkeit aus, der König schickte ihn den Verdienstorden. Der Offizier, ganz arm, schickte den Orden mit größtem Danke zurück, weil er die zehn Ducaten Gebühren an den Adjutantur-Secretair nicht habe. Der König ließ ihn in sein Zelt kommen und überließ ihm die Wahl zwischen dem Orden und hundert Ducaten — beides lag auf dem Tische. Der Dragoneroffizier nahm die Ducaten. Der König war empört und rief: „Er hat keine Ehre im Leibe!“ Im bairischen Erbfolgekriege zog derselbe Offizier wieder durch seine ganz außerordentliche Bravour die Augen des Königs auf sich. Er erhielt jetzt den Orden zum zweitenmale. Diesmal behielt er ihn. Als er kam, dem König zu danken, erinnerte ihn dieser an den früheren Vorgang. Der Offizier klärte das Geheimniß sofort auf, indem er dem König sagte, daß er jetzt eine Compagnie besitze, die ihn zu Gelde gebracht habe.

Daß aus den geadelten Offizieren „nichts rechtes werden wollte,“ lag oft in dem Mangel an Mitteln dieser Leute, und noch öfterer daran, daß sie ohne Familien-Connexionen nicht empor sich arbeiten konnten, ja oft ihnen so entgegengearbeitet wurde, daß sie trotz Genie und Philosophie und dergleichen nicht aufzukommen vermochten — kraft des sehr wahren

englischen Sprichworts: „A man is, what his stomach makes him.“ Hungerleider konnten und können nicht „Ehre im Leibe haben.“ Der König selbst hatte sich am 1. November 1770 an d'Alembert zu der Maxime bekannt, „daß gute Verdauung besser sei, als gute Philosophie.“

Wenn — ausnahmsweise — Friedrich auch Bürgerliche zu Offizieren machte, verlangte er in diesem Falle: „große Meriten — und das wollte nicht wenig bei ihm besagen — einen offenen Kopf, ein gut Exterieur und zwölfjährigen Unteroffiziersdienst.“ Das Beispiel des 1744 wegen bloßer Bravour beim Erstürmen des Ziskabergs geadelten alten Musketiers, der als Kraul von Ziskaberg Lieutenant ward, aber ein starker Trunkenbold und wüster Mensch war, hatte keine Nachfolge: der König stand selbst davon ab, auf die alleinige Eigenschaft der Bravour hin den Adel zu geben. Bildung und Charakter wurden so doch die Haupttitel, auf welche hin die Nobilitirungen erfolgten. Der Artillerie-Oberstlieutenant Tempelhoff, der bekannte Geschichtsschreiber des siebenjährigen Kriegs, 1784 geadelt, war noch bei der Schlacht bei Hochkirch Unteroffizier gewesen. Auch Quintus Icilius, der ursprünglich Guichard hieß, war ein Roturier, ward aber Oberst und stillschweigend, nicht durch Diplom geadelt und Spezial des Königs. Eben so ward der 1803 als Commandirender in Neu-Ostpreußen und sogar als Ritter des schwarzen Adlerordens gestorbene Carl Ludwig Günther 1778 auf der Campagne in Böhmen, damals Rittmeister im Belling'schen Husaren-

regiment, geadelt. Rohdich, ein Feldwebelssohn, blieb bürgerlich, stieg aber bis zum Generallieutenant und Gouverneur von Potsdam und jedermann nannte ihn wie der König, Herr von Rohdich. Er war ein sanfter, ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, ein Jugendfreund des berühmten hessischen Generals Martin von Schlieffen. Wahrscheinlich war es Rohdich, der einmal, als der hohe Adel (? Schlesiens) dem König eine Fête gab, nicht eingeladen wurde. Der König ließ den F. v. H. (? Fürsten von Hatzfeld) kommen und erklärte ihm, daß Rohdich, dieser verdiente Mann, seine Person vertreten solle, die Frais werde er selbst hergeben. Hierauf kam die Entschuldigung, daß Rohdich vergessen worden sei: man erwies ihm, sagen die Anecdoten und Charakterzüge, „alle ersinnliche Ehre;" auch ward später besser eingeladen. Von Bürgerlichen standen in ganz besonderer Gunst: Fredersdorf, Jordan, Gotter, Algarotti, Quintus, Maupertuis, Abbé Bastiani und Bielefeld. Gotter und Algarotti grafte Friedrich, Bielefeld baronisirte er, Fredersdorf, Maupertuis und Quintus ließ er in den Hofkalender adelig aufführen, Jordan, der Intimus, blieb Bürgerlicher bis zu seinem Tode: erst 1816 wurde die Familie in der Person des Gesandten in Dresden geadelt. Quintus legitimirte sich zum Adel, als er dem König bei seiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf die Auskunft über die Töpferabkunft gab.

Lächerliche Adelsvorurtheile und lächerliche Adelsprätensionen bei Andern wußte der große König ganz

in ihrer Blöße zu fassen. Er kam einmal bei einem Reichsfreiherrn von Grote durch, Besitzer eines unmittelbaren Reichsterritoriums, der Reichsherrschaft Schauen im Harze, jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg gehörig und noch der Familie Grote zuständig, bestehend aus einem Hofe. Grote empfing den König mit dem sonderbaren Complimente: „Ich freue mich, Ew. Maj. auf meinem Territorio zu sehen." Friedrich erwiederte dieses sonderbare Compliment mit der guten Replik, die er mit sarkastischem Lächeln ausließ: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent."

Den höheren Adel, der darauf höhere Auszeichnungen begehrte, mochte Friedrich gar nicht. Dem Hofmarschall Grafen Schulenburg, der 1783 für seinen als Junker angestellten Sohn, weil er ein Graf sei, eine Offiziersstelle erbat, schrieb er eigenhändig: „Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten bei allen Landen, in England ist der Sohn des Königs nur Matrose auf ein Schiff, um die Manoeuvres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und geburth nichts einbilden, denn das sind nur Narrenspossen, sondern es kommt nur allezeit auf sein Merit personnel an."

Friedrich schrieb unterm 6. October 1772 an d'Alembert: „Der Adel ohne Kenntnisse ist nichts als ein leerer Titel, der einen Unwissenden zur Schau stellt und ihn der Verspottung derer Preis giebt, die

Gefallen daran finden.“ Noch deutlicher drückte der König sich an einer andern Stelle aus: „Der Adel ist nichts anderes, als ein höherer Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billigerweise bei den Personen voraussetzen darf, die eine sorgfältigere Erziehung genießen konnten; wenn er dies nicht ist, so ist er gar nichts, er nützt nichts, er ist ein Unkraut.“

Am 28. Febr. 1767 schrieb Friedrich an Voltaire: „Während des Kriegs herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit und man begrub täglich sechsundzwanzig Personen. Eine gewisse Gräfin sagte damals: „„Gott sei Dank, der hohe Adel wird verschont, alles was stirbt, ist nur Pöbel!““ Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu sein, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen!“

Ein besonderer Greuel waren aber doch dem König die s. g. Mesallianzen der Prinzen mit Fräuleins und der Adeligen mit Bürgerlichen. Als der „betagte“ Prinz von A. (wahrscheinlich Anhalt) ein Fräulein von H. (Haßlingen) heirathen wollte und alles bis auf die Einwilligung des Königs fertig war, schrieb Friedrich: „Sollten schon dergleichen Verbindlichkeiten übernommen worden sein, so müssen sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädchens versiegen und vertrocknen endlich. Aber einen solchen Flecken in einem regierenden Hause können Jahrhunderte kaum verwischen.“ Drei Jahre darauf kam die oben angeführte Marginalresolution:

„Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke." Als im Jahre 1765 der General von Dierecke für seinen Schwager von Gräveniß bat, daß er die Tochter des gräflich Hoym'schen Ober=Inspectors Glaser heirathen dürfe, resolvirte der König auf das Gesuch: „Fui, wohr er So was vohrschlagen Kan." Eben so hieß es in einer Cabinetsordre vom 17. November 1746: „Ich werde zu der vorhabenden niederträchtigen Heirath des Lieutenant von Buttberg mit des Heydereiter Thielen Tochter nimmermehr Meinen Consens ertheilen und sollet ihr (sein Major) ihn davon abhalten oder, wann er sich daran nicht kehret, in arrest setzen." Und am 4. Oct. 1747 hieß es: „Ich gebe nicht zu, daß sich Offiziers mit Kaufmanns Töchtern heirathen." Und eine Cabinetsordre d. d. Potsdam 31. Oct. 1746 lautete: „Mein lieber Generallieutenant von Leps. Ich gebe euch auf euer Schreiben vom 26. d. M. wegen des Lieutenants von Schwensitzky vorhabenden Heirath mit einer Doctors=Wittwe hierdurch in Antwort, daß es mir sehr unangenehm ist, wenn Subaltern-Offiziers heirathen und zumal sich mesalliiren wollen. Ihr habet also die Eurigen vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als euch für sie wegen solcher mariagen zu interessiren, denn ihr sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet."

Im Ausland war wohl bekannt, daß der König bei Leuten, mit denen er Verkehr hatte, immer darnach zu fragen pflegte, ob sie von Adel seien. Als im Jahre 1769 der darmstädtische Geheime Rath Hesse

nach Berlin entsendet wurde, um die Heirath der darmstädtischen Prinzessin mit dem Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) zu reguliren, hielt er daher für nöthig, sich schriftlich beim Könige zu entschuldigen, daß er nicht von Adel sei — aber ein ehrlicher Mann. Der König schrieb ihm zurück: „Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen vom besten Adel und vom größten Werth; denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen. Er ist mir willkommen, ich sehe ihn gern bei mir und es wird mir ein Vergnügen sein, einen Vertrauten von meinem alten Freunde kennen zu lernen."

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck

Bei Hoffmann und Campe in Hamburg ist erschienen:

	Thlr.	Sgr.
Vehse, Dr. Eduard, Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Erste Abtheilung. 1r, 2r und 3r Theil; a. u. d. T.: Geschichte des preußischen Hofs und Adels und der preußischen Diplomatie. 1r, 2r und 3r Theil . à	1	7½

	Thlr.	Sgr.
Aubert, Denkschrift über die Ereignisse, welche sich auf die Wiederbesetzung von Hamburg durch die Franzosen beziehen. 1815	—	20
Bauer, Edgar, die Parteien: Politische Revue. 1—3s Heft	1	—
Bolivar's Denkwürdigkeiten. Herausgegeben von seinem General-Adjutanten Ducoudray-Holstein. Deutsch von C. N. Röding. 2 Theile . .	2	20
Briefe aus Italien und Frankreich. Von einem Russen .	1	—
Brömel, A. Th., die freie Verfassung Norwegen's in ihrer geschichtlichen Entstehung und weiteren Entwickelung, ihrem Wesen und ihren Folgen. 1r Theil	2	—
Czetz, Joh., Bem's Feldzug in Siebenbürgen in den Jahren 1848 und 1849. Mit dem Facsimile Bem's	1	15
Enthüllungen aus Oesterreich's jüngster Vergangenheit. Von einem Mitgliede der Linken des aufgelösten österreichischen Reichstages . . .	1	15
Erdmann, Dr. P., Lola Montez und die Jesuiten. Eine Darstellung der Ereignisse in München . .	1	15
Everett, A. H., Amerika, oder allgemeiner Ueberblick der politischen Lage der verschiedenen Staaten des westlichen Festlandes, nebst Vermuthungen über deren künftiges Schicksal. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen. 2 Theile	2	15
Feldzug der russischen Armee von Polen im Jahre 1813 und 1814	1	10

Digitized by Google

		Thlr.	Sgr.
Horváth, S., Graf Ludwig Batthyany, ein politischer Märtyrer aus Ungarn's Revolutionsgeschichte und der 6. October 1849 in Ungarn	. . .	—	10
Kobbe, P. von, Geschichte der neuesten Zeit. 2 Theile	.	3	—
Lapinski, Th., Feldzug der ungarischen Hauptarmee im Jahre 1849.	. . . .	1	—
Lüders, W., Mecklenburgs eingeborner Adel und seine Vorrechte. Historische Andeutungen zur Aufhellung streitiger Punkte zwischen adligen und nichtadligen Gutsbesitzern. 1s und 2s Heft.			—
Martens, G. L., Tagebuch eines Freiwilligen des von der Tann'schen Corps. Mit 4 Plänen und von der Tann's Portrait	. . . .	1	10
Mediatisirung und Dualismus in Deutschland	. . .	—	7½
Ob Oestreich oder Preußen. Historisch-politisches Spiegelbild	. . . .	—	7½
Phantasie, eine preußische	. . . .	—	7½
Prinzhausen, Fr., der Scheinkrieg mit Dänemark im Jahre 1848	. . . .	1	15
Republik oder Monarchie? Beantwortet durch Thomas Paine's „gesunder Menschenverstand" und „Menschenrechte". Nach den Originalquellen bearbeitet von John Greis	. .	—	10
Salvador, J., Geschichte der mosaischen Institutionen und des jüdischen Volks. Nach der zweiten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt für Gelehrte und Gebildete aller Stände von Dr. Essena. 3 Thle.	. . . .	5	—
Sibyllinische Bücher aus Oesterreich. 2 Bände	. .	3	—
Spittler, Geschichte der dänischen Revolution im J. 1660		—	25
Teleki, Graf Ladislaus, die russische Intervention in Ungarn. Nebst diplomatischen Actenstücken	.	—	7½
Verhandlungen ständische, in Oestreich 1r Band. A. u. d. T.: der böhmische Landtag im J. 1847		1	15
Vom andern Ufer. Aus dem russischen Manuscripte	.	1	15

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on or before the date last stamped below.

JUL 1 0 1974

Stanford University Libraries
3 6105 011 944 555

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD AUXILIARY LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(650) 723-9201
salcirc@sulmail.stanford.edu
All books are subject to recall.
DATE DUE

Digitized by Google